Band 180, Heft 1 April 1920

Preußische Jahrbücher

Begründet von R. Haym, fortgeführt von
Heinrich v. Treitschke und Hans Delbrück

Herausgeber: Dr. Walther Schotte

Aus dem Inhalt:

(Fortsetzung auf der Innenseite)

Georg Stilke, Berlin
1 9 2 0

Vierteljährlich 22.50 Mk. Einzelheft 8.30 Mk.

Ausgegeben am 8. April

Besprechungen

Wünsche zur Reichsschulkonferenz. Bernhard Kumsteller: Zum Ministerialerlaß über die Geschichtslehrbücher vom 6. Dezember 1919. (S. 135). – Hermann Walsemann: Zur Kritik des Elementarschulwesens. (S. 137).

Pädagogik. Walter Heynen: Deckelmann: Die Literatur des 19. Jahrhunderts im deutschen Unterricht. (S. 141).

Literatur. G. Stecher: Werner Mahrholz, Deutsche Selbstbekenntnisse. (S. 143).

Theater. Hans Orlowius: Friedrich Hebbel in der Volksbühne. (S. 145). – Kurt Busse: Theater in der Königgrätzerstraße: F. Wedekind, König Nikolo. (S. 150).

Geschichte. Walther Schotte: Lebensläufe aus Franken. (S. 151). – H. Meisner: Martin Luther. Ein Bild seines Lebens und Wirkens. (S. 153).

Technik. A. Heinze: A. Riedler: Wirklichkeitsblinde in Wissenschaft und Technik. (S. 154).

Politische Korrespondenz

Walther Schotte: Märzfreuden. (S. 157).

Hinweise und Anzeigen. (S. 159–160).

Schriftleitung: Dr. Walter Heynen, Berlin W. 10, Friedrich Wilhelmstraße 10.

Unverlangte Manuskripte sind unter Beifügung von Rückporto einschließlich Einschreibegebühr an die Schriftleitung, Berlin W. 10, Königin Augustastraße 43, zu richten, wenn eine Rücksendung gewünscht wird.

Karl Twesten

Sein Entwicklungsgang und seine politische Wirksamkeit

von Dr. Julius Heyderhoff

In Karl Twesten hat der preußische Liberalismus der Reichsgründungszeit seinen bezeichnendsten Führer besessen; keines andern Mannes Wirksamkeit ist ein so lebendiger und ergreifender Ausdruck der Kämpfe und Wandlungen des Liberalismus im Jahrzehnt unserer ersten nationalen Entscheidung. In diesem Jahrzehnt haben die Liberalen, organisiert im National-Verein und in der Deutschen Fortschrittspartei, ihren alten Kampf um Freiheit und Einheit der Nation noch einmal begonnen und zunächst im Preußen der neuen Aera die volle Durchsetzung ihrer freiheitlichen Forderungen versucht, weil sie von einem liberalen Preußen die Einigung der Nation erwarteten; im Verfassungskonflikt von Bismarck niedergehalten und zugleich durch schrittweise Erfüllung ihres nationalen Programms in ihrem erbitterten Widerstand gelähmt, haben sie nach der Entscheidung von 1866 eine tiefgehende Spaltung und Wandlung erlebt: neben die Fortschrittspartei tritt die Nationalliberale Partei, die Bis-

---

Die letzten, sehr beträchtlichen Aufschläge der Papierpreise und Druckerlöhne haben die Herstellungskosten erneut um 400%, seit August 1914 insgesamt um 700% erhöht.

Zu unserm Bedauern mußte daher auch der Preis unserer Zeitschrift abermals heraufgesetzt werden: er wird vom 1. April d. Js. ab vorläufig 8,30 Mk. für das Einzelheft, 22,50 Mk. für das Vierteljahr-Abonnement betragen.

Der Verlag.

Karl Twesten

Sein Entwicklungsgang und seine politische Wirksamkeit

von Dr. Julius Heyderhoff

In Karl Twesten hat der preußische Liberalismus der Reichsgründungszeit seinen bezeichnendsten Führer besessen; keines andern Mannes Wirksamkeit ist ein so lebendiger und ergreifender Ausdruck der Kämpfe und Wandlungen des Liberalismus im Jahrzehnt unserer ersten nationalen Entscheidung. In diesem Jahrzehnt haben die Liberalen, organisiert im National-Verein und in der Deutschen Fortschrittspartei, ihren alten Kampf um Freiheit und Einheit der Nation noch einmal begonnen und zunächst im Preußen der neuen Aera die volle Durchsetzung ihrer freiheitlichen Forderungen versucht, weil sie von einem liberalen Preußen die Einigung der Nation erwarteten; im Verfassungskonflikt von Bismarck niedergehalten und zugleich durch schrittweise Erfüllung ihres nationalen Programms in ihrem erbitterten Widerstand gelähmt, haben sie nach der Entscheidung von 1866 eine tiefgehende Spaltung und Wandlung erlebt: neben die Fortschrittspartei tritt die Nationalliberale Partei, die Bismarck nicht mehr bekämpft, sondern mit ihm zusammenwirkt auf der Grundlage des nun beginnenden Ausgleichs zwischen den Forderungen staatlicher Macht und politischer Freiheit. Die deutsche Parteigeschichte kennt wenige Vorgänge von gleicher Bedeutung. Je höher man sie bewerten darf, weil es sich hier um einst grundlegende Fragen unseres Staatslebens und eine folgenreiche Wandlung des politischen Denkens handelt, um so mehr verlangt die Persönlichkeit Twestens Beachtung.

Wie keiner der Liberalen steht er inmitten der Hergänge dieses Jahrzehnts, das seine Wirksamkeit genau umfaßt. Er hat die liberalen Hoffnungen der neuen Aera klassisch ausgesprochen in seiner ersten Broschüre. Ein tiefes Symbol und Vorzeichen des aufsteigenden Verfassungskonflikts bildet sein Duell mit dem Chef des Militärkabinetts Edwin von Manteuffel. Ein Höhepunkt des Konflikts liegt in seiner Verteidigung der Redefreiheit gegen die ihr von einem berüchtigt gewordenen Urteil des Obertribunals drohende Unterdrückung.

Erscheint so dieser Richter von der guten altpreußischen Art, dieser Mann des Rechts und der festen Rechtsüberzeugung, als eine führende Gestalt der Konfliktszeit, so gehört er doch zugleich auch der auf sie folgenden Periode des Zusammengehens der bisherigen Gegner an als Mitbegründer und hervorragender Führer der Nationalliberalen Partei, als einer der wichtigsten Träger einer neuen, auf Vereinigung von Macht und Freiheit gerichteten Staatsgesinnung. Was ihn kennzeichnet, ist nicht bloß der Rechtssinn des Juristen, der nach festen Normen des Staatslebens, nach Garantien gegen Gesetzesmißbrauch und Verwaltungswillkür sucht, sondern mehr noch der eigentlich politische Sinn, der auf der Grundlage des Gegebenen nach dem Möglichen und Erreichbaren strebt und die ewige Aufgabe der Politik in wirksamem Handeln sieht. Stets dringt er auf Anerkennung des Wirklichen; niemals kann er sich neben die Tatsachen, immer nur mitten in sie hineinstellen. Durch diese Fähigkeit ist er den starren Programm-Politikern in der Fortschrittspartei von Anfang an überlegen; sie ermöglicht ihm die Erkenntnis ihrer falschen Behandlung der Militärfrage und die Anerkennung der Bismarckschen Politik im Kampf um Schleswig-Holstein; sie treibt ihn nach der Entscheidung von 1866 zu positivem Handeln.

Dieser Wirklichkeitssinn gehört zu den eigensten Zügen des reichsgründenden Geschlechts. Er ist das gemeinsame Erlebnis einer Generation, deren geistige Entwicklung zusammenfiel mit dem siegreichen Vordringen der realistischen Bewegung des 19. Jahrhunderts und die aus dem Zusammenbruch der politischen Ideologie von 1848 die Lehre zog, „das Wirkliche zu denken und zu wollen“. Twesten ist ein geistesgeschichtlich besonders interessantes Beispiel dieser Entwicklung, denn sie vollzieht sich bei ihm innerhalb der gleichzeitlichen Wandlung des philosophischen Denkens und in engem Anschluß an die positive Philosophie Comtes, die er als einer der Ersten in Deutschland literarisch vertreten hat. Nur aus der Kenntnis seines geistigen Lebens läßt sich sein politisches Handeln ganz verstehen. Denn sein Denken ist für sein Handeln bestimmend geworden; auch von ihm gilt Hermann Baumgartens Wort, daß wir zuerst geistig bewältigen mußten, was wir dann in der Praxis versuchen sollten.

Es wird die Aufgabe seiner Biographie sein, dem reichen

und tiefen Inhalt dieses kaum gewürdigten Lebens gerecht zu werden, das ein wichtiges Stück unserer Volksentwicklung im 19. Jahrhundert in schöner Klarheit widerspiegelt. Der nachstehende Versuch darf sich begnügen, seinen Entwicklungsgang darzulegen und eine nur bei den Höhepunkten verweilende Uebersicht der politischen Wirksamkeit zu bieten.

I.

Am 22. April 1820, fünf Jahre nach den Befreiungskriegen, ein halbes Jahr nach den Karlsbader Beschlüssen, hat in einem Gelehrtenhause Kiels das Leben Karl Twestens begonnen. Auf den Höhen deutscher Bildung, darf man sagen, denn Schleiermacher ist sein Pate gewesen und Niebuhr hat ihm als Großonkel freundliche Wünsche auf den Lebensweg mitgegeben. Wie Mommsen und Theodor Storm ist er ein Sohn der deutschen Nordmark, Schleswig-Holsteiner vom Vater und von der Mutter her. Vieles in ihm erinnert an die Stammesart: daß er als gereifter Mann ins Elternhaus zurückkehrte und dauernd in ihm heimisch blieb, ist ein der Stormschen Husumerei eng verwandter Zug, erklärt sich aber auch aus seiner steten Kränklichkeit und seiner Ehelosigkeit, Ungewöhnlich groß ist daher die Bedeutung, die das Elternhaus und die Eltern für ihn gehabt haben; nur als Kind dieses Hauses versteht man ihn ganz. Alle bezeichnenden Züge seines Wesens sind in den grundverschiedenen, aber harmonisch sich ergänzenden Persönlichkeiten der Eltern vorgebildet. Vom Vater, dem bekannten Theologen und Nachfolger Schleiermachers an der Berliner Universität, ist ihm die geistige Ausstattung überkommen: Erkenntnistrieb und weite Bildungsinteressen, Bedürfnis zusammenhängender Weltbetrachtung; von der tatkräftigen, in Liebe und Haß leidenschaftlich empfindenden Mutter, die auch seiner politischen Entwicklung gefolgt ist, hat er die Eigenschaften, die ihn zum handelnden Menschen, zum praktischen Politiker gemacht haben.

Er ist aufgewachsen in der Uebergangsperiode aus unserem literarischen in unser politisches Zeitalter, unter der vollen Nachwirkung der idealistischen Zeit, des Humanitätsideals und der Hegelschen Philosophie, zugleich aber unter dem Eindruck der neuen Ideen politischer und sozialer Umgestaltung, die

Preußen seit dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV. ergriffen. Wie bezeichnend für diese Uebergangszeit und ihre politische Lyrik sind die Gedichte des Heidelberger Studenten mit ihrer brünstigen Anbetung der Freiheit und ihrer so selbstsicher auftretenden Verfassungsforderung, wie entspricht es dem literarisch-politischen Doppelleben der damaligen Jugend, daß die erste Veröffentlichung des Kammergerichts-Assessors ein Trauerspiel aus der altrömischen Geschichte ist, in dessen Deklamationen die Reden des Vereinigten Landtags von 1847 nachklingen! Ins Innere dieses Marquis Posa-Jüngers führt ein Tagebuchblatt von 1845: da bekennt sich der eben ernannte Assessor, im Begriff, die „christlich-monarchische“ Gesellschaft beim Kultusminister Eichhorn aufzusuchen, zur Menschheitsreligion Feuerbachs und zur Demokratie. Auch ihn hat jetzt der große Zeitkonflikt ergriffen, der zunächst noch im Stillen, in kleinen Gesellschaftskreisen geführte Kampf der sich bildenden Parteien in Staat und Kirche, der Christlich-Germanischen und Kirchlich-Orthodoxen hier, der Liberalen und Anhänger der freien Gemeinden dort, ein Kampf extrem entgegengesetzter Weltanschauungen. Als dann die lichtfreundliche Bewegung diesen Kampf zur öffentlichen Sache macht, die auf Markt und Kanzel, in Versammlungen und in der Presse ausgefochten wird, ist er wieder beteiligt: der völligen Unabhängigkeit der bürgerlichen Rechte vom Bekenntnis an Stelle des Zwangs, sich zu einer staatlich anerkannten Lehre zu bekennen, und daher der Trennung von Kirche und Staat wird er ein beredter Vorkämpfer. Natürlich geht er im März 1848 mit der Revolution wie Bennigsen und Planck, wie Miquel und Bamberger. Er verteidigt ihren Rechtsboden in der Berliner Zeitungshalle, dem Hauptorgan der Demokratie; er beteiligt sich an ihren Umzügen und Versammlungen; er hält Reden in Bezirksvereinen und erklärt sich öffentlich für die Republik. Wie hätte sie ihm damals nicht als die ideale Staatsform erscheinen sollen; scheint er doch selbst von der Ausführung kommunistischer Ideen ein Reich der Gerechtigkeit erwartet zu haben. Auch das gehört zum Bilde jener Zeit: solche phantastischen Erwartungen waren in der vormärzlichen Jugend weit verbreitet. Wohin sie ihn geführt hätten, steht dahin; ein Glück für seine Zukunft war es jedenfalls, daß ihn jetzt bessere Einsicht zur Besinnung rief. Es war seine Großtante Dore

Hensler, die Freundin Niebuhrs, die ihm die Haltlosigkeit der kommunistischen Utopien und das Irrige seiner Erwartungen von dem Idealstaat der Republik mit überlegener Weltkenntnis vorhielt und dadurch erreichte, daß er jede weitere Betätigung seiner Ansichten aufgab. Von Politik wird es nun still. Im Sommer 1849, als sich der Zusammenbruch des Frankfurter Verfassungswerks entschied, sieht man ihn wieder in philosophische Probleme vertieft; im Herbst wird er Kreisrichter in Wittstock.

Im folgenden Jahrzehnt unter der Herrschaft der Reaktion ist er zum Manne gereift; wieder ist seine Entwicklung ein Spiegel der Zeit. Während im politischen Leben Deutschlands die alten Zustände gewaltsam wiederhergestellt werden und jede freiere Regung einschläft, bricht für das geistige und wirtschaftliche Leben der große Tag der Naturwissenschaften und der Technik an. Die Gedankengebilde des philosophischen Idealismus verblassen vor den greifbaren Ergebnissen exakter Forschung; Trugbilder scheinen die Ideen, während die Materie Leben gewinnt. In Dichtung und bildender Kunst, in Wissenschaft und Weltanschauung wird der Realismus zum herrschenden Ausdruck der Zeit; ein gesteigerter Wirklichkeitssinn kennzeichnet ihre Schöpfungen auf allen Gebieten. Dieser allgemeinen Bewegung ordnet sich auch der weitere Entwicklungsgang Twestens ein: unbefriedigt von metaphysischen Systemen findet der Schüler Feuerbachs, der Anhänger der siegreich vordringenden mechanischen Erklärung der Naturvorgänge, den abschließenden Standpunkt seiner Weltbetrachtung in Comtes positiver Philosophie. Im Anschluß an sie beginnt er dann ein wissenschaftliches Werk, eine große Kulturgeschichte. Geleitet von jenem neuen Wirklichkeitsstreben soll sie „alle Sphären des menschlichen Lebens, namentlich Staat und Politik, auf den tatsächlichen Boden der intellektuellen, moralischen und materiellen Verhältnisse und Bedürfnisse zurückführen“ und nach den „Gesetzen“ suchen,*) von denen nach der Lehre Comtes auch die Erscheinungen des menschlichen Lebens beherrscht werden. Als eine Geschichte „der Gesell-

---

*) Brief an Rudolf Haym vom 8. April 1859. Vergl. meine Veröffentlichung „R. Haym und Karl Twesten. Ein Briefwechsel über positive Philosophie und Fortschrittspolitik.“ Preuß. Jahrb. Bd. 161, S. 232 ff.

schaften, die wesentliche Richtungen der geistigen und materiellen Kultur entscheidend ausgeprägt haben", ist dieser denkwürdige Versuch kollektivistischer Geschichtsschreibung — das deutsch-universale Gegenstück zu Buckles englischer Zivilisationsgeschichte — begonnen worden: so aufgefaßt, hat auch das unvollendete nur die asiatischen Kulturvölker und die Aegypter umfassende Werk *) eine bleibende geistesgeschichtliche Bedeutung.

Man fühlt leicht, was die Hingabe an ein solches Werk im Fortgang dieses Lebens bedeutet. Dieser universal gebildete Kopf hat endlich neben seiner Berufsarbeit eine seiner würdige Aufgabe gefunden, die ihn ganz in Anspruch nimmt. So erklärt sich die kaum übersehbare Lektüre seiner Wittstocker Jahre. Ins Jahrhundert der Polyhistorie scheinen diese vergilbten Kollektaneen mit der zierlich kleinen, verblaßten und fast schon erloschenen Schrift zu gehören: stumme und doch so beredte Zeugen rastlosen Gelehrtenfleißes in der geistigen Oede und Verlassenheit einer märkischen Kleinstadt. Auf das Sammeln und Exzerpieren ist dann nach der Rückkehr des Berliner Stadtgerichtsrats ins Elternhaus die Zusammenfassung in ruhig prüfender, in Klarheit fortschreitender Darstellung gefolgt. Zuweilen hat ihn doch das Gefühl gepackt, zu Großes unternommen zu haben. Nur seine Mußestunden gehörten ja dieser Arbeit und häufig waren die Unterbrechungen, zu denen ihn seine stets schwankende Gesundheit zwang. Da geschieht das Unerwartete: ein freiheitlicher Umschwung tritt in Preußen ein; der still in der Vergangenheit Forschende wirft nach der Gewohnheit seiner Jugend ein freies und entschiedenes Wort über die Lebensfragen der Nation in die politische Debatte; ein dramatischer Zusammenstoß mit einem hochgestellten Gegner führt ihn aus der Stille des Elternhauses auf die Höhen des politischen Lebens unter die Vorkämpfer einer großen Partei: all ihre Schicksale, ihre Kämpfe und Wandlungen in einem entscheidenden Jahrzehnt soll er nun miterleben, sich selber treu, handelnd und leidend eine Gestalt von bleibender Wirkung.

*) Veröffentlicht von M. Lazarus unter dem Titel „Die religiösen, politischen und sozialen Ideen der asiatischen Kulturvölker und der Aegypter". Berlin, F. Dümmler, 1872.

Zwei Flugschriften, ungewöhnlich in Form und Inhalt, bezeichnen den Eintritt dieses klaren und weitblickenden Geistes in die Politik; beide gehören der Geschichte des deutschen Liberalismus an hervorragender Stelle an. Die erste, „Woran uns gelegen ist“, ist die klassische Programmschrift der Liberalen zu Beginn der neuen Aera, die zweite, „Was uns noch retten kann“, ihre wuchtigste Kampfschrift in einem Augenblick äußerer Gefahr und innerer Krisis.

Mit einem Schlage hatte die neue Aera die Lage der Liberalen in Preußen geändert. Von Druck und Verfolgung befreit, blickten sie erwartungsvoll in die Zukunft. Selbstbesinnung, Abrechnung mit den Gegnern, neue Zielsetzung war jetzt ihr erstes Bedürfnis. Die tiefste Antwort auf diese Zeitfragen gab ihnen Twestens anonyme Broschüre „Woran uns gelegen ist“. Sie faßt die geistige Bewegung des ablaufenden Jahrzehnts zusammen und leitet sie über in die Politik, damit auch in ihr dem Wirklichen sein Recht werde. Darum verweist sie aus der Staatslehre „die inhaltsleeren Deklamationen und willkürlichen Konstruktionen aus abstrakten Begriffen“, darum bekämpft sie, als gelte es eine praktische Anwendung positiver Philosophie, die „metaphysischen Phrasen“ im liberalen, die „theologischen“ im konservativen Lager. Nicht zufällig enthält sie an der Schwelle des Bismarckschen Zeitalters die klassische Formulierung des vordringenden realistischen Geistes in der Politik: „Wir sind der Phrasen müde; wir haben bei jeder politischen Frage einen bestimmten, konkreten Zweck im Auge und entnehmen unsere Motive den Verhältnissen und Anforderungen der vorhandenen Gesellschaft“; nicht zufällig spricht sie mit dieser ganz bismarckisch anmutenden Verachtung der Phrase und der pathetischen Deklamation das Glaubensbekenntnis einer Generation aus, der das schwere Werk der Begründung des deutschen Staates gelungen ist. Denn unzertrennlich gehören jener Geist und dieser Erfolg zusammen. Im Aufleuchten dieses neuen Geistes liegt der feinste Reiz der Broschüre; bleibende Wahrheiten in bleibender Form auszusprechen, ist die besondere Kunst des Verfassers; die stärkste und unmittelbarste Wirkung aber geht von der Kraft seines sittlichen Urteils aus. Wie schneidend rechnet er ab mit der

Praxis des Reaktions-Ministeriums Manteuffel-Westfalen, mit seiner einseitigen Begünstigung der feudalen und kirchlichen Interessen, mit seiner ganz offenen Verachtung von Recht und Gesetz! Gegen diesen Verwaltungs-Despotismus erhebt er die alte Forderung der Liberalen nach dem Rechtsstaat, verlangt er gesetzliche Feststellung der Befugnisse der Regierung, Schutz gegen Beamtenwillkür durch unabhängige Gerichte. Hierin wie in der weiteren Forderung der Rückkehr auf den Boden der Verfassung, gerechter Anwendung der bestehenden Gesetze, einer Entwicklung in freier Selbsttätigkeit auf der dauernden Grundlage des Rechts liegen Ansätze zu einem liberalen Partei-Programm, Grundlinien der Verständigung für die große „Verfassungs- und Anti-Kreuzzeitungs-Partei", die in den ersten Monaten der neuen Aera fast alle, die in Preußen überhaupt am politischen Leben teilnahmen, in innerer Einheit zusammenschloß. Mit Recht urteilte daher Heinrich von Treitschke, hinter diesen maßvollen Forderungen stehe die Mehrheit des preußischen Volkes; sie seien „eine klare und durchdachte Zusammenfassung" seiner politischen Wünsche. Das ist die historische Stellung der Broschüre. Sie lebt in der Geschichte fort als eine publizistische Leistung von bleibendem Wert und vorbildlicher Hoheit der Gesinnung; sie gehört zu den feinsten Blüten des liberalen Zeitalters wie die ein Jahr darauf die gleiche Wendung in Süddeutschland einleitende Oster-Proklamation Großherzog Friedrichs I. von Baden.

Wie wenig aber sollten die Hoffnungen auf ein liberales Regiment in Preußen sich erfüllen! Das Ministerium der neuen Aera bereitete den Liberalen eine Enttäuschung nach der anderen; zwei Jahre verstrichen, ohne daß im Innern etwas Durchgreifendes geschah. Große Dinge aber begaben sich in der Welt: der Krieg von 1859 veränderte das europäische Staatensystem. Italien ging seiner Einigung entgegen; Oesterreich, militärisch besiegt und von der Erhebung seiner Nationalitäten bedroht, schien der Auflösung zu verfallen; Frankreich, seines Uebergewichts gewiß, rief nach der Rheingrenze. Ein tiefes Erschrecken ging durch Deutschland; nackt trat das Elend seiner Zersplitterung, seiner Kleinstaaterei, seiner Machtlosigkeit hervor und schrie nach Abhilfe. Der Nationalverein entstand; wieder verlangte man nach Zentralgewalt und deutschem Parlament und wieder stieß man auf den Einspruch

der Mittelstaaten. Alle alten Gegensätze gewannen neue Kraft; da schien es, als werde schon das Frühjahr 1861 den gefürchteten Angriff Frankreichs auf den Rhein bringen. Was dann tun, wenn gleichzeitig die Italiener in Venezien, die Dänen in Holstein einrückten, während Oesterreich durch die Revolution in Ungarn und Slavonien vollauf in Anspruch genommen war? Sollte es dem isolierten Preußen wieder so gehen wie 1806, sollte das schutzlose Deutschland noch einmal unter die Fremdherrschaft eines Napoleon kommen? Noch war der furchtbare Ernst dieser Fragen in Preußen kaum erkannt, noch im Februar konnte Bennigsen über die Gleichgültigkeit der Stimmung in Berlin, über die Beschränktheit seiner nur den inneren Sorgen lebenden Politiker klagen, und im April ergab sich Hermann Baumgarten dasselbe Bild: auch er sah Napoleon immer bedrohlicher auftreten und fürchtete ein zweites Jena. Ein Außenstehender sollte es sein, der zuerst aussprach, was not tat, der dieser entschlußlosen und zerfahrenen Zeit die Notwendigkeit fester Entschlüsse und entschiedenen Handelns im Innern und nach außen vorhielt. Wie der Aufschrei eines Verzweifelten ist in die gewitterschwüle, nach Entladung drängende Atmosphäre dieser Wochen die Flugschrift „Was uns noch retten kann" gefallen. Ihre Ratschläge gegen die äußere Gefahr gelten einer Lage, die so nicht eingetreten ist; die Zweckmäßigkeit einer Allianz mit Holland, Belgien und der Schweiz, als den von Napoleon III. zunächst bedrohten Staaten, die freilich sehr unsichere Hoffnung auf die Hilfe Englands, der Rat einer freiwilligen Abtretung Veneziens an Italien mag daher auf sich beruhen. Bemerkenswert aber erscheint die Klarheit, mit der hier ein kommender Führer des Liberalismus bei seinem ersten Versuch, die große Politik zu übersehen, die wichtigsten Fragen der deutschen Politik Preußens beurteilt: daß er das Verhältnis zu Oesterreich scharf als Rivalität erkennt und eine Machterweiterung in Deutschland für Preußens unabweisbare Aufgabe erklärt, daß er die Feindschaft der Mittelstaaten voll in Rechnung stellt, daß er nicht um populärer Sympathien willen in Kurhessen und Schleswig-Holstein einschreiten, sondern erst einen Rückhalt an einer auswärtigen Macht suchen will, der Preußen Freiheit geben soll, für die Nation zu handeln. Mit alledem kam er Bismarck sehr nahe, aber er blieb doch von ihm ge-

trennt durch den Grundunterschied politischer Auffassung, daß Bismarcks Karte in dem großen Spiel um Deutschland preußische Macht hieß, die der Liberalen dagegen volle Verwirklichung des verfassungsmäßigen Rechtsstaates in Preußen. Niemals ist sie in einer politischen Schrift mit so hinreißender Ueberzeugungskraft, mit solchem Vertrauen auf den Sieg begründet und gefordert worden wie hier, wo von ihr nichts geringeres als die Rettung des Staates erwartet wird. Ein großer und tiefer Gedanke, dem es auch an historischer Berechtigung nicht fehlt, liegt dieser Forderung zugrunde: die Wiederaufnahme der Reform-Gesetzgebung von 1807 soll die Wiederholung des Unglücks von 1806 verhüten. Sie soll alle Gebiete des Staatslebens im einheitlichen Geist liberaler Neuordnung erfassen, die Fesseln des Polizeistaats und der reaktionären Gesetzgebung in der Gemeinde- und Kreis-Verwaltung, in der Schule und in der Gewerbe-Ordnung sprengen, überall die Selbsttätigkeit und Selbstbestimmung erwecken und so einen durchgreifenden inneren Aufschwung hervorrufen, der besser als die einseitige Verstärkung der Armee das Durchhalten in den Wechselfällen des Krieges ermöglicht. Der Heeresreform Wilhelms I. und Roons tritt die innere Reform entgegen, der herrschaftlichen die freiheitliche Staatsauffassung; ihr unvermeidlicher Zusammenstoß, der im Verfassungskonflikt Ereignis werden sollte, kündigt sich an.

Hier liegt die bleibende Bedeutung der Broschüre. Sie führt unmittelbar in die Vorgeschichte des Konflikts hinein, wie sie zugleich auch schon der Entstehungsgeschichte der Fortschrittspartei angehört. Ein Vorspiel des Konflikts ist ihr verfassungsgeschichtlich so bedeutsamer Angriff auf Herrenhaus und Militärkabinett. Er entspringt der Ueberzeugung, daß der von diesen Stellen geleistete und weiter zu erwartende Widerstand gegen eine einheitlich liberale Gesetzgebung entschlossen beseitigt werden müsse: er atmet Kampfstimmung. Die gleiche Stimmung aber begann das Land zu ergreifen; überall war man des ergebnislosen Wartens müde und wollte endlich Taten sehen. Der alten Beschwichtigungsparole „Nur nicht drängen!", die so ganz der zaghaften Zurückhaltung der Liberalen der neuen Aera entsprach, trat immer lauter der Ruf zum „Drängen" entgegen. Um dieses Losungswort, das auch in der Broschüre ausgegeben wird, hat sich die Partei ge-

sammelt, die neben einem energischen Vorgehen in der nationalen Frage die hier erhobene Forderung, dem Willen der liberalen Majorität des Landes einen entschiedenen Ausdruck zu geben, in ihr Programm aufnahm, die deutsche Fortschrittspartei.

Unter den Führern dieser Partei den Verfasser der Broschüre zu erblicken, scheint nun eine naheliegende Erwartung. Man ahnt: die große Wendung in seinem Leben steht bevor. Aber nicht er selbst hat sie herbeigeführt, sondern das Schicksal, das ihn vor die Pistole Edwins von Manteuffel stellte, des von ihm als „unheilvoller Mann in unheilvoller Stellung“ bezeichneten Chefs des Militärkabinetts. Dieses Duell, bei dem Twesten der rechte Arm zerschossen wurde, hat ihn zum politischen Kämpfer gemacht. Als Kämpfer, der mit seiner Person zahlt, erscheint er bei seinem ersten Hervortreten: ein Waffengang, in dem sich der kommende Zusammenstoß des bürgerlich-liberalen und des monarchisch-konservativen Preußens symbolisch ankündigt, geht seiner Wirksamkeit voraus.

* * *

Das Wetterzeichen sollte sich bald erfüllen. Mit dem Einzug der Fortschrittspartei in das Abgeordnetenhaus setzt die zum Sturm anwachsende Bewegung ein, die die zwei Sessionen des Jahres 1862 durchzieht und Ende September aus dem latenten in den offenen Konflikt und zur Berufung Bismarcks führt. Sie macht schon im März dem Ministerium der neuen Aera ein Ende und bringt der in den Neuwahlen reißend anschwellenden Fortschrittspartei die herrschende Stellung im Parlament. Bis dahin etwa sieht man Twesten mit der Strömung gehen: ganz in sie eingetaucht, ganz erfüllt von dem frohen und stolzen Schwung dieses siegreichen Vordringens sind die großen programmatischen Kundgebungen, die er damals der Partei geschrieben hat, und in gleichem Sinne legt die von ihm beantragte Adresse des wiedergewählten Hauses Wilhelm I. die Erfüllung der Freiheitswünsche seines Volkes als wahrhaft monarchische und konservative Politik ans Herz. Je mehr dann aber im Landtag bei den Beratungen der Budget-

Kommission über den Heeresetat die Gegensätze sich zuspitzen, desto deutlicher tritt in dieser jetzt zur Entscheidung drängenden Frage ein von der Mehrheit der Partei abweichender Standpunkt bei ihm hervor. Während diese entschlossen war, die zweimal provisorisch bewilligten Kosten für die tatsächlich schon durchgeführte Reorganisation völlig zu streichen, wollte er die Reorganisation anerkannt wissen, aber nur bei Einführung der zweijährigen statt der bestehenden dreijährigen Dienstzeit und bei einer Herabsetzung des Etats um etwa 4½ Mill. Taler. Einen hierauf gerichteten, von Heinrich von Sybel und dem General a. D. Stavenhagen unterstützten Antrag hat er in der großen Redeschlacht vom 11. bis 19. September trotz völliger Aussichtslosigkeit mit glänzender Beredsamkeit und tiefer politischer Einsicht begründet und verfochten. In dieser Rede kommt zuerst sein ganzes Wesen zur Geltung: die Ueberlegenheit wird sichtbar, die ihm seine geistige Vergangenheit, sein durchgebildeter Wirklichkeitssinn, verleiht. Er hält der Majorität vor, daß sie mit ihrer Forderung völliger Streichung der Kosten, um auf den „gesetzlichen“ Boden des Budgets von 1859 zurückzukehren, „sich auf den Boden eines formalen Prinzips stelle, das die realen Verhältnisse mißachtet und in der Politik niemals Dauerndes schaffen kann“; er nennt es den ersten Grundsatz für jeden Politiker, „mit den gegebenen Verhältnissen zu rechnen“. „Man sagt etwas, was nicht ist; man beschließt, was man gar nicht ausgeführt haben will; es ist eine Politik der Agitation und Demonstration, welche nach meiner Meinung eine gedeihliche Entwicklung unserer parlamentarischen Verhältnisse fast unmöglich macht.“ Das ist der ganze Mann: dieser Mut, der eigenen Partei entgegenzutreten, ist für ihn ebenso bezeichnend wie die scharfe Absage an allen abstrakten Idealismus und formalen Radikalismus. Die Scheidung der Geister, die im August 1866 Ereignis werden sollte, besteht im Grunde schon hier, wie er denn auch tatsächlich schon außerhalb der Fortschrittspartei steht; sie hat es fertig gebracht, ihn wegen dieser abweichenden Haltung in der Militärfrage aus ihrem Vorstand auszuschließen. Aber es war zunächst doch nur eine schnell vorübergehende Trennung; gleich nach dem offenen Bruch mit der Regierung und vollends nach dem Eintritt Bismarcks handelt er wieder in Uebereinstimmung mit der Partei.

Denn jetzt galt es ja, in geschlossener Front dem gewalttätigen Junker-Minister entgegenzutreten, der nun eine Auslegung und Handhabung der Verfassung begann, die den Liberalen als Rückkehr zum Absolutismus erschien. Nur so, aus ihrer grenzenlosen Enttäuschung und aus ehrlicher Sorge um die Zukunft des Staates, wird die maßlose Erbitterung ihrer Angriffe auf Bismarck, „unsern wahnsinnigen und frivolen Premier“, wie ihn Rudolf Haym damals nannte, verständlich; nur so begreift man auch bei Twesten die ungewohnt deklamatorische Geste seiner Erklärung gegen einen solchen Rückbildungsversuch: „ehe wir uns der Wiederherstellung des Absolutismus fügen, der nicht mehr das Recht und Gesetz dieses Landes ist, eher wird man die heiligsten Bande zerreißen sehen; die Ueberzeugung ist allgemein, daß der Versuch einer Restauration das feste Gefüge dieses Staates auseinandertreiben könnte.“ (28. Januar 1863.) Wie stiegen dann diese Befürchtungen durch die gleichzeitige Schwenkung in der auswärtigen Politik, die Preußen durch die Alvenslebensche Konvention an die Seite Rußlands führte zu einer gemeinsamen Hilfeleistung gegen den polnischen Aufstand! Im englischen Unterhause und im französischen Senat erregt man sich über die Konvention in heftigen Angriffen auf Preußen; der eigenen Volksvertretung wird jede genaue Auskunft über sie verweigert. Das war die Lage, in der Bismarck und die Opposition sich mit den alten Schlagworten von der Politik der Heiligen Allianz und der Solidarität der europäischen Revolution bekämpften, Simson den Minister mit einem Seiltänzer verglich, Twesten von einer Adjutanten-Politik sprach und unter stürmischem Beifall des Hauses erklärte, die Ehre der augenblicklichen Regierung sei nicht mehr die Ehre des Staates und des Landes. Aber so schneidend auch seine Formen des Angriffs und der Abwehr wurden, ihm, dem Maßvollen, war nicht wohl bei dieser Entwicklung. „Was hilft es, die Dinge kommen zu sehen und darüber zu sprechen; wir stehen ja den auswärtigen Verhältnissen und überhaupt den Entscheidungen der Regierung trotz Verfassung und Parlament völlig ebenso machtlos gegenüber wie 1806 diejenigen, welche damals die hereinbrechende Katastrophe erkannten. Wir werden durch die Pferdekur müssen, sei es in diesem oder einem nächsten Jahr.“ Diese Kur ist dann auch gekommen; daß sie aber unter Bismarcks genialen

Händen zur Heilung Preußens führen sollte, ließ sich damals im Stadium steigender innerer Krankheit noch nicht voraussehen. Vor Augen lag, daß den Radikalen das Feld gehörte, und Twesten handelte nur folgerecht, wenn er ihnen jetzt den Vortritt ließ. „Wäre es nicht, um noch für künftige Zeiten die Hand im Spiele zu behalten, so könnte man jetzt freilich ohne Bedauern zurücktreten. Gegen die jetzige Regierung ist die Art der Opposition ganz gleichgültig. Der erste beste Schreihals leistet ebensoviel wie ein politischer Kopf." (27. Sept. 1863.) So resigniert ist er schon vor Beginn der zweiten Session der Konfliktszeit.

Dann hat der heraufziehende Entscheidungskampf um die deutsche Nordmark noch einmal seine Hoffnung auf einen Umschwung in Preußen belebt. Die stürmischen Verhandlungen im Landtag zeigen ihn aufs neue in vollem Gegensatz zu der fortschrittlichen Linken um Waldeck: während dieser erklärt, daß Preußen nichts tun könne, da der Verfassungskonflikt jede Geldbewilligung an die Regierung ausschließe, stellt er die nationale Forderung über jede andere Rücksicht: kein Konflikt im Innern eines Staates und kein Konflikt unter den verschiedenen Staaten Deutschlands darf ins Gewicht fallen bei der Frage der Integrität Deutschlands. Zu ihrem Schutz soll Preußen einschreiten unter Loslösung vom Londoner Vertrag und gleichzeitiger Anerkennung des Erbrechts des Herzogs von Augustenburg, nicht zusammen mit Oesterreich, sondern an der Spitze der Mittelstaaten, die ja in dieser Frage mit der nationalen Strömung gingen und für das Erbrecht des Augustenburgers eintraten. Aber nicht diesen von der Nation leidenschaftlich geforderten Weg ist Preußen gegangen, sondern den entgegengesetzten, den ihm Bismarcks preußischer Ehrgeiz und preußisches Großmachtsgefühl vorschrieb: den Weg strenger Einhaltung des Londoner Vertrags, wodurch England und Frankreich die Möglichkeit der Einmischung verloren, und des gemeinsamen Krieges der deutschen Großmächte, in dem Preußen Oesterreich hinter sich her zog und die völlige Befreiung Schleswig-Holsteins errang. Twesten hat diese Entwicklung mit schwerer Sorge begleitet: er hatte in ihren Anfängen von ihr den Sturz Bismarcks erhofft, und nun stand der Verhaßte fester als je; er hatte mehr als einmal das Schlimmste für Deutschland befürchtet, wo doch das Ergebnis ein nationaler

Erfolg war, über alles Erwarten hinaus. Um so höher ist sein Entschluß zu bewerten, „den auswärtigen Erfolg, nicht bloß die Befreiung der Herzogtümer, auch die Position Preußens durch den Krieg auf eigene Faust, ohne Rücksicht auf Englands Geschrei und Drohen, unbedingt anzuerkennen". (23. August 1864.) Er tat es in der Schleswig-Holstein-Debatte des Landtags von 1865 unter dem Murren der eigenen Partei; er bemühte sich zugleich um Durchbringung des Michaelisschen Antrags, der die Konstituierung der Herzogtümer nur „in unlöslicher Verbindung mit Preußen" zulassen wollte. Natürlich ohne Erfolg. Wie ward er dann von der gesamten Demokratie als Partikularist und Verleugner des Volksrechts verschrieen, als sein Brief an den 36er Ausschuß des Nationalvereins klipp und klar aussprach, das durch die Machtinteressen der Nation begründete Recht der preußischen Forderungen stehe höher als das absolute Selbstbestimmungsrecht der Schleswig-Holsteiner. In Wahrheit war dieser Brief wie Mommsens übereinstimmende Erklärung eine klärende, befreiende Tat; dem Weitblickenden verriet er schon die Möglichkeit eines Zusammengehens zwischen Bismarck und einem realpolitisch denkenden Liberalismus.

Da fügte es sich, daß der sichtbarste Träger dieser kommenden Annäherung durch die Kraft seines Rechtsgefühls in den schärfsten Gegensatz zu der inneren Politik Bismarcks geriet, wodurch sich der Konflikt erweitern und noch einmal einen Höhepunkt der Erbitterung erreichen sollte. Er war entstanden als Militär- und Verfassungs-Konflikt; er wurde zum Justiz-Konflikt, als Twesten in der Kammerrede vom 20. Mai 1865 dem Justizminister Grafen zur Lippe „eine systematische Korruption" des Obertribunals vorwarf und die Entscheidungen dieses Gerichtshofs den unverfälschten Ausdruck der konservativen Parteirichtung nannte. Die Antwort der Regierung war der Versuch, die durch die Verfassung gesicherte Redefreiheit der Abgeordneten aufzuheben durch die am 29. Januar 1866 gefällte Entscheidung des Obertribunals über den Sinn des Artikels 84. Sofort erhob sich dagegen die gesamte liberale Opposition und wies diesen Beschluß, der die gerichtliche Verfolgung Twestens ermöglichen sollte, in zweitägiger stürmischer Verhandlung als einen Eingriff in die Rechte des Hauses zurück. Den Höhepunkt der denkwürdigen Debatte (9. und

10. Februar 1866) bildet die in eigener Sache gehaltene Rede Twestens. Niemals hat er leidenschaftlicher und hinreißender gesprochen; kein Redner hat jenen ein Grundrecht der Verfassung angreifenden Beschluß in der ominösen Art seiner Entstehung durch das Votum zweier Hilfsarbeiter „von zuverlässiger Gesinnung“, in seinem Inhalt und seinen voraussichtlichen Folgen mit gleich vernichtender Kraft kritisiert. In ihrer ganzen Wucht und Schärfe, mit ihrer unverhüllten Revolutionsdrohung ist diese große Angriffs- und Verteidigungsrede eins der lebendigsten Dokumente der Konfliktszeit; von ihr gilt Gustav Freytags gleichzeitiges Urteil, daß der Konflikt aus einem Kampf um das Heer ein Kampf um „die gesamten sittlichen Grundlagen des bürgerlichen Lebens“ geworden sei. Gewiß ist, daß sie gefährlich erschüttert waren, gewiß aber auch, daß die Fortschrittspartei die innere Krankheit Preußens für schwerer hielt als sie war. Trotz solcher Zersetzungserscheinungen behauptete sich die Machtorganisation des alt-preußischen Obrigkeitsstaates in alter Festigkeit. Welch ungeahnte Kraft sie besaß, sollte sich in der großen Kriegsprobe des Sommers 1866 erweisen.

Der Augenblick war gekommen, in dem Bismarcks wagende Kühnheit gegen die Mitherrschaft Oesterreichs in Deutschland die Entscheidung der Waffen anrief, um mit waffenmäßiger Großmachtspolitik das nationale Ziel der Liberalen, die kleindeutsche Einigung unter Preußen, zu verwirklichen. Aus dem preußischen Junker und Absolutisten, dem sie sich noch einmal entgegenwarfen, stieg der deutsche Staatsmann empor, der jetzt ihre alte Losung, deutsches Parlament mit allgemeinem Wahlrecht, ausgab, und damit aufs neue ihre Reihen erschütterte. In der nun beginnenden Krisis hat Twesten zunächst mit der gesamten Fortschrittspartei die Kriegspolitik Bismarcks bekämpft, dann aber, als er die Unvermeidlichkeit des Krieges erkannt, sich für die Bewilligung der Kriegsmittel eingesetzt unter der einzigen Bedingung, daß das Bewilligungsrecht des Landtags von der Regierung anerkannt werde. Er hat in einer Besprechung mit Bismarck (29. Mai 1866) angeregt, diese Anerkennung in einer königlichen Thronrede feierlich und bindend aussprechen zu lassen; die Annahme seines entsprechenden, von Bismarck gebilligten Entwurfs ist an dem persönlichen Widerspruch Wilhelms I. gescheitert. Ohne Beilegung des

Konflikts begann der Krieg, dessen siegreicher Ausgang zugleich die Niederlage der Fortschrittspartei entschied. Besiegt im innern Kampfe, von der Majorität der Wähler unter dem Eindruck des äußeren Sieges verlassen, trat sie in das neue, von Bismarck geschaffene Deutschland hinüber. Als ihr der Sieger jetzt mit der Indemnität entgegenkam, vollzog sich ihre längst vorbereitete Spaltung. Als einer der ersten trat Twesten aus der Fortschrittspartei aus; um ihn und Michaelis, um Lasker und Forkenbeck schloß sich im August und September 1866 die neue Fraktion der Nationalen Partei zusammen, die sich dann vor dem Zusammentritt des konstituierenden Reichstags des Norddeutschen Bundes mit den Liberalen aus den annektierten Provinzen und den norddeutschen Kleinstaaten zur Nationalliberalen Partei vereinigte.

Im politischen Leben Twestens bilden diese Ereignisse den wichtigsten Einschnitt. Immer wird es sein historisches Verdienst bleiben, daß er in entscheidender Stunde wirksam dazu geholfen hat, den Liberalismus an die Seite Bismarcks zu führen, aus unfruchtbar gewordener Opposition zu positiver Mitarbeit am verfassungsmäßigen Ausbau der durch die Waffen begründeten Einheit. Weil sie die Hand Bismarcks ergriff, gehörte der Nationalliberalen Partei die nächste Zukunft. Aber nicht in bedingungsloser Nachfolge wollte sie ihn unterstützen, nicht bloß der auch von ihr für die Nation ersehnten Macht, die jetzt die altpreußische Militär-Monarchie begründet hatte, gern und reichlich Opfer bringen, sondern zugleich die noch immer bestrittenen Freiheitsrechte der Nation sichern und mehren. Die Schwierigkeit dieser Aufgabe, die Grenzen, die das Machtbedürfnis Bismarcks der Mitbestimmung des neuen Reichstags zog, sollte unter den Gründern und ersten Führern der Partei niemand schmerzlicher zu fühlen haben, als Twesten, der Führer der Linken.

Es war die ihm natürliche Stellung. Er verkörperte nun die Fortschrittspartei in der Nationalliberalen Partei. In allen Fragen des Verfassungsrechts blieb er seiner fortschrittlichen Vergangenheit treu. Er sorgte dafür, daß im Gründungsprogramm der neuen Partei die Gesamtheit der liberalen Forderungen von 1861 wiederkehrte, er umschrieb dort zugleich noch einmal, worin er die unerläßliche Bedingung für das

Zusammenwirken von Regierung und Volksvertretung und für die Verhütung neuer Konflikte sah. Er sah sie in einer „den Gesetzen entsprechenden, Recht und Freiheit der einzelnen Staatsbürger wie der Gesamtheit unverbrüchlich achtenden Verwaltung“, und er fügte hinzu, daß Rückfällen in eine andere Praxis der Vergangenheit auf jede Gefahr hin rückhaltlos entgegengetreten werden müsse. Aus dieser ihn ganz bezeichnenden Sprache kann man schon ablesen, welch neuen Konflikten dieser von Konflikts-Erfahrungen gesättigte Kämpfer entgegenging. Mit Klugheit und Festigkeit hatte er das Verfassungswerk des norddeutschen Reichstags gefördert, eine große Arbeitslast als Berichterstatter über das Wahlgesetz und die Verfassung getragen, auch mit Bismarck, den er unterstützte, persönlich verkehrt. Da sollte ihn schon im November 1867 ein zweifelloser Rückfall der gedachten Art in einen Budget-Konflikt mit Bismarck verwickeln und das kaum geknüpfte Band zwischen beiden für immer zerschneiden. Die Einzelheiten gehören nicht hierher; zugrunde lag die eigenmächtige und gesetzwidrige Verwendung eines der Regierung für andere Zwecke eröffneten Kredits zur Abfindung der 1866 depossedierten Fürsten. Twesten war ganz er selbst, wenn er diese Handlungsweise der Regierung einen Vertrauens- und Gesetzesbruch nannte, was Bismarck als einen Angriff auf seine persönliche Ehre empfand; er war es noch mehr, wenn er als Mann der Tatsachen und der Wirklichkeit die einmal geschehene Verwendung des Geldes aus politischen Gründen guthieß, zugleich aber hervorhob, daß sich die Regierung durch ein solches Verfahren ein gutes Einvernehmen mit allen unmöglich mache, denen an festen Rechts- und Verfassungszuständen gelegen sei. Es war die alte stets festgehaltene Grundforderung seines politischen Lebens, für die er unbeugsam und unermüdlich eintrat. Gerade hier aber stieß er mit Bismarcks autokratischer Herrennatur zusammen. Man mag es beklagen oder geringschätzen, leugnen kann man es nicht: an seiner Persönlichkeit, seinem Machtgefühl und Machtbedürfnis hat das Rechtsstaat-Ideal der Twesten, Lasker und Gneist, die von ihm verspottete Allmacht des Kreisrichters, der als „konstitutioneller Hausarzt“ überall gefragt sein will, feste Grenzen seiner Verwirklichung gefunden, nur über ihn hinweg hätte sich die zentrale Verfassungsforderung der Liberalen, das verantwortliche Bundesministerium, durchführen

lassen. Einen hierauf gerichteten Antrag hat Twesten in seiner letzten Rede verteidigt (16. April 1869); harmonisch, ganz seinem Wesen entsprechend, ist dieser parlamentarische Ausklang.

Bitter und traurig aber war sein persönliches Schicksal. Sein mutiges Auftreten gegen die Rechtsbeugung des Obertribunals in Sachen der parlamentarischen Redefreiheit sollte ihn zum Opfer der gehässigsten gerichtlichen Verfolgung machen. Er hat die mangelnde Anpassung an den Geist des Verfassungsstaates, die er der preußischen Bürokratie bei voller Anerkennung ihrer historischen Leistungen mit Recht vorwarf,*) an sich selbst aufs schwerste erfahren. Wohl half ihm der einmütige Protest der Partei im Landtag, wohl hatte er die Genugtuung, daß Bennigsen und Forkenbeck die Entlassung des reaktionären Justizministers Lippe durchsetzten, der der Leiter der gegen ihn gerichteten Verfolgung war, aber die Prozesse gingen weiter und endeten im April 1868 mit seiner Verurteilung, worauf er freiwillig den Staatsdienst verließ. Auf sein politisches Verhalten blieb diese Unbill ohne Einfluß. Aber den gehäuften Erregungen, der rastlosen Arbeit und steten Anspannung des Geistes in so ereignisreichen Jahren war seine zarte Gesundheit nicht mehr lange gewachsen. Im April 1869 brach er zusammen. Ein langes Siechtum folgte, unterbrochen von gelegentlichem Aufflackern der Kräfte, noch zuletzt erhellt von dem Glanz der siegreich herannahenden Einheit. Im Elternhause, unter den Augen der hochbetagten Eltern, ist am 14. Oktober 1870 sein kampfreiches Leben erloschen.

Was dieser preußische Liberale der historischen Betrachtung bedeutet, wurde schon im Eingang umschrieben. Daß seiner Persönlichkeit und seiner Wirksamkeit eine allgemeine Bedeutung für unser Volksleben zukommt, daß diese Bedeutung vielleicht erst jetzt, nach dem Zusammenbruch einer überspannten militaristischen Machtpolitik zutreffend erkannt werden kann, soll hier nicht mehr begründet, sondern nur ausgesprochen werden. Deutschland hat heute erreicht, was er ihm vor der Entscheidung von 1866 wünschte: die Fragen der Macht und der Freiheit sind nicht mehr getrennt, sie liegen in einer,

---

*) In seiner historisch-politischen Studie Ueber den preußischen Beamtenstaat (Preuß. Jahrb. 1866, November und Dezember).

in des Volkes Hand. Ob es reif ist für die Pflege dieser hohen Güter, ob es der errungenen Freiheit sich würdig zeigen, ob es die zu seiner Selbstachtung unentbehrliche Macht sich wieder erringen kann, das werden neben anderen entscheidende Fragen unserer Zukunft sein. Wer sich in sie vertieft, wird seiner gedenken. Denn in vorbildlicher Weise hat er gezeigt, wie man beiden gerecht werden und ihren Widerstreit versöhnen kann: durch die Vereinigung höchsten bürgerlichen Mutes im Kampf für die Freiheit mit tiefer politischer Einsicht in das Wesen und die Forderungen der Macht.



Die Liquidation des Weltkrieges

Rückschau und Ausblick

von General Groener

9. Millionenheere und Technik.

Der „latente Krieg“, der auch nach Beendigung des Waffenganges von 1870/71 zwischen Frankreich und Deutschland schwebte, hat der Entwicklung des Heerwesens in Europa und darüber hinaus bis in den fernen Osten Richtung und Tempo gegeben. Im Wettstreit der Waffentechnik, meinte Graf Schlieffen bereits 1909, sei das „Denkbare“ erreicht; die Anforderungen noch weiter zu steigern, sei unnütz. Der Weltkrieg hat uns Gaskampfmittel in mancherlei Gestalt, Kunstwerke von Kanonen, die auf 100 Kilometer und mehr schossen, und manch anderes beschert. Der alte Schlieffen hätte darüber den Kopf geschüttelt; Nutzen haben sie uns nicht gebracht, ebenso wenig wie der ganze Stellungskrieg, der die Technik in Bahnen geführt hat, die der wahren Natur der Millionenheere nicht entsprachen. Das Problem war nicht darin zu erblicken, neue und kunstvolle Mittel der Vernichtung zu erfinden, sondern einen Weg zu finden, um selbst der Vernichtung zu entgehen. Von den Triumphen der Waffentechnik war eine Erleichterung im Kampfe, eine Ueberlegenheit über den Gegner nach Ansicht des Grafen Schlieffen nicht zu erwarten. „Indem sie ihre kostbaren Gaben unter alle gleichmäßig und unparteiisch verteilte, bereitete sie allen die größten Schwierigkeiten und brachte ihnen die erheblichsten Nachteile.“ Durch den Stellungskrieg ist dem Wettstreit der Technik, neue wirkungsvollere Vernichtungswerkzeuge zu schaffen, ein verhängnisvoller Ansporn gegeben worden. Damit hat die Kriegführung immer mehr den Charakter des brutalen Kampfes angenommen, in dem das wirkliche Genie des Feldherrn nicht zu seiner Geltung kam und die Macht der Materie zur Herrschaft gelangte. Trotz aller Anstrengungen der erfinderischen Köpfe und trotz der hochgesteigerten Leistungen der Industrie war im Zeichen des technischen Gedankens die Ueberlegenheit über die Massen-Technik der ganzen Welt niemals zu gewinnen. Unsere Leistungsfähigkeit war von vornherein dadurch beeinträchtigt, daß wir in den Fabrikationsmethoden für die

Massenherstellung von Waffen und Kriegsgerät im Rückstande waren. Außerdem rief der technische Wettstreit mit der zunehmenden Dauer des Krieges neue schwierige Probleme hervor, wie schon früher erwähnt, die der Kohle und der Arbeitskräfte.

Freilich ist die Technik mit den Millionenheeren auf das allerengste verknüpft; denn ohne Dampf und Elektrizität können Millionenheere überhaupt weder aufgestellt und unterhalten, noch in Gebrauch genommen werden. Erst die gewaltigen technischen Fortschritte der letzten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts haben die Kriegführung mit Massenheeren ermöglicht. Ob darin ein Kulturfortschritt zu erblicken ist, wird nach den Erfahrungen des Weltkrieges manchem zweifelhaft geworden sein. Man war der Ansicht gewesen, durch das Massenaufgebot den Krieg schneller zu beenden und dadurch die Zerstörung der Kulturwerte zu vermindern. Das Gegenteil ist eingetreten. Das lag jedoch nicht an der Natur der Millionenheere an sich, sondern daran, daß sie falsch gebraucht worden sind, denn Stillstand der Operationen und lange Dauer widersprechen der wahren Natur der Massen im Kriege, die in der Bewegung liegt. Der jahrelange Stellungskrieg widersprach auch den natürlichen Verhältnissen des Kriegsschauplatzes von Land und Volk, und hat unserer Volkswirtschaft eine übermäßige Last aufgepackt, unter der sie niedergebrochen ist. Siebenjährige oder dreißigjährige Kriege sind mit Millionenheeren nicht mehr zu führen, da die Gütererzeugung der ganzen Welt dazu nicht ausreicht und die Milliardenkosten nicht aufzubringen sind. Die bewunderungswerte, gewaltige Leistung während vier Jahren hat in der Tat unsere ganze wirtschaftliche Existenz aufs Spiel gesetzt und auch in Frage gestellt, ob die Zeugungskraft des Volkes noch ausreicht, den durch den Krieg verursachten Ausfall wieder zu ersetzen.

An früherer Stelle ist bereits erwähnt, daß in der Bewegung der Sieg liegt. Die Bewegungsfähigkeit des Heeres nicht abhanden kommen zu lassen, sondern auf das höchste zu steigern, war die wichtigste Aufgabe, zu deren Lösung allein die Technik befähigt war. Den Bewegungsapparat der großen Massen bilden die E i s e n b a h n e n. Der glänzende Verlauf von Mobilmachung und Aufmarsch ist der jahrelangen, umfassenden Vorbereitung der Eisenbahnen für diese Aufgaben zu

danken. Die in der Eisenbahn-Abteilung des Großen Generalstabes hierfür geleistete Arbeit ist von der richtigen Erkenntnis der Kriegführung mit Millionenheeren ausgegangen. Im Kriege selbst haben die Eisenbahnen oft unter recht schwierigen Verhältnissen die Massen nach den operativen und taktischen Absichten bewegt. Man kann sagen, daß in den Eisenbahn-Operationen das besondere Merkmal der modernen Kriegführung zu erblicken ist, auch die taktische Verwendung der Truppen in der Abwehrschlacht beruhte in erster Linie auf den Leistungen der Bahnen. Nicht überall war Verständnis für die Eigenart des Betriebes und Verkehrs; Kommando- und Etappenbehörden waren leicht geneigt, in das ihnen nicht unterstellte Arbeitsgebiet einzugreifen, dessen Elemente ihnen fremd waren. Die Eisenbahnen hätten bei Fortführung des Bewegungskrieges noch recht Bedeutendes leisten können; sie waren durch Studien und Kriegspiele im Frieden geschult worden, allen operativen Anfordenungen zu genügen. Die Eisenbahnlinien sind in der Tat nichts anderes als Marschstraßen, auf denen die Kolonnen sich ebenso leicht wenden lassen wie auf den Landstraßen, vorausgesetzt, daß das Bahnnetz entsprechend ausgebaut ist. Zwei Rücksichten sind allerdings zu nehmen: erstens, daß nicht jede untere Stelle annimmt, die Bahnen seien lediglich für sie und ihre Bedürfnisse da; und zweitens, daß nicht jede obere Stelle glaubt, sie verstünde etwas von der Handhabung des technischen Apparates, dem man nach Belieben die Leistungen befehlen könne. Operative Absichten, die auf unzureichende Eisenbahnverbindung gegründet werden, haben von vornherein keine Aussicht auf Gelingen. Dadurch waren die militärischen Unternehmungen in Kleinasien zum Scheitern verurteilt. Das Bahnnetz in Deutschland genügte im allgemeinen den voraussichtlichen operativen Anforderungen in einem Zweifrontenkrieg; doch stand die Leistungsfähigkeit des östlichen Netzes erheblich hinter dem westlichen zurück. Lokomotiven und Wagen waren reichlich vorhanden; an Betriebspersonal war auch für die Inbetriebnahme feindlicher Bahnen kein Mangel. Die Bahnen Oesterreich-Ungarns waren insbesondere auf dem Kriegsschauplatz nicht genügend ausgebaut und standen in ihrer Leistungsfähigkeit erheblich hinter den deutschen zurück; Lokomotiven und Wagen waren nicht ausreichend vorhanden. Das Bahnnetz in Belgien und Nordfrankreich, dessen Inbetriebnahme eine allgemein an-

erkannte Leistung darstellt, bot alle Aussicht für eine glatte Führung der Operationen; glücklicherweise waren die Bahnzerstörungen vom Feinde nur in einem solchen Umfange ausgeführt worden, daß die Wiederherstellung nicht unüberwindlichen Schwierigkeiten begegnete. Die Leistungen unserer Eisenbahntruppen, die im Frieden mit derartigen Aufgaben, wie sie im Kriege an sie herantraten, niemals befaßt worden waren, sind daher ganz besonders zu rühmen. Die russischen Eisenbahnen setzten der Inbetriebnahme durch die abweichende Spurweite gewisse Schwierigkeiten entgegen, die jedoch überwunden wurden, wenn auch natürlich längere Zeit und mehr Kräfte erforderlich waren, als vergleichsweise auf dem westlichen Kriegsschauplatz. Die operativen Truppenverschiebungen auf dem östlichen Kriegsschauplatz wurden dadurch erschwert, daß das russische Bahnnetz kein engmaschiges war und besonders Querverbindungen fehlten; Umwege waren daher häufig nötig. Je näher am deutschen Bahnnetz die großen Operationen vor sich gehen konnten, um so günstiger gestaltete sich der operative Gebrauch der Truppen mittelst der Eisenbahnen; ein tiefes Eindringen nach Rußland war aus diesem Gesichtspunkt weniger günstig. Mit der zunehmenden Dauer des Krieges und dem Uebergang zum Stellungskrieg wurde ein großzügiger Ausbau des Eisenbahnnetzes auf allen Kriegsschauplätzen nötig. Große und wichtige Vollbahnverbindungen wurden hergestellt und im Operationsgebiet das Netz durch umfangreiche Klein- und Feldbahnbauten ergänzt; ein leistungsfähiges System der Aus- und Umladungen war zu schaffen. Für all diese Aufgaben war eine große Armee von Betriebs-, Bau- und Arbeitskräften sowie eine ungeheure Menge von Betriebs- und Baumaterial nötig, dessen Herstellung in der Heimat und auf den Kriegsschauplätzen unsere Produktion ganz erheblich belastete. Auch die Heranziehung von zivilen Baufirmen auf die Kriegsschauplätze wurde erforderlich; ihre Leistungen machten der deutschen Technik alle Ehre. Besonders ist noch hervorzuheben die im Frieden nicht geahnte Schnelligkeit der Herstellung großer Kunstbauten, wobei Eisenbahntruppen und Firmen sich im Wettstreit maßen. Mächtige Bauwerke künden auch zukünftigen Geschlechtern in Feindesland noch von der Kulturarbeit der deutschen Barbaren im Kriege.

Der Eisenbahnbetrieb hatte sich zu Beginn des

Krieges in vortrefflichstem Zustand befunden. Die Friedensschulung des Personals und seine Erziehung zu selbstloser Pflichterfüllung hielten noch jahrelang vor. Als jedoch vom Jahre 1917 ab der Krieg nach Ausdehnung und Anforderungen anfing über unsere Kraft zu gehen, war nicht zu verwundern, daß auch die Eisenbahnen herabgewirtschaftet wurden. Immerhin ist hervorzuheben, daß sie bis zum Schlusse des Krieges das menschenmögliche geleistet haben und erst später verkommen sind.

Wenn die Eisenbahnen nicht mehr fahren, hört das Kriegführen heutzutage von selbst auf; das mögen sich diejenigen gesagt sein lassen, die vom Kriege wie von einem Spiele reden, das man beliebig beginnen und beenden kann, wie es gerade der Stimmung paßt.

Von besonderem Reiz war der Eisenbahnvormarsch in der Ukraine 1918, der in seinen abwechselungsreichen Erscheinungen Führern und Truppen viel Freude bereitet und gezeigt hat, daß man durch den Besitz der Eisenbahnen ein weites Land zu beherrschen vermag.

Die wertvolle Ergänzung der Eisenbahnen für die Versorgung des Heeres und zur Vorführung von Reserven auf kürzere Entfernungen bildeten die Lastkraftwagen. Ihre große Bedeutung für die Verwendung der Massen war zwar frühzeitig erkannt worden, doch hinderten allerhand Friedensbedenken die organische Eingliederung und umfassende Verwendung des neuen Verkehrsmittels. Sonderorganisationen, die außerhalb des Gesamtorganismus des Millionenheeres mit Vorliebe geschaffen wurden, trugen die nicht zu unterschätzende Gefahr in sich, daß bei Ausbruch eines Krieges es längerer Zeit, gerade in der Periode der entscheidenden Operationen, bedurfte, bis die Reibungen des Einfügens in den Gesamtorganismus überwunden waren. Auch die allgemeine Kenntnis über die Verwendung der Mittel litt bei der Sonderstellung Not. So ging es uns nicht nur mit den Lastkraftwagen, sondern auch mit den Flugzeugen und anderem, insbesondere mit den Nachrichtenmitteln.

Für die Kannä-Operation des Grafen Schlieffen war eine planmäßige Verwendung der Lastkraftwagen zur Versorgung des Bataillon carrée auf dem rechten Flügel besonders notwendig, da der Vormarsch von zwei oder drei Armeekorps

hintereinander auf derselben Straße vorgesehen war. Die Versorgung einer solch langen Kolonne war im Frieden theoretisch eingehend studiert worden; zu einer praktischen Verwertung dieser Studien kam es nicht, weil im Drauflosstürmen der Truppen und im Wettlauf um den Siegeslorbeer auf die tiefe Gliederung des rechten Heeresflügels, die Graf Schlieffen als unbedingte Forderung des operativen Gedankens aufgestellt hatte, verzichtet wurde.

Auch im weiteren Verlauf des Krieges hat sich der Mangel an Lastkraftwagen und Betriebsstoffen zunehmend bemerkbar gemacht, insbesondere als vom Jahre 1917 ab das Pferdefuhrwerk infolge Futtermangels in einen trostlosen Zustand geriet. Unsere Decke war überall zu kurz für die gewaltigen Anforderungen eines Dauer-Stellungskrieges und bei dem Ausfall aller Zufuhren über See. Selbst die Inbetriebnahme der eroberten rumänischen Oelquellen konnte dem Brennstoffmangel nicht abhelfen. Zudem steigerten sich in der zweiten Hälfte des Krieges die Anforderungen technischer Art ins Ungemessene.

Die Ausbildung der Nachrichtenmittel für die Befehlsführung des Millionenheeres hat eigentlich erst während des Stellungskrieges stattgefunden. Einerseits erleichterte die stationäre Art des Kampfes den Betrieb, andererseits verschlang Bau und Unterhaltung ungeheure Mengen von Material und nahm dauernd ein Heer von Arbeitskräften in Anspruch, so daß die Nachrichtenformationen zuletzt an gefährlicher Hypertrophie litten, einer Krankheitserscheinung des Millionenheeres im Stellungskrieg überhaupt, indem das Zahlenverhältnis der wirklichen Streiter mit der Waffe zu den andere Arbeit leistenden Soldaten für die Durchführung des Kampfes in der Abwehr wie im Angriff ein höchst ungünstiges wurde. Der Menschenreichtum erleichterte auch in dieser Beziehung den Feinden die Aufgabe.

Von besonderer Bedeutung wurde das Fehlen eines gut organisierten Nachrichten- und Befehlsübermittelungsdienstes für den Verlauf der großen Operation 1914. Ueber die technische Heerführung schreibt Graf Schlieffen: „Kein Napoleon, umgeben von einem glänzenden Gefolge, hält auf einer Höhe. Der Feldherr befindet sich weiter zurück, in einem Hause mit geräumigen Schreibstuben, wo Draht und Funkentelegraph, Fernsprecher und Signalapparate zur Hand sind, Scharen von

Kraftwagen und Motorrädern, für die weitesten Fahrten gerüstet, der Befehle harren. Dort, auf einem bequemen Stuhle, vor einem breiten Tisch, hat der moderne Alexander auf einer Karte das gesamte Schlachtfeld vor sich, von dort telefoniert er zündende Worte und dort empfängt er die Meldungen.“ Als im August 1914 der Vormarsch durch Belgien angetreten war, reichte das Schlachtfeld bald von Flandern bis in die Vogesen. Der Feldherr befand sich weit zurück, saß in einem bequemen Stuhle vor einem breiten Tisch; soweit war der Rat des Grafen Schlieffen befolgt. Doch die Nachrichten über den Feind, die den Befehlen des Feldherrn zur Grundlage dienen, kamen nicht mit der Schnelligkeit und Klarheit zu seiner Kenntnis, daß ein wahres Bild der Lage gewonnen wurde. Die technischen Verbindungen genügten nicht, um durch schnelle Rückfragen Zweifel zu klären und über die Bewegungen des Feindes unterrichtet zu sein. Die Eindrücke der vordersten Truppen über das Verhalten und den Zustand des Feindes erhielten auf dem langen Instanzenzuge eine von der Wirklichkeit stark abweichende Färbung, wodurch beim Feldherrn eine falsche Vorstellung über den Verlauf der Operationen erweckt wurde. Da die gebotene Skepsis gegenüber den Siegesmeldungen nicht geübt wurde, schienen die Zügel der Führung bald am Boden zu schleifen, während der Feldherr glaubte, siegreichen Armeen nicht in die Zügel fallen zu dürfen, und annahm, daß die Armeen auf dem besten Wege wären, den Franzosen eine vernichtende Niederlage beizubringen. Der mangelhaften technischen Verbindung zwischen dem Feldherrn und den kämpfenden Truppen und der Entstellung des wahren Bildes über den Feind auf dem langen Instanzenzuge ist es wesentlich mit zuzuschreiben, daß die große Operation mit einem völligen Mißerfolg geendet hat. Wie leicht hätte es die Technik bei einiger Voraussicht gemacht, durch vorgeschobene Nachrichten- und Befehlsstellen der Obersten Heeresleitung, durch zahlreiche Beobachtungs- und Verbindungsoffiziere mit Kraftwagen und Flugzeugen Sicherheit zu schaffen, daß der moderne Alexander weit hinten auf seiner Karte ein in den allgemeinen Umrissen zutreffendes Bild der Lage vorfand; denn es kam für die Durchführung der großen Operation und für die Festhaltung des operativen Gedankens weniger auf die Einzelheiten des Kampfes an dieser oder jener Stelle an, sondern darauf, daß man über

die Bewegungen des Feindes im Rahmen des Ganzen sich keiner Täuschung hingab. Es handelte sich nicht um eine „Zentralkampfleitung“ durch Telefon und andere technische Mittel, wie sie sich später im Stellungskriege für die Abwehrschlacht herausgebildet hat, sondern um die Grundlage für einige Entschlüsse operativer Art, die aber für den Gesamterfolg entscheidend waren. „Die Macht des telegraphischen Befehlswortes“, wie sie bereits der alte Moltke in vorbildlicher Weise 1866 und 1870/71 geübt hatte und dank der Weiterbildung der Nachrichtenmittel 1914 noch in viel höherem Maße anwendbar gewesen wäre, ist in der Tat zu Beginn des Krieges nicht ausgeübt worden; Vereinbarungen zwischen Armeen sind wohl nicht zu vermeiden für ganz bestimmte Kampfzwecke von vorübergehender Dauer; um eine große, einheitliche Operation von sieben Armeen durchzuführen bedarf es jedoch einer festen Hand und des klaren Befehlswortes des Feldherrn.

Der Stellungskrieg machte das Telefon zum Herrscher in der Befehlsführung; trotz vieler Nachteile war dies nicht zu umgehen. Mit der langen Dauer dieses Zustandes nahm der Nachrichten- und Befehlsverkehr einen stark bureaukratischen Charakter an. Die Gewohnheiten des täglichen Dienstes verdrängten die selbständige Führertätigkeit mehr und mehr. Der Generalstab wurde zum ausgesprochenen Träger des gewohnheitsmäßigen Verkehrs; die Ursprünglichkeit des Charakters des einzelnen Führers ebenso wie seiner Gehilfen wurde durch die technische Vervollkommnung der Nachrichtenmittel kaltgestellt; die oberen Stellen zeigten mit Hilfe des Telefons größtes Interesse an den Einzelheiten der Gefechtsführung und des täglichen Dienstes, je weniger sie mit operativen Gedanken und sonstigen Fragen der höheren Truppenführung beschäftigt sein konnten. Die Selbständigkeit des Urteils wurde durch den dauernden telefonischen Verkehr beeinträchtigt, um so mehr, als diesem der Mangel der irrigen Auffassung anhaftet und das gesprochene Wort im gewohnheitsmäßigen Verkehr nicht mit der Schärfe des Denkens verbunden ist wie bei der verantwortlichen Niederschrift einer Meldung oder eines Befehls. Der übermäßige telefonische Verkehr gab nicht selten dem Dienst einen nervösen Charakter. Die besten Eigenschaften unserer Friedensschulung der Führer und ihrer Gehilfen, die Selbständigkeit im Urteil und die Selbständigkeit im Handeln sind

durch den Stellungskrieg in spanische Stiefel eingezwängt worden.

Die elektrische Welle hat auch nicht immer „zündende" Worte an die Fronten hinausgetragen; auch vorschnelle Urteile und Irrtümer sind durch den Fernverkehr von Mund zu Mund hervorgerufen worden. Der Schimmel Napoleons war nicht mehr am Platz, um von ihm herab den Truppen anfeuernde Worte zuzurufen. Das Leben mit dem einfachen Soldaten zu teilen war für den Führer die einzige Möglichkeit im Stellungskrieg, den Weg zum Herzen des Mannes zu finden.

Die lenkbaren Luftschiffe haben den gehegten Erwartungen nicht entsprochen. Zu Beginn des Krieges, wo sie zur Aufklärung der Bewegungen des Feindes vielleicht manches hätten beitragen können, reichte ihre Zahl und vor allem ihre Leistungsfähigkeit nicht aus. Bei den neuen Aufgaben, die im späteren Verlaufe ihnen übertragen wurden, trat trotz der erheblich gesteigerten Leistungsfähigkeit das „Gewaltige" vor dem „Odiosen" bedeutend zurück; selbst die größere Zahl genügte nicht zur Wirkung, und bald zeigte sich die Abwehr weit überlegen gegenüber der empfindlichen Natur der Waffe. Die Riesenschiffe, von deren Bedeutung als Kriegswerkzeuge nicht nur der alte Zeppelin, sondern das ganze Volk sich wunderbare Vorstellungen gemacht hatte, verschwanden mehr und mehr aus der Luft, deren Beherrscher die Flugzeuge wurden. Diese haben sich als unentbehrliche organische Glieder der Millionenheere erwiesen und nicht nur zur Aufklärung, sondern auch im Infanteriegefecht Bedeutendes geleistet. Im Stellungskrieg wurden sie die hauptsächlichsten Träger der Erkundung sowohl für die obere Führung wie auch für den Infanterie- und Artilleriekampf. Das besondere Requisit des Fliegers wurde der photographische Apparat, in dessen Anwendung große Vollendung erzielt wurde. Zu Beginn des Krieges war man bei uns noch recht sorglos wegen der Flieger gewesen; man hielt gar nichts von den nächtlichen Flügen und ließ sich vom Feinde überraschen. In Organisation und Verwendung der Flieger standen wir von vornherein hinter Frankreich zurück, England nahm sich alsbald mit Nachdruck der Fliegerei an und steigerte weiter den Vorsprung des Feindes. Unsere späteren hochgesteigerten Anstrengungen diesen durch ein großes Organisations- und Bauprogramm einzuholen, führten nicht zum Ziel; wir

waren infolge Erschöpfung unserer wirtschaftlichen und personellen Kräfte auch auf diesem Gebiet zur Minderheit der Zahl verurteilt und konnten den Erfolg nur in hervorragenden Einzelleistungen suchen, die unseren Fliegern viel Ruhm und Ehre eingetragen haben, aber nicht hindern konnten, daß der feindliche Flieger mehr und mehr auch zum Beherrscher des Infanteriegefechts wurde, ganz abgesehen von der dauernden Beunruhigung der Truppen im Kampfgebiet.

Zum Brechen von Beton und Panzer waren die dicken Berthas im Verlauf des Wettstreits zwischen Geschütz und Panzer konstruiert und bereitgestellt worden. Damit schien dem Geschütz die Ueberlegenheit über die Festung zugesprochen zu sein. In der Tat ist es auch den Berthas gelungen, mit einigen Festungen, die als sehr stark galten, schnell aufzuräumen. Später gegen die im Frieden großzügig ausgebaute französische Ostfront haben sie sich doch unzulänglich erwiesen. Unsere artilleristische Ausrüstung und Schulung war den Erfordernissen des Stellungskrieges nicht gewachsen; es hat viel Zeit, Mühe und Arbeit gekostet, unsere artilleristische Leistungsfähigkeit so zu steigern, daß wir den vielseitigen Gefechtsaufgaben einigermaßen gewachsen waren. Unsere Artillerie mußte sich der Not gehorchend einer dauernden Umbildung unterwerfen, wobei organisatorisch sicherlich Bedeutendes geleistet worden ist, die Verwendung aber Not litt. Die Ueberlegenheit, die wir zu Beginn des Krieges für den Bewegungskrieg in unserer schweren Artillerie gehabt hatten, hat uns für den Stellungskrieg wenig genützt, da dieser alsbald neue Aufgaben stellte, die nur durch weittragende Kanonen, nicht aber durch unsere Haubitzen und Mörser zu lösen waren. Wenn wir später in der Schußweite es zu einer Rekordleistung brachten, so hat dies zwar viel Aufsehen erregt, ohne in der Wirkung den Erwartungen zu entsprechen.

Es ist allgemein bekannt, daß bereits im Herbst 1914 eine schwere Munitionskrise bei uns eintrat, weil die Friedensvorbereitung für die Munitionsversorgung hinter den tatsächlichen Anforderungen des Krieges weit zurückgeblieben war. Die Voraussicht bildete zwar an sich nicht unsere starke Seite; in diesem Falle hatte aber der Generalstab höhere Forderungen gestellt gehabt, die keine Erfüllung gefunden hatten. Ueber die Krise half uns indes die Graugußgranate, ein recht minderwertiges Fabrikat, dessen Herstellung aber schnell ging, hinweg.

Glücklicherweise verfügte damals auch der Feind nicht über große Munitionsmengen. Zu einem weit ausschauenden Waffen- und Munitionsprogramm entschloß man sich auch 1915 noch nicht, weil die Hoffnung auf eine baldige Beendigung des Krieges, trotzdem die Voraussetzungen dafür nicht mehr vorhanden waren, in falschem Optimismus festgehalten wurde. Erst die Erfahrungen des Jahres 1916 öffneten uns die Augen, daß der Kampf offenbar nicht mehr durch den Geist der Führung, sondern durch die Masse der Materie zum Austrag gebracht werden könne. Nicht nur die Technik an sich, sondern vielmehr die Massenfabrikation im System der Arbeitsteilung hatte sich zur Beherrscherin des Schlachtfeldes erhoben. Vor Verdun und an der Somme schien bereits die Materie den endgültigen Sieg davongetragen zu haben. Dem kurzen Aufleuchten des Geistes im rumänischen Feldzug und bei einigen anderen Gelegenheiten folgte alsbald der erneute gewaltige Druck der Materie, der bis zum letzten Ende des Krieges auf uns gelastet hat und dem wir mit der Zeit unfehlbar erliegen mußten. Der Stellungskrieg hatte der Materie diese Macht über uns gegeben; Geist und Wille sind im Kampfe gegen die Masse unterlegen. Im Bewußtsein dieser uns mächtig bedrohenden Gefahr hatte Graf Schlieffen in seiner Kannä-Operation Geist und Wille der Kriegführung auf das Höchste gesteigert.

* * *

Es galt, die Technik in den Dienst der Durchführung des Planes zu stellen; sie war dazu befähigt und bereit. Wo sich 1914 Hemmungen herausgestellt haben, lag es nicht in der Technik, sondern in der mangelhaften Anwendung ihrer Mittel durch die Führung. Wir hatten uns im Frieden nicht eingehend genug mit den Beziehungen der Technik zu den Millionenheeren befaßt, sonst hätten wir voraussehen müssen, welche enorme Gefahr für uns im Uebergang zum Stellungskrieg lag. Die ungeheuren Anforderungen der Technik in einem Stellungskrieg über Fronten von Hunderten und Tausenden von Kilometern waren eine wesentliche Ursache der Ueberspannung unserer wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit. Den Krieg in der Bewegung zu Ende zu führen und dadurch unsere Produktionskraft möglichst zu schonen, war die Aufgabe, deren Lösung im Schlieffenschen Plane zu finden war.

***

Wissenschaft und Persönlichkeit

von Dr. Emil Ungerer

Mit dem Wort „Wissenschaft“ wird heutzutage ein lächerlicher Fetischismus getrieben. Deshalb ist es wohl angezeigt, darauf hinzuweisen, daß die Wissenschaft nichts anderes ist, als die Summe der Meinungen der heute lebenden Forscher.“ So beginnt ein Buch J. v. Uexkülls, eines angesehenen Naturforschers unserer Tage. Müssen diese Worte nicht wie ein Warnruf jeden Wissenschafter, der sie erstmals hört, aufschrecken aus seiner sicheren Ruhe, jeden Wissenschafter wenigstens, der es von Herzen ist, der schlichthin seinen Aufgaben folgt und an die Notwendigkeit seines Tuns glaubt? Muß nicht jeder Suchende erbangen um die Heiligkeit und den Sinn seines Ziels?

Im Besonderen freilich hat es wohl manchen schon getrieben, ähnliches zu denken, am häufigsten vor jenen Grenzgebieten, wo Wissenschaft ihre Rechte im tätigen Leben geltend macht. Wenn heute in ihrem Namen dem Kranken dieses, morgen jenes Pulver, jener Trank, jene Salbe gereicht, wenn er früher kalt, jetzt warm behandelt wird, wenn man der Forderung der „Wissenschaft“ heute den Schweinebestand eines Landes opfert, den sie morgen wiederherzustellen befiehlt, dann liegt der Gedanke an den lächerlichen Fetischismus mit dem Wort „Wissenschaft“ recht nahe.

Aber nicht diese voreilige Verwertung noch unsicherer Ergebnisse, deren Vorläufigkeit dem ruhig wägenden Forscher bewußt ist, sondern das Recht des Wissenschafters, Ergebnisse überhaupt je als endgültig anzusehen, über „Meinungen“ überhaupt je zu Erkenntnissen vorzudringen, wird durch jenes Wort angezweifelt. Findet doch wenige Zeilen später die Frage: „Was ist eine wissenschaftliche Wahrheit?“ die entsagende Antwort: „Ein Irrtum von heute.“

Muß nicht das Gewicht dieses bangen Zweifels vermehrt werden durch die Sorge, die sich jedem ruhigen Beobachter unseres rastlosen Wissenschaftsbetriebes aufdrängt, daß all die Geschäftigkeit nur in die Breite, nicht in die Tiefe gehe? Muß nicht fürchten, wer die Fragen und Antworten der Wissenschaft von Moden beherrscht sieht wie den Wechsel der Frauen-

kleidung, ein stärkerer Umschwung der Mode könnte all die blendenden Entdeckungen und Tageserfolge in Vergessenheit geraten lassen und durch andere, die dann eben anziehender, „zeitgemäßer“ wären, ersetzen? Einfach ersetzen, ohne daß das Gebäude der Wissenschaft stärkere und tiefere Grundmauern, mächtigere Stockwerke, stolzere Türme und Zinnen erhielte!

Nicht die uralte Frage nach der Grenze unseres Erkennens, nach der Fähigkeit des menschlichen Geistes, die Wirklichkeit zu ergründen, soll damit aufgeworfen werden. Sondern eine kurze Besinnung soll feststellen, was Wissenschaft sei und wie Wissenschaft entstehe. Wenn das Ergebnis trotz des Bewußtseins der Endlichkeit unserer Leistung und der Unendlichkeit der Aufgabe uns ein Recht gibt, gegenüber allem Zweifel hoffnungsfroh am Ausbau der Wissenschaft mitzuarbeiten, so wird es uns auch zeigen, welche fast verborgenen Regungen im heutigen Wissenschaftsleben stark und groß werden müssen, damit jene Sorgen um ihren Erfolg nichtige werden.

Vom Gefüge der Wissenschaften, ihrem Bau und inneren Zusammenhang, ihren Grundbegriffen und Verfahrensweisen erwächst in unseren Tagen ein immer deutlicheres Bild, an dem sowohl durch allgemeine Ueberlegungen innerhalb der einzelnen Sonderwissenschaften als durch Erweiterung der alten Logik in der Philosophie gearbeitet wird, ein Bild, dessen Darstellung mehr und mehr Sache einer besonderen „Logik der Wissenschaften“, „Wissenschaftslehre“ oder (am besten und allgemeinsten) „Ordnungslehre“ geworden ist. Sie zeigt uns die Richtungen, in denen der Drang des Wissenwollens sich regt, und die Formen, die Wissen annimmt; von ihr muß unsere erste Frage, was Wissenschaft sei, beantwortet werden.

In uns Menschen lebt ein Trieb, alles Besondere, Vereinzelte unseres Erlebens um seiner selbst willen aufzufassen, der unendlichen Mannigfaltigkeit alles Soseins sich in all ihren Ausprägungen hinzugeben, durch unablässiges Einsaugen aller reinen, unverarbeiteten, ungebrochenen „Eindrücke“ einen inneren Reichtum anzusammeln. Wollte diese Tätigkeit sich eine Sprache schaffen, so müßte sie für jede selbständige Sonderheit, jeden „Eindruck“ ein besonderes Wort prägen, um durch die Unendlichkeit der Worte die Unendlichkeit des aus dem Erlebten herausgehobenen Inhaltes nachzumalen. Noch un-

vergleichbar viel reicher müßte diese Sprache sein als die Schrift der Chinesen, die für jedes einsilbige Wort als Baustein der Sprache ein besonderes Zeichen besitzt und darum mit fünfzigtausend Schriftzeichen arbeiten muß. Mit dem Wissenwollen hat dieser Drang zur Vereinzelung, zum unverknüpften Für-sich-Aufnehmen nichts zu tun, wenngleich dieses Einzelne überall mit in die Wissenschaft eingeht, ja Wissenschaft überhaupt erst möglich macht. Denn alle Wissenschaft will Ordnung festhalten, will Zusammenhang, Verknüpfung im Einzelnen sehen und fragt nach den Formen dieser Ordnung. Deß ist auch unsere Sprache Zeuge, die nicht Einzelheiten, sondern nach Kräften Ordnungsbestandteile und damit Allgemeines in ihren Worten und Satzverbindungen ausdrückt. Im Ordnungsbedürfnis, im Wissens-Trieb hat die Form unserer Sprache ihren Ursprung. Darum versagt sie auch stets, wenn ihr jene andere Aufgabe gestellt wird, Ausdruck der mannigfaltigen Sonderheit des Erlebten zu sein. Nicht geschaffen freilich wird diese Ordnung im Gegebenen durch die Wissenschaft, sondern nur aufgezeigt. Daß Ordnung im Erlebten da ist, wird von uns ebenso hingenommen, geschaut, als daß dieses besondere eigentümliche Einzelne da ist. Im Fortschreiten vom Erfassen vorläufiger zum Festhalten endgültiger Ordnungszüge besteht die Arbeit der Wissenschaft.

Hier entwickelt sie aus dem Zusammenhang grundlegender Ordnungsforderungen ein festes Gefüge ganzer Einzelwissenschaften, wie dies für das Gebiet der Zahlen in der reinen Mathematik, für das der Raumgebilde in der Geometrie der Fall ist; reine Bewegungslehre und allgemeine Veränderungslehre lassen sich diesen „formalen Wissenschaften“ einordnen, an deren Spitze die allgemeine Denklehre steht. Dort entdeckt sie die Ordnung im Aufbau gegebener Sonderheiten und ihren hierauf begründeten Zusammenhang als einheitliches Gefüge: weit über den Kreis der Kristalle, Mineralien, Lebewesen hinaus erstreckt sich die Bedeutung dieser „systematischen Wissenschaften“, die ihre Entwicklung als selbständig gesehene Forschungszweige vielfach noch vor sich haben. Auch im Wechsel der Gegebenheit — im Werden — Ordnung, Gesetzmäßigkeit, Folgeverknüpftheit wie im Denken festzuhalten, bemühen sich die „Werdegesetzeswissenschaften“ sowohl in der Natur, d. h. in dem Bereich

des in sich verknüpften Gegebenen, der diesen geordneten Werdezusammenhang erlaubt, als im Seelischen, d. h. in den Veränderungen der Eigenerlebtheit. Sie gehen auf immer Allgemeineres, auf immer umfassendere Gesetzmäßigkeiten, immer mehr folgeverknüpfende, „mitsetzende" Setzungen. Nicht etwa nur auf dem Zug zum Allgemeinen immer höherer Ordnung beruht das Wesen der „kausalen" Naturwissenschaft und Psychologie, sondern gerade auf dem „Mitsetzen", „Herleiten", „Erklären" der Geschehensformen niederer Ordnung aus den höheren liegt der Nachdruck. Nicht durch leere „Abstraktion" überbaut sich das Gefüge der „Gesetze", sondern durch ein Wechselverhältnis von Allgemeinerwerden und Mitsetzen („Folgen"). Der Untersuchung fortgesetzter Werdezusammenhänge widmen sich die „*Geschichtswissenschaften*", die ein besonders enges Verhältnis zum einzelnen für sich gegebenen und dargestellten Sosein haben, aber wie alle Wissenschaft auf die Auffassung bestimmter Ordnungszüge ausgehen, ob diese nun in „Gesetzen" der Werdeverknüpfung oder in der Ausprägung gewisser eigenartiger Ordnungsbegriffe bestehen, wie das Schöne, das Gute, das Wissen und noch Anderes; aber nur dann stellen die Geschichtswissenschaften eine von den anderen getrennte, selbständige Wissensform dar, wenn sie ihre zeitlich verbundenen Werdezustände als einen einheitlichen Werdezusammenhang aufzufassen suchen, wenn sie einer Werdeganzheit, einer echten Entwicklung nachgehen. Wir haben hier das Bereich anderer Tätigkeiten des Menschen gestreift, als das der Wissenschaft, die im Gebiet der Geschichte in sie hineingreifen. Besondere Ordnungsbestandteile sind für jene kennzeichnend, die ebenso geschaut werden wie die Ordnungsetzungen der Wissenschaft. Die Schönheit im Kunstwerk oder der kunstwerkartigen Natur schaut der Betrachter wie das Gute in der sittlichen Tat, ebenso wie der Gläubige die Gottesbeziehungen in der gepredigten Religion; aber auch der Künstler, der sittlich Handelnde, der religiöse Genius *schaffen* nicht das Schöne, Gute, Heilige, das vielmehr wie aus einer anderen Welt in ihr Leben hereinragt, sondern sie lassen sich von diesen von ihnen *geschauten* „Werten" bestimmen, während sie ihr Kunstwerk, ihre gute Handlung, ihre neue Art von Frömmigkeit „schaffen". Aber während hier der Mensch sich einer geschauten Ordnung hingibt oder von ihr gelenkt

handelt, d. h. seine Lebensaufgabe löst, wird beim Wissenwollen gerade der Zusammenhang geschauter Ordnung selbst zur Aufgabe, aus deren Ergründung immer neue Aufgaben, immer neue Fragen erwachsen. Auch von den Ergebnissen jener nichtwissenschaftlichen Tätigkeiten des Menschen sind Wissenschaften möglich, die man vielleicht als „Wissenschaften der Wertgebilde“ zusammenfassen könnte, wenn nicht auch sie den systematischen und Werdegesetzeswissenschaften einzugliedern sind.

Als ein bruchstückweise überschaubares, aber als vollendbar geahntes Gefüge von Ordnungsbeziehungen, die hier klarer heraustreten, dort unbestimmter sich andeuten, liegt Wissenschaft vor uns, als ein mächtiges, unvollendetes Gebäude, das in jenem Teil Zimmer und Gänge, Tore und Treppen, in diesem nur die Mauern des Kellergeschosses zeigt, während an weiten Stellen des Bauplans die Richtstangen den Grundriß erst abstecken.

Wie aber wird Wissenschaft?

Auch die Geschichte der Wissenschaft läßt, wie jeder Zweig der Geschichte, verschiedene Behandlungsweisen zu. Durch ihr Ziel, Wissenschaft als ein sich entwickelndes Ganzes darzustellen, erweist sie ihr selbständiges Recht. Die Wege zu diesem Ziel aber sind mannigfach. Gewiß wird einmal Wissensgeschichte geschrieben werden als rein sachliche Geschichte des Wissens, als zeitliche Auseinanderlegung dessen, was wir zuvor mit einem Blick zu überschauen versuchten. Eine Schilderung des allmählichen Deutlicherwerdens der Ordnungsbeziehungen ohne alle Namen, ohne den Schimmer einer Andeutung, daß es gewisse Einzelmenschen waren, die daran gearbeitet, die gehofft und gestrebt, erkannt und geirrt haben, eine Geschichte, die nur Jahreszahlen als Anhaltspunkte für die Reihenfolge der Geschehnisse gibt. Bereicherung des Tatsachenbestandes, Gewinnung neuer Verfahren, Ausbau und Wechsel der Theorien sind der Stoff dieser Geschichtschreibung, das Hervortreten der Ordnungszüge, wie sie die Ergründung eines Denkzusammenhanges, eines gegliederten Gefüges, einer Werdeverknüpfung darstellt, das Ergebnis ihrer Arbeit.

Eine solche Geschichte wird einmal geschrieben werden, und es ist gut, daß sie geschrieben wird. Aber das ist nicht die einzig notwendige und allein richtige Art, Geschichte zu

schreiben. Ebenso bedeutsam ist die Geschichte des menschlichen Geistes, der um die Entdeckung jenes Ordnungsgefüges „Wissen" sich müht. Auf den Blättern dieser Geschichte — wie sie bisher wohl zumeist beabsichtigt wurde — trifft man auf jeder Seite die Namen großer Menschen. Mag man noch so sehr betonen, wie auch sie in ihrem Denken von ihren Vorgängern abhängen, wie allgemeine Strömungen, Richtungen des „Zeitgeistes", Volkseigentümlichkeiten sie beeinflussen oder tragen — eine mindestens der drei Taten, die für jede neue Wahrheit geschehen müssen, wird für die wichtigsten Erkenntnisse jedes Zeitalters durch einen dieser Großen geleistet: ihr erstes klares Erfassen, das Finden der ihr einzig entsprechenden glücklichen Form oder das sieghafte Durchsetzen im allgemeinen Bewußtsein. Das Werden des Wissens im Geist der Einzelnen verfolgt diese Art von Geschichte, und da muß sie auch den Irrtümern und verfehlten Versuchen, den Seitenpfaden und Umwegen nachgehen, muß zeigen, warum es zu eben dieser Fragestellung kam, muß aufweisen, wie ein richtiges Ergebnis in der Entdeckerfreude verallgemeinert wurde und schon zuvor Erkanntes vergewaltigte oder neuem Suchen den Weg sperrte. Das Auf und Ab der Theorien, ihr Verschwinden ohne Widerlegung, ihr Sieg ohne triftigen Beweis, ihr Wiederauftauchen nach langem Scheintod, all die Erscheinungen, die nicht im Wesen des Wissens, sondern in der Natur des Menschengeistes begründet sind, das ist mit ihr Gegenstand. Dadurch wird sie oft auch imstande sein, die Gegenwartsforschung erfolgreich zu unterstützen, indem sie ihr vergessene Wahrheiten und Fragestellungen vermittelt, abgerissene Fäden wieder anknüpft. So arbeitet sie selbst unmittelbar am Bau des Wissens mit.

Wenn sie aber nun schildert, welchen Beitrag ein Leibniz, ein Newton, ein Goethe, ein Helmholtz zu einer bestimmten wissenschaftlichen Aufgabe geleistet hat, so kann sie nur dann zu richtigem Verständnis führen, wenn sie nicht nur die eine Tätigkeit des Menschen Leibniz, Newton, Goethe, Helmholtz berücksichtigt, die auf jene Frage sich unmittelbar bezieht, sondern seine ganze Wesensart erfaßt, aus der eben gerade diese besondere Weise hervorgeht, wie er die Aufgabe neu gestellt und bearbeitet hat. Darauf also muß es ihr ankommen, welcher Art die Menschen waren, durch die Wissen erwuchs. Aber

nicht jenen Großen allein, deren jedes Jahrhundert doch nur einige aufweist, eignet das Verdienst der Wissensförderung. Zahlreiche scharfsinnige Gelehrte und gedankenreiche Forscher schaffen mit an der Erkenntnis des einen Ordnungszusammenhangs und haben ihr gutes Teil daran. Und auch die vielen Tausende, deren Namen keine Geschichte je wird nennen können, die den errungenen Sätzen eine breitere Grundlage geben, gebliebene Lücken ausfüllen und Stoff anhäufen zu neuem Wissensfortschritt, dürfen nicht vergessen oder verachtet werden.

Aus dieser Geschichte werden wir daher auch die Eigenschaften lernen können, die den echten Forscher machen, die Voraussetzungen, die er mitbringen muß zu gedeihlicher Arbeit am Werden des Wissens. Es wird sich zeigen lassen, was jenen heraushebt aus der Schar der namenlosen Tausende, und es wird so zugleich ein Maßstab erstehen für die Beurteilung gegenwärtiger Zustände. Wenngleich dieses Maß auch durch andere Ueberlegungen sich gewinnen ließe, so wird der Hinweis auf die Lehre der Geschichte der Erneuerung der Gegenwart doch förderlich sein, das Gesunde kräftigen und sich seiner Notwendigkeit bewußt werden lassen. Nicht in der Wirkung ihres Genius freilich werden wir die Großen uns zum Vorbild nehmen können. Was nur mit dem Menschen geboren werden kann, dürfen wir nie zu erringen hoffen. Jenes beseligende Göttergeschenk, das tieferes und reineres Erleben, seherisches Ahnen und vor allem zielsicheres Schauen dessen verleiht, woran die Anderen täglich blind vorübergehen, jenes nie entschleierte Geheimnis des Könnens, der glücklichen Vollendung: das vermag der redlichste Wille und der unermüdlichste Fleiß nicht zu erwerben. Aber das ist auch nicht Voraussetzung zur fruchtbaren Mitarbeit am Ausbau der Wissenschaft, sondern nur zur großen, zeitüberragenden Leistung.

Eher als ein g e m e i n s a m e s Kennzeichen der bedeutenden Männer der Wissensgeschichte haben U n t e r s c h i e d e zwischen ihnen den Blick auf sich gezogen; man hat besondere Gattungen, Grundformen des Forscher-Seins herausgehoben und ist dabei von verschiedenen Einteilungsmerkmalen ausgegangen. Der erfolgreiche Chemiker und Geschichtschreiber der Chemie Wilhelm Ostwald, dem der Begriff der „Energie“, des Arbeitsvermögens, zur Grundlage seiner naturphilosophi-

schen und Weltanschauung geworden ist, hat uns auf einen Gegensatz unter den Forschern achten gelehrt, der auf ihrer Arbeitsweise und auf damit zusammenhängenden Besonderheiten ihrer Veranlagung beruht. Der „Romantiker" ist der regsame Geist, dessen Denkvorgänge mit beträchtlicher Geschwindigkeit ablaufen, der darum auch rasch arbeitet, in großen Würfen sich seiner Werke entäußert, die dann bald als etwas Fremdes, Erledigtes ihm gegenüberstehen, so sehr sie das Zeichen seiner Persönlichkeit tragen. Ein Mensch mit starken Gefühlen und lebhaftem Mitteilungsbedürfnis, von seiner Aufgabe begeistert und für sie begeisternd. Als Vertreter dieser Grundform des Wissenschafters, die überdies häufig das Kennzeichen der Frühreife trägt, hat Ostwald die Chemiker Davy, Liebig und Gerhardt anschaulich geschildert. Ihr steht der „Klassiker" gegenüber, dem eine langsamere Art des Denkens und Arbeitens zukommt, der sich aber auch anhaltender und eindringlicher mit seinem Gegenstand beschäftigt. Da er bestrebt ist, keine Möglichkeit außer acht zu lassen, entschließt er sich nur schwer, eine Arbeit als abgeschlossen aus der Hand zu geben, feilt und meißelt an ihr bis zur Vollendung, die ihr dann eine so unbedingte Sachlichkeit gibt, daß ihr Schöpfer ganz hinter dem Werk zurücktritt, ja daß oft der Weg nicht mehr sichtbar ist, auf dem er zu seinen Ergebnissen gelangte. Eine ruhigere und beherrschtere Art zu fühlen und zu handeln zeichnet ihn aus. Robert Mayer, Faraday und Helmholtz sind Ostwalds Beispiele dieser Forschergattung. Ich weiß nicht, ob die aus der Literaturgeschichte entnommene Bezeichnungsweise für diese zwei Formen seelischer Veranlagung ganz zutreffend ist, weil die „Reaktionsgeschwindigkeit" nicht der Einteilungsgrund dieser beiden Kunstrichtungen war; unsere Klassiker Schiller und der junge Goethe wären nach Ostwald offenbar den „Romantikern" zuzurechnen, was bei Schiller späterhin vielleicht durch seine Krankheit etwas verdeckt wird. Der Gegensatz zweier Wesensarten ist aber sicher richtig gesehen. Auch daß der gesunde „Romantiker" Sanguiniker, der durch Mißerfolg oder Zusammenbruch seiner Arbeitskraft bedrückte Choleriker sei, während der „Klassiker" zum phlegmatischen bis melancholischen Temperament neige, zeigt nur das Ungenügen dieser herkömmlichen Einteilung der Gemütsarten. Dem echten Sanguiniker und Phlegmatiker ist Schwäche, dem

echten Choleriker und Melancholiker Stärke der Gefühls- und Willenszustände eigentümlich. Man könnte daher den gesunden, noch ungebrochenen „Romantiker" wohl besser als „frohen Tatmenschen", den „Klassiker" als „selbstsicheren Gründlichen" kennzeichnen.

Von anderem Gesichtspunkt aus stellt der Geschichtschreiber der biologischen Theorien und namhafte Theoretiker Em. Rádl zwei Gruppen von Forschern einander gegenüber: die Art, wie sie sich zu ihrem Problem stellen, ihre Denkweise, ist ihm ausschlaggebend. Anschauung ist der Leitstern des „Platonikers". Nicht eine neue Bearbeitung des schon Bekannten, neue Anschauungen will er gewinnen; in Bildern denkt er, und noch die höchsten Verallgemeinerungen erhalten in seinem Geiste anschauliche Form. Nicht sorgsam bewiesene, ins Einzelnste verfolgte Ketten von Gedanken, sondern befruchtende Ideen sind sein Beitrag zur Geschichte des Wissens. Sein Gegenstück ist der „Aristoteliker", der Verstandesmensch, den nicht jene Ungebundenheit des Geistes, sondern gerade seine strenge Zucht auszeichnet, dessen Arbeit im Ableiten und Begründen, dessen Ziel in der Notwendigkeit und Folgerichtigkeit des Erkannten besteht. Dort Plato, Paracelsus, Buffon, Goethe, hier Aristoteles, Linné, Kant, Darwin. Auch hier eine Gegenüberstellung, der ihr gutes Recht nicht versagt werden kann.

Man hat herkömmlicherweise, und in der Gegenwart mit mehr Grund als je, den „Spezialisten", den Mann des engsten Fachgebietes als besondere Erscheinung von dem in breiterem Bereiche seiner Wissenschaft Tätigen geschieden und zuweilen in diesem „Spezialistentum" die Ursache zur Verflachung unserer zeitgenössischen Wissenschaft sehen wollen. Aber nicht hier liegt ein für die Arbeit am Wissen wesentliches Merkmal. Nicht auf die Enge oder Weite des Stoffbezirks kommt es an, sondern auf den Geist seiner Durchdringung. Ein Lehrbuch der allgemeinen Physiologie kann ebensosehr am Einzelnen haften, wie die Zergliederung der Lebensäußerungen des Hirschkäfers zu allgemeinen und wertvollen Einsichten führen kann. Es mag ein Botaniker sein ganzes Leben der Erforschung einer kleinen Algengruppe widmen und so einen wichtigeren Beitrag zum Wachstum des Wissens, zur Aufhellung neuer Ordnungszüge liefern als ein

anderer, der in überraschender Vielseitigkeit die verschiedenartigsten Fragen der Zellen- und Gewebelehre, der Physiologie und Systematik bei den mannigfachsten Pflanzenarten behandelt. Das ist das Wesentliche und vielleicht auch bei jener Warnung vor dem Fachmännertum ursprünglich Gemeinte, ob man entweder durch seine Vorgänger fertig übermittelte Einzelfragen nach hergebrachtem Verfahren fachgerecht löst, nicht rechts und nicht links, sondern nur auf die zufällige Aufgabe in ihrer Besonderheit und Losgelöstheit schaut, oder ob man jeden Gegenstand von vornherein als Glied eines großen Zusammenhangs sieht; ob man grundsätzliche Fragestellungen zu seiner Arbeit mitbringt. Damit ist aber nicht ein Unterschied zwischen verschiedenen Arten selbständiger Forscher gemacht, sondern durch diesen Schnitt trennt man die Menge der namenlosen, wenngleich nicht überflüssigen Kärrner der Wissenschaft von ihren Werkmeistern und Baukünstlern. Nur diesseits dieser Grenze ist Aussicht darauf, daß das Einzelschaffen zur Mehrung des Gehaltes und nicht nur der Menge der Gesamtleistung eines Zeitalters beiträgt. Dieses Merkmal der selbständigen Erfassung der wissenschaftlichen Aufgaben, der Entschiedenheit, mit der das Einzelne nur um seines Zusammenhangs willen bearbeitet wird, das Merkmal des bewußten Ordnung-Schauens eignet all den Forschern, deren Namen die Geschichte uns als Förderer des Wissens nennt. Hier haben wir das gesuchte Kennzeichen des echten Forschers.

Zu einer solchen grundsätzlichen Behandlung wissenschaftlicher Fragen sind nur Menschen imstande, die nicht nur an ihrer wissenschaftlichen, sondern auch an ihrer menschlichen Ausbildung gearbeitet haben, denen das Schauen aufs Ganze und nicht nur ins Einzelne Wesenszug geworden ist. Solche Selbsterziehung bewirkt jene Einheitlichkeit und Geschlossenheit der seelischen Gesamterscheinung, die die Persönlichkeit macht. Durch Persönlichkeiten hindurch wird Wissenschaft. Das ist es, was im Großbetrieb der Gegenwartswissenschaft nicht vergessen werden darf. Darum ist es so wohltuend und erfreulich, wenn wir unter den heutigen Forschern da und dort Männer finden, deren Werk, bei aller Verschiedenheit oder Gleichheit des Forschungsgegenstandes im Verlauf ihrer Untersuchungen, von leitenden Gedanken ge-

tragen wird und darum jene Einheit und folgerichtige Entwicklung aufweist, die das Gepräge der Persönlichkeit zeigt. Um so mehr ist es aber notwendig, von dieser Tatsache zu sprechen, weil unser wissenschaftliches Leben lange nicht genug von diesem Walten einer grundsätzlichen Auffassung gewahren läßt, aus der eine Arbeit herauswachsen muß, um das Recht auf den Ehrennamen „wissenschaftlich“ zu haben; weil wir so oft jene ruhige Sicherheit des eingeschlagenen Wegs beim einzelnen Forscher vermissen; weil wir da so viel unwürdige Hast sehen, hinter jeder Tageswichtigkeit herzulaufen, an jedem „letzten Erfolg“ sein Teil miteinzuheimsen; weil so viel unnötige, das heißt ziellose Mühe aufgewendet wird, die zu sinnvoller Erkenntnis keine Handhabe bietet oder zum hundertsten Mal sagt, was neunundneunzig Male besser gesagt worden ist. Nur wer auf die Zusammenhänge schaut, vermag Ordnung zu entdecken und festzuhalten. Was an Irrtümern im Werk des Einzelnen bleibt, das scheidet die Zusammenarbeit des Zeitalters und der einander ablösenden Geschlechter aus; das einmal Errungene aber, die an irgend einem Ausschnitt des Gegebenen geschaute Ordnung bleibt — mag sie auch vorübergehend vergessen werden — und lebt weiter im Werke der Kommenden, neue Fragen schaffend. Und mag auch das Fragen nie ein Ende nehmen, — immer mehr große und kleine Züge gliedern sich ein in das Bild der Ordnung: Wissen wächst.

In der Erkenntnis der sittlichen Forderung, die sich an jeden Menschen richtet, dessen Schicksalsaufgabe es ist, Wissenschaft zu treiben, liegt der tiefste Grund und die Pflicht zu jener Frage, die wir aufgeworfen haben, zu jener Besinnung darauf, was Wissenschaft ist und wie Wissenschaft entsteht. Wenn wir, jeder Einzelne von uns, im engsten oder im weitesten Fachgebiet unsere Aufgabe recht erfüllen wollen, dann müssen wir uns bewußt sein, daß Wissenschaft mehr ist, als die Summe der Meinungen der heute lebenden Forscher, daß es ein in der Folge der Zeiten deutlicher werdendes Gefüge von Ordnungsbeziehungen ist, und daß wir an der Aufklärung dieses einen Zusammenhangs, dieser einen, zeitlos-ewigen Ordnung mitzuarbeiten berufen sind.

***

Kaiser und Kanzler

von Hans Delbrück

Briefe Wilhelms II. an den Zaren 1894—1914, herausgegeben und eingeleitet von Professor Dr. Walter Goetz. Verlag Ullstein & Co, Berlin.

Fürst Bismarcks Entlassung. Nach den bisher unveröffentlichten Aufzeichnungen des Staatssekretärs des Innern, Staatsminister Dr. Karl Heinrich von Boetticher und des Chefs der Reichskanzlei unter dem Fürsten Bismarck Dr. Franz Johannes von Rottenburg. Herausgegeben von Professor Dr. Georg Freiherrn von Eppstein, Wirklichem Geheimen Rat. Druck und Verlag von August Scherl G. m. b. H. Berlin.

Lebens-Erinnerungen und politische Denkwürdigkeiten von Botschaftsrat a. D. Hermann Freiherrn v. Eckardstein, Band I, II. Verlag Paul List, Leipzig.

Die Briefe Kaiser Wilhelms II. an den Zaren Nikolaus, von russischer Seite der Oeffentlichkeit übergeben, konnten auch dem deutschen Volke nicht vorenthalten werden und sind von dem Leipziger Historiker Walter Goetz in musterhafter Weise herausgegeben, eingeleitet und mit fortlaufendem Kommentar versehen worden. Die Briefe reichen von der Thronbesteigung des Zaren, 1894, bis zum Jahre 1914. Da sie in englischer Sprache geschrieben sind, hat der Herausgeber dem Abdruck des englischen Textes eine sehr wohl gelungene, glatt lesbare deutsche Uebersetzung vorausgeschickt.

Die Briefe sind ganz nach demselben Grundsatz zu beurteilen, wie die viel besprochenen Randbemerkungen. Es ist zu unterscheiden zwischen dem Inhalt und der Form: die Form berührt vielfach unangenehm und direkt peinlich; gegen den Inhalt ist diplomatisch wohl auch öfter etwas und sogar sehr viel einzuwenden. In der Hauptsache aber, was nämlich die Absicht und die Bestrebungen angeht, kann er eher günstig für den Kaiser gewertet werden. Wenn hier und da in der deutschen Presse geurteilt worden ist, daß der Kaiser in diesen Briefen leichtsinniger- und unbedachterweise Staatsgeheimnisse preisgegeben habe, so zeigt sich darin eine zu harmlose Auffassung. Ich plaudere meinerseits kein Geheimnis aus, wenn ich behaupte, daß selbstverständlich diese Briefe, soweit sie politisch sind, entweder dem Auswärtigen Amt vorgelegen haben, oder sogar nach Vorlagen des Auswärtigen Amtes geformt worden sind. Was darin diplomatisch verfehlt ist, verteilt sich auf den Kaiser und den jeweiligen Leiter der Auswärtigen Politik genau so, wie die Verantwortung für jede andere politische Handlung.

Eben hierin liegt nun das Unangenehme, Peinliche der Form: die Mischung von Freundschaft und Berechnung, die, wie das in der Diplomatie liegt, bis zur Hinterlist geht und

so über das Ganze einen Nebel von Unwahrhaftigkeit legt, in dem man sich nicht wohl fühlen kann. Ganz ungerecht aber wäre es, in dieser Handlungsweise etwa eine Eigentümlichkeit Kaiser Wilhelms II. zu sehen. Schon bei den Diplomaten, den Gesandten an den fremden Höfen spielen die persönlichen Beziehungen, das Vertrauen oder Mißtrauen, das sie erwecken, eine wesentliche Rolle; noch viel mehr naturgemäß bei den Monarchen, die in viel höherem Maße nicht nur ihre Person, sondern auch ihre Familie mit dem Staate identifizieren. So lange es Könige gegeben hat, sind ihre Ehen und Freundschaften politisch orientiert gewesen. Daß man aber in den Familienbeziehungen nicht ein Mittel der Politik sehen, sondern umgekehrt die Politik auf die persönlichen Beziehungen der Regierenden aufbauen wollte, das ist eigentlich erst ein Produkt des 19. Jahrhunderts. Gustav Adolf war vermählt mit der Schwester des Kurfürsten Georg Wilhelm und wies wohl einmal darauf hin, er habe „ein Fräulein aus Preußen in seinem Bett", aber daß die Gefühle angerufen worden seien, um die Politik zu bestimmen, finden wir nicht. Der Erfinder dieser Denkweise ist Zar Alexander I. Gleich nach seiner Thronbesteigung hatte er eine Zusammenkunft mit Friedrich Wilhelm III. und Luisen in Memel, und seit diesen Tagen spielt die „Freundschaft" der beiden Herrscher, an der die Königin von Preußen teilnahm, eine erhebliche Rolle in der europäischen Politik. Alexander strömte über von Empfindungen, besonders dann, wenn er irgendein Komplott zum Schaden Preußens vorbereitete. Man schwur sich Treue vor dem Sarge Friedrichs des Großen. Bei Friedrich Wilhelm III. spielte gewiß keine Sentimentalität mit; er war ja der nüchternste aller Menschen. Aber er suchte für seinen Staat, von dessen Schwäche er eine nur zu lebhafte Vorstellung hatte, einen Anhalt in der Pflege der persönlichen Beziehung zu dem mächtigen Zaren. Diese Tradition wurde befestigt, indem Alexanders Nachfolger, Nikolaus I., sich mit der ältesten Tochter Friedrich Wilhelms III. vermählte, und mit Inbrunst fortgesetzt von deren Brüdern, Friedrich Wilhelm IV. und Wilhelm I., die bestärkt wurden in dieser Auffassung von niemand anders und niemand mehr als von Bismarck. Wie unsinnig ist doch die Vorstellung, daß Wilhelm II. durch Nichterneuerung des Rückversicherungsvertrages im Jahre 1890 den Draht, der uns mit Rußland verband, abgerissen habe! Bismarck selber hat den Unwert dieses Vertrages bald genug erkannt und noch nicht ein halbes Jahr nach seinem Abschluß an der entgegengesetzten Tür, bei England, um Einlaß angepocht. (Brief an Salisbury vom 22. November 1887.) Wenn er die Miene annahm, als ob es ihm gelungen sei, das durch Intrigen getrübte Vertrauen Alexanders III. zu ihm wiederherzustellen, so ist das schwerlich auch nur Selbsttäuschung gewesen, sondern war eine wohlbe-

rechnete Taktik, um nicht alle Brücken abzubrechen. Der Zar soll nach der berühmten Unterredung, die den Frieden angeblich herstellte (18. November 1887), zum Grafen Schuwaloff gesagt haben: „Ich habe ihm kein Wort geglaubt", und vier Tage nach der angeblich wiederhergestellten Freundschaft mit dem Zaren schrieb Bismarck seinen Brief mit dem Bündnis-Angebot an Salisbury.*) Nach kurzer Verschlechterung, die freilich die dauernde Folge des russisch-französischen Bündnisses hatte, vollzog sich dann noch unter Caprivi die erneute Annäherung Deutschlands an Rußland, und das Verhältnis wurde so intim, wie es kaum je gewesen war. Kaiser Wilhelm vermittelte die Ehe zwischen Nikolaus II. und der Prinzessin Alix von Hessen und es begann jener Briefwechsel, der uns bezeugt, daß es wahrlich von deutscher Seite an gutem Willen, sich mit Rußland auf der Basis gegenseitiger Anerkennung und Förderung zu vertragen, nicht gefehlt hat. Zu den Mitteln, die Wilhelm II. anwandte, die deutschen und russischen Interessen miteinander auszugleichen, anders ausgedrückt, für beide Staaten Arbeitsgebiete zu finden, die nicht miteinander kollidierten, gehörte auch das Hinweisen Rußlands auf Ostasien und das Gelbe Meer; wenn die Russen hier ihr Expansionsbedürfnis befriedigten und auf Konstantinopel und den nahen Orient verzichteten, so hätte Deutschland sich ungestört in der Bagdadbahn-Politik und der Verjüngung der Türkei betätigen dürfen. Den Zaren auf diese Bahn zu weisen, malte der Kaiser die „gelbe Gefahr" an die Wand und appellierte an die Solidarität der Christenheit gegenüber Heidentum, Buddhismus, Barbarei. Die Kraft des Wortes unterstützte er durch das selbstentworfene Buddha-Bild mit der Unterschrift: „Völker Europas, wahret eure heiligsten Güter!" Wie weit war das Ueberzeugung, wie weit Taktik? So fragt jetzt auch der Herausgeber der Briefe, Professor Goetz. Vermutlich war sich der hohe Autor selber dessen nicht so weit bewußt, um eine bestimmte Antwort zu geben.

Als Quelle ist diese Briefsammlung natürlich sehr einseitig. Es fehlen noch die Antworten des Zaren. Es fehlen auch die zwischen den Briefen liegenden Depeschen und es fehlen vor allem die zwischendurch und gleichzeitig nach der entgegengesetzten Seite, nach England, gerichteten Aeußerungen. In diesen Briefen an den Zaren erscheint der Kaiser immer wieder als der geschworene Feind und Hasser Englands und der Engländer. Wir erinnern uns aber, daß er bei seinem Regierungsantritt verdächtigt wurde, von einer mütterlich überkommenen

---

*) Die Natur des Rückversicherungsvertrages ist zum ersten Mal völlig klargestellt in einem Artikel der „Deutschen Allgemeinen Zeitung" vom 14. September 1919 von Dr. P. Rassow und Dr. Daniels im Oktober-Heft der Preuß. Jahrb. 1919. Die Aeußerung des Zaren zu Schuwaloff wird berichtet bei Eckardstein, Lebenserinnerungen, Bd. I, S. 136.

Herzensneigung für England erfüllt und von dieser Neigung in seiner Politik bestimmt zu sein, und im Burenkriege gab er den Engländern strategische Ratschläge. Als der Kaiser 1901 in England war, jubelte man ihm zu, rühmte seinen Takt und er war in den Augen fast jedes Engländers die populärste Figur des Landes.*) Dieser Wechsel zwischen russenfreundlicher und englandfreundlicher Politik ist gar nichts neues. Wir finden genau dasselbe schon bei Bismarck, der immer wieder versicherte, daß das einzige Volk, dem er eine innere Sympathie entgegenbringe, die Engländer seien, und immer diese und die Russen abwechselnd um Bundesgenossenschaft anging. In seinem Abschiedsgesuch verwies er auf die Notwendigkeit der Pflege unserer guten Beziehungen zu Rußland, nicht lange vorher aber in einer seiner letzten großen Reichstagsreden (26. Januar 1889) pries er England als unseren traditionellen Bundesgenossen und erklärte dem König Albert von Sachsen, daß er den Beitritt Englands als ein notwendiges Supplement zum deutsch-österreichischen Bündnis ansehe.**)

Nichts ist verkehrter, als Wilhelm II. deshalb zu tadeln, weil er mit solchem Lavieren die Bismarcksche Politik fortsetzte. Was uns unangenehm berührt, ist das Gefühlsmäßige, in das sich die politische Berechnung verkleidet und der Mangel an Takt und Delikatesse in der Art, wie die Einwirkung auf den kaiserlichen Freund ausgeübt wird oder ausgeübt werden soll — vorausgesetzt, daß die aufdringlichen Ratschläge nicht etwa vom Zaren provoziert worden sind, worüber wir vorläufig mangels seiner Briefe nichts sagen können. Das sachlich Falsche liegt nicht darin, daß man nicht verstanden habe, zwischen England und Rußland definitiv und unwiderruflich zu optieren — denn das war unmöglich —, sondern in der so oft fehlerhaften Berechnung der Einzelzüge. Wer das verfolgen will, dem empfehle ich die Lektüre der kaiserlichen Briefe zu verbinden und zu vergleichen mit der kleinen Schrift von Professor Fr. Luckwaldt: „Politische Geschichte des Weltkrieges“, erstes Bändchen „Von Bismarck bis Eduard VII. (1890 bis 1906)“. Sammlung Göschen. In meisterhafter Kürze ist hier der innere Zusammenhang der Weltpolitik von den letzten Jahren Bismarcks an, so objektiv wie kritisch dargelegt. Luckwaldt hat den Mut, im Eingang sogar die Frage aufzuwerfen, ob Bismarck 1871 recht getan habe mit der Rücknahme Elsaß-Lothringens und nicht besser dem republikanischen Frankreich den Frieden ohne Abtretung bewilligt hätte, um Deutschland sofort auf die Wahrnehmung seiner See-Interessen hinzuweisen. Er behauptet nicht, daß man so hätte handeln müssen

*) Eckardstein II, 255, 259, 270.

**) Eckardstein I, 323.

oder auch nur können, sondern er wirft nur die Frage auf. Ich vermag dem hinzuzufügen, daß tatsächlich Fürst Henckel-Donnersmarck, auf dessen Urteil Bismarck viel gab, ihm damals sehr ernsthaft vorgestellt hat, er solle auf die Annexion verzichten, da sie eine ewig unversöhnliche Feindschaft zwischen uns und Frankreich schaffe. Aber hätte die öffentliche Meinung Deutschlands das geduldet?

Auch die Fehler in der Politik Wilhelms II. sind ja nicht zum wenigsten durch die Ungebärdigkeit der öffentlichen Meinung erzwungen worden. Der Kaiser war im allgemeinen — das Gebiet der Flottenverstärkung ausgenommen — die mäßigende Potenz in unserer Politik. Vor allem ist es falsch, grundfalsch, zu behaupten, daß er prinzipiell eine andere Bahn eingeschlagen habe, als Bismarck. Alles, was er erstrebt und unternommen hat, war keimhaft schon unter Bismarck vorhanden und angelegt. Die Wendung, die 1890 einsetzte, und der Fehler, der von da an zu beobachten ist, wird von Luckwaldt geistvoll charakterisiert an jener Depesche, die der Kaiser nach der Entlassung Bismarcks an seinen Großonkel in Weimar richtete: „Der Kurs bleibt der alte. Volldampf voraus.“ „Dies Programm“, schreibt Luckwaldt, „war eine innere Unmöglichkeit. Der Kurs, den Bismarck gesteuert hatte, zwischen Klippen und Untiefen haarscharf hindurch, war auf halbe Fahrt berechnet gewesen; gab man Volldampf, so mußte man den Kurs ändern: mehr ins offene Meer hinaus, oder man lief auf.“

Der Fehler der deutschen Politik lag also nicht sowohl in der Richtung, die 1890 eingeschlagen wurde, als im Temperament, und die kaiserlichen Briefe bestätigen nur diese längst erkannte Wahrheit von neuem. Sie bestätigen, daß der hohe Autor, weit entfernt von jedem Streben nach irgendeiner Art von Welthegenomie, nichts im Auge hatte, als durch eine aktive Politik ohne Krieg dem deutschen Volke neben den anderen großen Kulturvölkern seinen Anteil an der Weltpolitik, seinen Platz an der Sonne zu sichern. Mit Fug und Recht stellt daher der Herausgeber Goetz in seiner Einleitung fest, daß „diese Briefe das Licht der Oeffentlichkeit nicht zu scheuen haben“. Was man auch an ihnen aussetze, es wird ausgeglichen und überwogen durch den allem zugrundeliegenden guten Willen.

Jede Betrachtung über die Politik, die schließlich zum Weltkrieg geführt, oder besser gesagt, nicht vermocht hat, den Weltkrieg zu vermeiden, leitet immer wieder zurück zu der großen Krisis der Entlassung des ersten Reichskanzlers. Große Männer formen nicht nur ihre Zeit, sondern bestimmen auch durch die Autorität ihres Urteils und ihrer Aussagen in hohem Maße die Auffassung der öffentlichen Meinung von ihrer Zeit. Von niemand gilt das mehr, als von Bismarck; man mag noch so sehr darauf hinweisen, daß seine Darstellungen notwen-

dig den Charakter der Einseitigkeit und der Parteilichkeit tragen: gegen das, was er einmal gesagt hat, ist immer schwer aufzukommen. Bei der ungeheuren Verbitterung, mit der ihn seine Entlassung erfüllte, ist gerade über diesen Akt am allerwenigsten bei ihm eine zutreffende Erzählung zu erwarten. Man wird darauf zurückzukommen haben, wenn einmal der dritte Band seiner Erinnerungen vorliegt. Die oben angeführte Publikation des Freiherrn von Eppstein entspricht nicht ihrem Titel; sie gibt weder eine Erzählung, noch eine Untersuchung über die Entlassung, sondern nur, ohne das eigentliche Problem zu berühren, einige urkundliche, allerdings recht wertvolle Beiträge. In einer Art Verfolgungswahn hat bekanntlich der Fürst seine nächsten Kollegen, die anderen Minister und insbesondere den Staatssekretär des Innern, von Boetticher, bis dahin seinen besten Mitarbeiter und nächsten Vertrauten, beschuldigt, gegen ihn intrigiert zu haben. Die Aufzeichnung Boettichers, die nunmehr Eppstein zusammen mit einer Niederschrift des Chefs der Reichskanzlei von Rottenburg veröffentlicht, lassen keinen Zweifel, daß an dieser Beschuldigung auch kein Schatten von Wahrheit ist. Wer Herrn von Boetticher kannte und die Dinge einigermaßen unbefangen betrachtete, konnte von je nichts anderes glauben, und die Eppsteinsche Veröffentlichung bringt also insofern nichts neues. So gewiß intrigiert worden ist, namentlich von dem Geh. Rat v. Holstein, so gewiß haben diese Intrigen doch auf die Tatsache der Entlassung keinerlei wirklichen Einfluß geübt, und am allerwenigsten kann Boetticher deshalb angeklagt werden. Außerordentlich interessant ist aber die Eppsteinsche Veröffentlichung in negativer Beziehung. Sie zeigt nämlich, daß Bismarck weit davon entfernt war, zwei ihm so nahe stehende Männer wie Boetticher und Rottenburg in die letzten Geheimnisse seiner Politik einzuweihen. Diese weltgeschichtlichen Persönlichkeiten lassen sich gerade von ihrer nächsten Umgebung am allerwenigsten durchschauen. „Wenn ich glauben könnte, daß mein Hemd, ja meine Haut von dem etwas wissen, was ich tun will, ich würde sie zerreißen", hat Friedrich der Große einmal geschrieben. Man wird dieses Wort auch auf Bismarck anwenden können. Hinterher ist er freilich oft recht offenherzig gewesen, und so war es mir möglich, schon im Jahre 1906, gestützt auf die Memoiren des Fürsten Hohenlohe, den wahren Zusammenhang zu enthüllen. Meine Feststellung erregte damals ungeheure Entrüstung, ist aber nunmehr durch den in der österreichischen Rundschau (1. Februar 1919) veröffentlichten Brief des Kaisers an den Kaiser Franz Joseph über die Vorgänge bei der Entlassung vollständig bestätigt worden. Ueber alles Einzelne kann ich auf die Darstellung in meiner Schrift „Bismarcks Erbe" (Verlag Ullstein, 1915) verweisen. Der Grund der Trennung des Kaisers von dem Kanzler, des Monarchen von dem Patri-

archen Deutschlands, lag nicht, wie Bismarck das immer wieder zu insinuieren bemüht war, in der Auswärtigen Politik. Der Kaiser in seinem Brief an Franz Joseph stellt das ausdrücklich fest. Die Differenzen, die hier vorhanden waren, waren so unwesentlich, daß sich bei dem beiderseitig vorhandenen guten Willen sehr leicht eine Einigung hätte herstellen lassen. Bismarck hatte mit Wilhelm dem Alten noch ganz andere Differenzen durchzufechten gehabt. Die Differenz lag auch nicht in der Sozialpolitik, in der Arbeiterschutz-Gesetzgebung, wie in dem Rottenburgschen Schreiben festgestellt ist, da Bismarck, wenn er auch dem Kaiser in diesem Punkt opponierte, doch auch wieder Bereitwilligkeit zeigte, nachzugeben. Die wirkliche, unausgleichbare Differenz lag in der verschiedenen Stellung zum Reichstag. Bismarck wollte, nachdem sein Versuch, sich mit Windthorst zu einigen, erfolglos geblieben war, den Reichstag, mit dem er nicht mehr zu regieren vermochte, „sprengen"; er wollte jetzt den schon seit langem von ihm ins Auge gefaßten Staatsstreich. Er wollte allen notorischen Sozialdemokraten das aktive und passive Wahlrecht nehmen und hatte die Aktion bereits faktisch eingeleitet, indem er durch eine äußerst geschickt angelegte Intrige das Sozialistengesetz zu Falle brachte. Er wollte die Sozialdemokraten aus diesem Käfig einmal herauslassen, damit der Bürger verspüre, wie notwendig es sei, sie eingesperrt zu halten. Dann wollte er mit höchster Gewalt zuschlagen. Der Kaiser wollte diesen Kampf und diese Politik nicht. Hierüber gab es keinen Ausgleich und konnte es auch keinen geben. In diesem Konflikt war der Streit über die Arbeiterschutz-Gesetzgebung das Sekundäre. Sowohl der Kaiser wie auch Bismarck sahen sie unter dem Gesichtspunkt der Taktik: ob man die Sozialdemokratie mit Gewalt niederwerfen solle, oder nicht. Daß in dem amtlichen Abschiedsgesuch des Fürsten der letzte und entscheidende Grund der Trennung nicht erwähnt ist, schafft ihn natürlich nicht aus der Welt. Bismarck hätte nicht der überlegene diplomatische Taktiker sein müssen, der er war, wenn er nicht Alles darauf angelegt hätte, gerade dieses Motiv, das seine Schwäche enthüllte, nach Möglichkeit zu verbergen. Er offenbarte es ja nicht einmal Bötticher und Rottenburg. Nur der Kaiser wußte es und einige Konservative durchschauten es.

Das deutsche Volk grollt heute Wilhelm II., der uns ins Unglück geführt; es verehrt das Andenken Bismarcks, der uns groß gemacht hat. Der Historiker sieht, daß es nicht dieser oder jener einzelne Fehler gewesen ist, der uns ins Unglück gestürzt hat, sondern daß wir zugrunde gegangen sind gerade an unserer eigenen Größe, an der von Bismarck geschaffenen Größe, die unser Stolz war, unser Weiterstreben beflügelte und dadurch die Eifersucht, die Furcht und den Neid der anderen Nationen gegen uns hervorrief, bis sie sich alle gegen uns vereinigten, uns zu erdrücken.

Erst nachdem wir durch den Rückgriff auf die Krisis von 1890 und die Bismarcksche Politik den richtigen Hintergrund gewonnen haben, wollen wir in eine Erörterung eintreten, ob durch ein Bündnis mit England Deutschland hätte gerettet werden können und weshalb man diesen Weg nicht beschritten hat. Das schon zitierte Werk des Botschaftsrats Freiherrn von Eckardstein ist eine einzige, donnernde Anklageschrift gegen die deutsche Politik, gegen den Kaiser, gegen Herrn von Holstein, gegen den Fürsten Bülow, gegen Herrn von Bethmann und am allermeisten natürlich gegen Herrn von Tirpitz, daß sie in unseliger Verblendung die Freundschaft, die ihnen von Seite Englands, der englischen Minister und des Königs Eduard entgegengetragen wurde, ausgeschlagen und England selber in das russisch-französische Bündnis hineingetrieben, hineingenötigt haben.*) Die Enthüllungen, die Eckardstein über deutsch-englische Verhandlungen bringt, die Aktenstücke, die er abdruckt, sind von der höchsten Bedeutung; auch das Plaudernd-Memoirenhafte, was er uns erzählt, liest man (wennschon mir mehrfach Unrichtiges aufgestoßen ist) mit Interesse. Aber ist sein Urteil, daß es nichts als Kurzsichtigkeit, Wankelmut, Laune, Schwäche gegenüber der England-verhetzten öffentlichen Meinung gewesen sei, was den Abschluß eines deutsch-englischen Bündnisses immer wieder verhinderte, wirklich haltbar? Genau mit derselben Leidenschaft, mit der Eckardstein die englische Orientierung verficht, verfechten die Tirpitz, Reventlow, Hoetzsch, Bernhard die russische. Die Tragik des deutschen Geschickes ist, daß sie beide im Recht sind, nämlich in der Negation; daß sie sich gegenseitig widerlegen; daß beide Bündnisse unmöglich waren; daß nicht Argwohn, Fahrigkeit und Wankelmut, sondern gute, sachliche Gründe der Durchführung dieser wie jener Politik im Wege standen. Daß wir mit England nicht zusammen kommen konnten, ist freilich um so merkwürdiger, als erst Deutschland sich um das englische Bündnis und dann wieder England um das deutsche Bündnis bemüht hat. Den ersten Versuch der Annäherung, wie wir jetzt durch Eckardstein erfahren, hat Bismarck bereits im Jahre 1875 gemacht, indem er Lothar Bucher nach London sandte, und von da an immer von neuem. England aber war nach dem Ausspruch des Fürsten Münster noch nicht „bündnisreif". Die Versuche aber, die England seinerseits 1895, 1898, 1899, 1901 machte, scheiterten alle an der Vorstellung, daß Deutschland sich damit zum „Landsknecht" Englands gegen Rußland mache; daß das Bündnis mit England, wie man es

*) Der Verf. hat seinem ausführlichen Memoiren-Werk einen kurzen Auszug vorausgeschickt, eine Broschüre von 32 Seiten, die unter dem Titel „Diplomatische Enthüllungen zum Ursprung des Weltkrieges" bei Carl Curtius erschienen und im September-Heft 1919 zusammen mit dem Werke von Hammann von Gustav Roloff besprochen worden ist.

auch formuliere, uns in einen Krieg mit Rußland verwickeln werde. Der Kaiser und das deutsche Volk aber wollten keinen Krieg, sondern Frieden. Eckardstein fragt, ob wir etwa, indem wir das englische Bündnis abwiesen, dem Kriege mit Rußland entgangen seien? Ganz recht. Jeder Krieg im Bündnis mit England würde immer besser für uns ausgegangen sein als dieser Krieg gegen England. Aber wir wollten ja überhaupt keinen Krieg, und überdies gab es zwei Hindernisse, über die, so weit ich sehe, nicht hinweg zu kommen war. Einmal der Widerstand der öffentlichen Meinung, die einen Krieg gegen Rußland, der einem Bündnis mit England entsprang, nimmermehr zugestimmt hätte. Dann aber, daß die Frucht eines solchen Krieges für Deutschland von höchst zweifelhaftem Wert gewesen wäre. Lord Salisbury bot uns 1895 die Teilung der Türkei an. Was hätte uns aber Klein-Asien genutzt ohne Flotte? Deutschland hätte sich für immer mit einer Stellung als Minder-Großmacht begnügen müssen. Wenn wir aber die Flotte bauten, so zog auch sofort der Krieg mit England herauf. Die Engländer hätten sicherlich den Krieg gegen Rußland nicht bis zu dessen völliger Zerschmetterung, sondern nur so weit geführt, daß ein ihnen selbst nicht mehr gefährlicher Rumpfstaat übrig blieb, um sich dann mit diesem Rumpfstaat sofort wieder gegen uns zu verbinden, um uns nicht zu groß werden zu lassen. So verbanden sich England und Frankreich im Krimkrieg gegen Rußland, um dieses, nachdem es geschlagen war, in einem sehr milden Frieden zu entlassen und dann sofort gegeneinander so bissig zu werden, daß ein Krieg vor der Tür stand. Nicht anders wäre ein deutsch-englischer Koalitionskrieg gegen Rußland vor zwanzig oder zehn Jahren ausgegangen. Dann hätte die Kritik gelautet: wie konnte Deutschland so töricht sein, sich England zu Liebe tödlich mit Rußland zu verfeinden? Von der Furcht vor Rußland befreit aber hätte Oesterreich-Ungarn sich vom deutschen Bündnisse abgewandt, und wir wären schließlich nicht in einer besseren, sondern in einer noch schlechteren Position gewesen, als die, in welche wir 1914 gerieten.

Es ist ganz gewiß der Mühe wert, den Eckardstein zu lesen und sich einmal ganz in diese Gedankenwelt eines deutsch-englischen Bündnisses zu versetzen; schon um der jetzt so sehr verbreiteten entgegengesetzten Vorstellung von dem russischen Bündnis, das wir verabsäumt hätten, ein Gegengewicht zu schaffen. Annehmen aber darf man diese Vorstellung mit all der bitteren Kritik, die der Autor daran knüpft, ganz ebensowenig wie den Russen-Enthusiasmus im anderen Lager. Gewiß war die deutsche Politik nur eine Zick-Zack-Politik, noch dazu durch kaiserliche Rodomontaden und Parade-Erfolge zitterig gemacht, aber die Russen- oder England-Politik, die uns statt dessen empfohlen wird, ist immer nur die Politik von einem Winkel aus gesehen, nicht von der Zentralstelle.

Es ist wahr, die Politik, die, um sich keiner der beiden Weltmächte zu verbinden, zwischen beiden hin und her pendelte, hat uns schließlich beide zu Feinden gemacht. Aber es ist zu schnell geschlossen, daß damit unser Schicksal bereits besiegelt gewesen wäre. Die vier Jahre haben gezeigt, daß wir imstande waren, den Sturm zu bestehen, und man darf mit Fug behaupten, daß wir sogar ganz gut aus ihm hätten herauskommen können, wenn dem General Ludendorff die Einsicht, die ihm Ende September 1918 aufging, die Einsicht, die nach seinen eigenen Memoiren (S. 581) dahin ging, daß Amerika uns annehmbare Bedingungen gestellt habe und sie durchsetzen könne, ein halbes oder gar fünfviertel Jahre früher aufgeleuchtet wäre.

***

Zum vorläufigen Entwurf eines Gerichtsverfassungsgesetzes

von Kammergerichtsrat Dr. Sontag, Berlin

Der Reichsjustizminister hat einen Entwurf vorgelegt und durch die Presse bekannt gegeben, der den Teil des Gerichtsverfassungsgesetzes reformiert, der sich mit der Neuordnung der Strafgerichte und des Strafverfahrens beschäftigt. Der Entwurf folgt dem alten Gesetzestexte, indem er in einer Reihe von Punkten das G.V.G. den Forderungen der Reichsverfassung und der neuen Zeit anpaßt, in manchen allerdings Verbesserungsbedürftiges und zum Teil leicht Verbesserbares übersieht. Dafür bietet er einige andere Aenderungen ebenso bedenklicher wie einschneidender Art. Deshalb darf an diesem Entwurfe bei seiner großen Bedeutung für das ganze deutsche Volk nicht ohne Kritik vorübergegangen werden.

1. Die wichtigste und zugleich bedenklichste Neuerung ist die vollkommene Beseitigung der Strafkammer als Gerichtes erster Instanz. Damit fällt die bisherige Dreiteilung unserer Strafgerichte, es bleiben nur Schöffengerichte und Schwurgerichte übrig, und die Folge davon ist, daß das große Gebiet der Delikte, für die bisher die Strafkammer zuständig war, den Schöffengerichten zugeteilt wird. Zu diesen Delikten gehören u. a. feindliche Handlungen gegen befreundete Staaten, Vergehen in Beziehung auf die Ausübung staatsbürgerlicher Rechte, Aufruhr, falsche Anschuldigung, Religionsvergehen, Vergehen in Beziehung auf den Personenstand, Sittlichkeitsvergehen, Untreue, Wucher u. a. m., bei denen die einzelnen Fälle doch häufig in tatsächlicher und rechtlicher Beziehung so schwierig liegen, daß man nicht jedem Schöffenrichter die Leitung einer solchen Verhandlung — und noch dazu allein — wird anvertrauen können. Für die Aburteilung von Verbrechen vollends ist das Schöffengericht als Gericht unterster Ordnung ganz ungeeignet. Heute leitet die Verhandlung in allen den genannten Sachen ein Landgerichtsdirektor, d. h. eine aus der Zahl der Richter wegen ihrer Fähigkeiten ausgesuchte Persönlichkeit, und ihm zur Seite sind vier Beisitzer, von denen einer, der Berichterstatter, die Akten ebenso genau wie der Vorsitzende kennt und auf die voraussichtlich auftauchenden Rechtsfragen ebenso wie dieser vorbereitet ist. Bei jeder Schwierigkeit aber können sich die *fünf* Juristen zur Beratung zurückziehen. Dies alles soll der Schöffenrichter künftig *allein* bewältigen; denn die beiden Laien, die ihm zur Seite sitzen, sind doch keine Hilfe für die Lösung auftauchender Rechtsfragen oder Unterstützung in der Prozeßleitung. Wann endlich soll der allein dastehende Schöffenrichter alle die — zum Teil recht umfang-

reichen Urteile machen, die sich bisher unter die vier Beisitzer verteilten?

Ein Gericht, das mit zwei oder drei Juristen besetzt ist und sich zwischen das Schöffengericht und das Schwurgericht einschiebt, wird deshalb m. E. auch künftig unentbehrlich sein. Als solches käme das in der Literatur vielfach verlangte „große Schöffengericht“ in Betracht. Bei der Frage, ob dieses mit zwei oder drei Juristen zu besetzen sei, würde ich letzterer Besetzung den Vorzug geben*), damit sich bei Rechtsfragen eine Mehrheit von Fachleuten bilden kann, der sich die Laien dann anschließen können. Sind nur zwei Juristen im Kollegium und sind diese — wie häufig zu erwarten — verschiedener Meinung, so werden die Laien dem Streite der beiden Juristen ratlos gegenüber stehen, und dabei müssen sie schließlich den Ausschlag in den bestrittenen Rechtsfragen geben, denen sie oft nicht werden folgen können. Bei einer Besetzung mit zwei Juristen, von denen einer den Vorsitz und die Vorbereitung auf diesen hat, fehlen ferner wiederum die genügenden Arbeitskräfte zur Abfassung der Urteile.

Wenn der Entwurf das große Schöffengericht nicht aufgenommen hat, so wird wohl mitbestimmend der Gesichtspunkt gewesen sein, daß eine unumgängliche Forderung unserer Zeit die Berufung gegen die gemischt besetzten Gerichte ist. Die Berufung von den beim Landgericht zusammentretenden großen Schöffengerichten würde aber an das Oberlandesgericht gehen. Die Oberlandesgerichte aber können unmöglich mit Berufungsstrafsachen belastet werden. Dies verträgt sich einmal mit ihrer Stellung nicht, die mehr der Rechts- als der Tatsachenerforschung dient, und zweitens kann man bei der Größe unserer Provinzen, die Menge von Menschen, die in der Berufungsinstanz in größeren Sachen aufgeboten wird, nicht auf Tage und Wochen an den von den meisten Orten der Provinz räumlich entfernten Sitz des O.L.G. laden.

Diesen Schwierigkeiten könnte man leicht aus dem Wege gehen, wenn man die großen Schöffengerichte ebenfalls beim Amtsgericht zusammentreten ließe. Die Berufung von ihnen ginge dann gleicherweise an die Strafkammern, wie die von den kleinen Schöffengerichten. Aus der Tatsache, daß das Berufungsgericht nicht stärker besetzt ist als das Gericht erster Instanz, sind meines Erachtens keine Bedenken zu entnehmen. Bei der künftig in Deutschland gebotenen Sparsamkeit werden wir uns daran gewöhnen müssen, die Ueberlegenheit des höheren Gerichts nicht in der Besetzung mit mehr Richtern, sondern in der Besetzung mit geistig bedeutenderen Richtern zu erblicken.

---

*) Auch die jetzt neu errichteten Wucherkammern sind mit 3 Richtern und 2 Schöffen besetzt. § 4 der Verordnung vom 27. 11. 19. RGBl. S. 1909.

Von den Verbrechen, für die nach dem Entwurf das Schwurgericht zuständig bleiben sollte, möchte ich den Meineid und den Bankerott den großen Schöffengerichten zuteilen. Die Aufrollung des alten Prozesses, in dem der Meineid geleistet worden sein soll, im Rahmen des neuen Strafverfahrens hat erfahrungsgemäß die Geschworenen oft verwirrt. Ebenso hat es sich als eine unbillige Forderung herausgestellt, von den Geschworenen zu verlangen, daß sie den Darlegungen über die Geschäftsführung eines Bankerotteurs, den Beweisen aus den Geschäftsbüchern und all den zur Sprache kommenden wirtschaftlichen und bilanztechnischen Vorgängen ohne Kenntnis der Akten und ohne daß sie die kaufmännischen Korrespondenzen, Gutachten, Geschäftsbücher u. dergl. studiert haben, in der Weise folgen, daß sie ein richtiges Urteil fällen können.

2. Nach § 40 G.V.G. nimmt die Auswahl der Schöffen ein Ausschuß vor, dessen Vorsitzender der Amtsrichter des Bezirks und dessen Beisitzer außer einem Staatsverwaltungsbeamten sieben aus Wahlen hervorgehende Vertrauensmänner des Amtsgerichtsbezirks sind. Diese Wahlen sollen künftig entsprechend allen übrigen in Deutschland vorzunehmenden Wahlen nach dem Verhältniswahlsystem vorgenommen werden. Sind die Bezirke zu klein, um eine Verhältniswahl brauchbar einzuführen, so soll ein anderer Wahlmodus vorgesehen werden.

Hier drängt sich die Frage auf, warum der Entwurf, zu sehr am Alten heftend, die Gelegenheit versäumt hat, ein schleppendes und meines Erachtens völlig unnötiges Wahlverfahren zu streichen. Die Vertrauensmänner bei der Auswahl der Schöffen sind Vertreter der Gemeinden, aus denen die Schöffen gewählt werden. Ihre Aufgabe ist eine Kontrollfunktion. Warum will man diese Aufgabe nicht den Persönlichkeiten anvertrauen, die auch sonst die berufenen Vertreter der Gemeinden sind, nämlich den Vorstehern der betreffenden Gemeinden; damit diese aber mit dieser untergeordneten Arbeit nicht unnötig belastet würden, könnte man ihnen weiter eine Delegationsbefugnis zugestehen.

Nach § 41 G.V.G. gibt es gegen die Entscheidungen des Ausschusses keine Beschwerde. Aber eine solche hat sich in der Praxis insbesondere wegen konfessioneller Zurücksetzungen als nötig erwiesen. Gleichwohl läßt es der Entwurf bei seinem alten Zustand. Auch hier hätte er etwas mehr novarum rerum cupidus sein sollen.

3. Der Kreis der Volksrichter wird auf Frauen, Hausangestellte, Volksschullehrer usw. entsprechend dem Zug unserer Zeit erweitert. Hiergegen ist nichts zu sagen; aber je mehr Schöffen geringeren Bildungsgrades zugezogen werden, desto mehr hätte der Entwurf die Pflicht gehabt, darauf be-

dacht zu sein, die Schöffen zu ihrem Amte heranzubilden. Dem wird aber nicht dadurch genügt, daß der einzelne Schöffe künftig im Jahre statt fünfmal siebenmal herangezogen werden darf. Es liegt noch immer eine so geraume Zeitspanne zwischen den einzelnen Sitzungen, daß er die geringen Erfahrungen, die er in einer Sitzung gesammelt hat, bis zur nächsten wieder vergessen hat. Bei der erhöhten Bedeutung, die den Schöffengerichten künftig zukommt, muß verlangt werden, daß die Schöffen ganz anders mit der Rechtspflege vertraut werden als bisher. Es erscheint deshalb geboten, daß sie mindestens in jedem Monat einmal sitzen. Das Bedenken, das eine solche Inanspruchnahme für die Schöffen zu zeitraubend sein wird, erscheint um so weniger erheblich, je mehr die handarbeitenden Stände zum Schöffenamt herangezogen werden. Diese werden bei Ersatz ihres Tagelohns gern allmonatlich zur Wahrnehmung ihres Schöffendienstes bereit sein. Auch sollte man dann die Schöffen nicht auf ein Jahr, sondern gleich auf fünf Jahre wählen. Nur Schöffen, die mindestens in diesem Umfange herangezogen werden, können dem Vorsitzenden ähnliche Dienste leisten wie die Handelsrichter dem Vorsitzenden der Kammer für Handelssachen. Die Schöffen werden lernen, die Grundbegriffe des Strafrechts zu unterscheiden, werden Rechts- und Menschenkenntnisse gewinnen, und mit der größeren Erfahrung wird auch eine Stärkung des Pflichtbewußtseins Hand in Hand gehen. Die Verhandlungen und Beratungen aber würden sich damit schneller und sicherer abwickeln.

Nicht jeder, dessen Intellekt zum Schöffendienst bei den kleinen Schöffengerichten reicht, wird aber befähigt sein, bei den mit größeren und schwereren Strafsachen befaßten Gerichten höherer Ordnung mitzuwirken. Es würde sich deshalb weiter eine Bestimmung des Inhalts empfehlen, daß Schöffe bei den großen Schöffengerichten und den Strafkammern und ebenso Geschworener nur der werden kann, der mindestens eine fünfjährige Periode Schöffe bei den kleinen Schöffengerichten gewesen ist und sich dabei bewährt hat. Für die ersten Jahre werden natürlich Uebergangsbestimmungen zu erlassen sein.

4. Die Strafkammer soll künftig nur Berufungsgericht gegen die Urteile der kleinen Schöffengerichte sein. Sie soll nach dem Entwurf mit zwei Berufsrichtern und drei Schöffen besetzt sein. Ich würde eine Besetzung mit drei Berufsrichtern und zwei Schöffen vorschlagen aus denselben Gründen, die ich oben für die Besetzung der großen Schöffengerichte angeführt habe. — Vergessen ist im Entwurf die unentbehrliche Bestimmung, wer die Zahl der für jede Strafkammer erforderlichen Schöffen und ihre Verteilung auf die Gerichtsbezirke bestimmt. Der Oberlandesgerichtspräsident wäre wohl die am besten hierfür zuständige Stelle.

5. Die Zahl der Geschworenen hat der Entwurf — am Alten haftend — bei zwölf belassen. Zwingende Gründe hierfür scheinen mir nicht erfindlich. Die Zahl von sieben Geschworenen dürfte vollauf genügen. Bei dem großen Bedarf an Schöffenmaterial dürfte eine Ersparung von Geschworenen an sich schon erwünscht sein. Für die Richtigkeit eines Spruches aber bieten sieben Geschworene genau soviel Gewähr wie zwölf. Auch werden Schwierigkeiten in der vollen und pünktlichen Besetzung der Geschworenenbank um so seltener vorkommen, je kleiner die Zahl der erforderlichen Geschworenen ist.

6. Den Untersuchungsrichter hat der Entwurf abgeschafft. Aber meines Erachtens kann er nur den Titel und die Zuweisung dieser Arbeit an einen Richter abschaffen. Die Führung einer Voruntersuchung wird für umfangreiche Verbrechen und Vergehen nach wie vor unentbehrlich bleiben. Da der Entwurf nicht sagt, wem diese Arbeit künftig obliegen soll, wird man annehmen müssen, daß er sie der Staatsanwaltschaft zugedacht hat.*) Damit ist eine alte Streitfrage zugunsten der St.A. entschieden. Man hätte sich damit, wenn die ganze Tätigkeit ungeteilt der St.A. übertragen worden wäre**), um so mehr zufrieden geben können, als eine der besten Neuerungen des Entwurfs die Bestimmung ist, daß ein Teil der Polizeibeamten der Staatsanwaltschaft in der Weise angegliedert wird, daß sie unmittelbar unter dem Staatsanwalt und in dessen Räumen arbeiten. Hier hat die St.A. in der Heranbildung dieser Kriminalbeamten und in ihrer geschickten Einsetzung eine dankbare Aufgabe vor sich.***)

Liegt die Voruntersuchung aber dem Staatsanwalt ob, dann dürfte es sich empfehlen, eine Bestimmung aus dem Militärstrafrecht zu übernehmen, die sich dort bestens bewährt hat, nämlich, daß der Staatsanwalt, der die Voruntersuchung geführt hat, die Anklage auch in der Hauptverhandlung vertritt.

7. Wenn ein O.L.G. in einer Rechtsfrage künftig von der Entscheidung eines andern Oberlandesgerichts oder des Reichsgerichts abweichen will†), so hat es nach dem Entwurf die

---

*) Dies bestätigt der Entwurf der St.P.O.

**) Wie wir jedoch aus dem Entwurf einer neuen Strafprozeßordnung erfahren, ist eine nicht unbedenkliche Teilung des Vorverfahrens zwischen St.A. und Amtsrichter in Aussicht genommen.

***) Justizrat Hugo Sonnenfeld, Berlin, hat den interessanten Vorschlag gemacht, daß, wenn die Bestimmungen des Entwurfes Gesetz würden, eine weitere Bestimmung des Inhalts geschaffen werde, die Anwaltskammer solle einzelne Anwälte etwa auf Jahresfrist ernennen, welche in gleicher Weise wie die Staatsanwaltschaft mit polizeilicher Unterstützung Ermittlungen und Vernehmungen vornähmen. Selbstverständlich sollten diese Anwälte nicht mit Verteidigungen befaßt sein.

†) Wer will, nota bene, die sämtlichen Urteile sämtlicher Oberlandesgerichte sammeln?

Pflicht, die abweichende Meinung in einem Bericht dem Reichsgericht zu unterbreiten; der darauf ergehenden Entscheidung des Reichsgerichts hat das O.L.G. unweigerlich zu folgen.

Diese Bestimmung läuft auf eine bedenkliche Beschränkung der Freiheit der Rechtsprechung hinaus; denn manches Oberlandesgericht wird sich viel eher entschließen, ein von einer Entscheidung des Reichsgerichts abweichendes Urteil zu fällen als seine abweichende Ansicht lediglich in Berichtsform dem Reichsgericht zu unterbreiten. Ferner werden künftig, wenn diese Entscheidung Gesetz wird, in den wichtigsten Streitfragen nur noch Reichsgerichtsentscheidungen zur Veröffentlichung gelangen, nicht mehr aber Oberlandesgerichtsentscheidungen; denn diese Gerichte kämen ja gar nicht mehr zum Urteil, sondern würden voraussichtlich in den meisten Fällen vom Reichsgericht angewiesen werden, bei dessen alter Praxis zu beharren. Damit würde aber der Wissenschaft die Möglichkeit entzogen, auf Grund abweichender Oberlandesgerichtsentscheidungen gegen die Praxis des Reichsgerichts kritisch vorzugehen. Ein wichtiger Weg zur Bekehrung des Reichsgerichts wäre damit für immer abgeschnitten; die Gefahr der Stagnation der Rechtsprechung wäre unverkennbar.

Der § 123 b des Entwurfs ist nachgebildet dem § 28 des Gesetzes über die freiwillige Gerichtsbarkeit. In der F.G.G. aber ist das Bedürfnis für eine Wahrung der Rechtseinheit durch eine solche Bestimmung ungleich größer als im Strafrecht, da in jenem die Streitfragen sonst nicht in dem Umfang an das Reichsgericht gelangen können wie im Strafrecht.

8. Das Präsidium des Landgerichts hat auch im Entwurf nicht die Erweiterung erfahren, die einer Forderung der heutigen Zeit entspräche. Meines Erachtens müßte das Präsidium außer seinem Präsidenten und den Direktoren aus dem Ersten Staatsanwalt und einem Staatsanwalt und aus zwei vom Vorstand der Anwaltskammer zu bestellenden Rechtsanwälten bestehen. Bei Gerichten, bei denen die Zahl der Direktoren zwölf überschritte, müßte vielleicht auf je weitere sechs Direktoren ein Staatsanwalt und ein Rechtsanwalt hinzutreten.

9. Revision, oder wie sie künftig heißen soll, Rechtsrüge, gegen Urteile der Strafkammer soll es nur geben, wenn die Entscheidung des Reichsgerichts von der Staatsanwaltschaft im Einvernehmen mit dem Oberreichsanwalt beantragt wird. Hier ist die Gleichstellung der Verteidigung mit der Staatsanwaltschaft aus Billigkeitsgründen zu verlangen, das heißt, auch der Rechtsanwalt soll beantragen dürfen, daß das Reichsgericht sich mit einer Revision befaßt, und dem Einvernehmen des Oberreichsanwalts wird gleich zu setzen sein der Antrag eines beim Reichsgerichte zugelassenen Rechtsanwalts — aber nur eines solchen.

***

Das Deutsche Reich

von Dr. Friedrich Lohmann

Der Antrag der Mehrheitsfraktionen der Preußischen Landesversammlung auf Errichtung des deutschen Einheitsstaats hat überall heftige Gefühls- und Meinungsäußerungen ausgelöst und eine wahre Papierflut über uns gebracht. Die Wächterhunde aller Parteien und Länder haben zum Zeichen ihrer Wachsamkeit pflichtgemäß gebellt. Wir fragen uns: War der Lärm nötig? Oder sprechen die Macht der Tatsachen und die Logik des Staatsgrundgesetzes nicht ihre ruhige Sprache?

Eine leidenschaftslose, aufklärende Untersuchung der Frage scheint uns ein dringendes Bedürfnis zu sein. Wir betrachten zunächst die durch die neue Reichsverfassung geschaffene Rechtslage. Wenn die Verfassung auch technisch an der Konstruktion festhält, daß den Ländern alle Rechte verblieben sind, die dem Reich nicht ausdrücklich übertragen sind, so ist doch sachlich nunmehr eine Reihe von wichtigen Kompetenzen auf das Reich übergegangen. Auf dem Gebiete der Legislative besteht teils die ausschließliche, teils die konkurrierende Zuständigkeit des Reiches (Artikel 6, 7, 8), teils ist das gesetzgeberische Eingreifen an die Voraussetzung gebunden, daß ein Bedürfnis für den Erlaß einheitlicher Vorschriften vorhanden ist (Artikel 9), teils kann schließlich das Reich im Wege der Gesetzgebung Grundsätze aufstellen (Artikel 10, 11). Geht man den Katalog der Kompetenzen durch, so erkennt man die außerordentliche Verschiebung zugunsten des Reiches. Es ist schwer, einen Gegenstand zu finden, der nicht Reichssache ist. So sind Gebiete, die bisher Hochburgen der Landeshoheit waren, wie die Polizei, das Schulwesen, die Verhältnisse der Religionsgesellschaften, das Enteignungsrecht Materien der Reichsgesetzgebung geworden. Weiterhin ist die unbedingte Kompetenz-Kompetenz des Reiches festgelegt. Während früher der Bundesrat schon mit 14 Stimmen oder, wenn es sich um die sogenannten Reservatrechte handelte, mit den Stimmen der Sonderberechtigten ein absolutes Veto gegen Verfassungsänderungen einlegen konnte (Artikel 78), geht jetzt eine Zweidrittelmehrheit des Parlaments oder ein zustimmender Volksentscheid über den Widerstand des Reichsrats hinweg (Artikel 76). Die Verwaltungshoheit liegt hinfort bei den Ländern nur, soweit sie das Reich nicht selbst in Anspruch nimmt (Artikel 14), die Reichsaufsicht ist verschärft (Artikel 15). Eingriffe des Reiches in die Verfassung und die Organisation der Länder ermöglicht der Artikel 17.

Im einzelnen heben wir folgende Punkte des Ausdeh-

nungsprogramms des Reichs — der sogenannten Verreichlichung, wie das häßliche Schlagwort lautet — hervor:

Die Wehrverfassung ist bereits im vollen Umfang Reichsangelegenheit geworden, das Steuerwesen wird bis an die Grenzen des Möglichen vereinheitlicht. Die Zuständigkeit der Länder auf dem Gebiete des Verkehrswesens soll bis zum 1. April 1920 beseitigt werden. Die Kompetenz des Reiches in wirtschaftlichen und sozialen Fragen wird unterstrichen. Das Reich ist ein Wirtschaftsgebiet. Die einzelnen Länder haben kein in sich geschlossenes Wirtschaftsleben. Die Fragen der Schulgesetzgebung und der Wohlfahrtspflege liegen, soweit Einheitlichkeit geboten ist, in der Hand des Reiches; die diesbezüglichen gesetzgeberischen Vorarbeiten sind bereits seit längerer Zeit im Gange. Auf dem Gebiete der Landwirtschaft nimmt das Reich das landwirtschaftliche Siedelungswesen, die Bindung des Grundbesitzes und die Bodenverteilung in Anspruch. Im Polizeiwesen besteht das Bedürfnis einer Vereinheitlichung der Sicherheitspolizei, deren Ausbau sich wegen der innerpolitischen Lage notwendig erwiesen hat. Schon der Umstand, daß die Maßnahmen der Verhängung des Ausnahmezustandes gemäß Artikel 48, Abs. 2 der Reichsverfassung vom Reichspräsidenten angeordnet werden, weist auf die Notwendigkeit einer Reichsorganisation der Sicherheitspolizei hin. Ebenso hat sich in der Praxis herausgestellt, daß ein Oberbau der politischen und Kriminalpolizei sehr erwünscht ist. Die übrigen Funktionen der Verwaltungspolizei (Gewerbepolizei, Baupolizei, Forstpolizei, Sanitätspolizei usw.) können bei denjenigen Verwaltungszweigen verbleiben oder angeschlossen werden, deren Hilfsmittel sie sind. Ein unmittelbares Bedürfnis, die Justizverwaltung zur Reichssache zu machen, liegt unseres Erachtens nicht vor. Die Rechtsprechung ist unabhängig, und ihre Verwaltungsangelegenheiten können ohne Unzuträglichkeiten noch längere Zeit durch die Länder wahrgenommen werden. Die notwendige Rechtseinheit ist durch das Reichsgericht gewährleistet.

Es liegt auf der Hand, daß die meisten Aufgaben des Reiches, abgesehen von den drei erstgenannten Gebieten des Wehr-, Steuer- und Verkehrswesens, wo eine straffe Zentralisation am Platze ist, nur auf dem Wege der Dezentralisation und weiter der Selbstverwaltung gelöst werden können. Schon innerhalb des preußischen Großstaates hat das bureaukratische System auf vielen Gebieten praktisch zur Dezentralisation gegriffen. Die Landeszentralbehörden haben, vielfach auf Grund gesetzlicher Anregung, in der Erkenntnis, daß sie nicht in der Lage sind, örtliche Bedürfnisse rechtzeitig zu erfassen und mit den Einflüssen Fühlung zu behalten, einzelne Befugnisse den nachgeordneten Provinzialbehörden übertragen.

Die Macht der Tatsachen zeigt den Weg, den Politiker und Staatsrechtskundige zu gehen haben.

An Stelle der vertikalen Zuständigkeitsverteilung der alten Reichsverfassung, wonach für manche Materien die Reichsgesetzgebung „von oben bis unten" zuständig war, während die anderen Gebiete wieder völlig den Einzelstaaten überlassen waren, muß, wie es von dem Abgeordneten Koch, dem jetzigen Reichsminister des Innern, bereits bei der ersten Lesung der Verfassung und den Ausschußberatungen entwickelt worden ist, eine horizontale Teilung treten. Das Reich darf sich in Zukunft im allgemeinen nur die oberste Schicht gesetzgeberischer und verwaltungstechnischer Anordnungen vorbehalten und muß im Interesse einer gesunden Dezentralisation die Unterschichten den Ländern überlassen. Das führt wieder notwendig zur Selbstverwaltung. Die Uebernahme der ganzen Verantwortung durch den zuständigen Reichsverwaltungschef ist untunlich: Versuche in dieser Richtung wären eine Komödie oder ein Fehlschlag. Auch bietet die Erledigung durch Selbstverwaltungskörper finanzielle Vorzüge, da die sparsame und zweckmäßige Verwendung der Mittel im eigenen Interesse der Selbstverwaltungsbehörden liegt.

Die allmähliche Durchführung des Verfassungsprogramms während der nächsten Jahre und Jahrzehnte hat eine natürliche Aushöhlung der Zuständigkeit der Länder und ihre zwangsläufige Aufrichtung als administrative Gebilde zur Folge. Künstliche Maßnahmen zur Beschleunigung oder Abwehr dieses Prozesses würden Elementargesetze der Staats- und Staatsrechtskunst verletzen. Dem steht keineswegs im Wege, daß vorausschauende Politiker der Länder der Entwickelung schon jetzt in Gesetzen und Plänen Rechnung tragen und jede störende Maßnahme vermeiden. Aeußerlich wird sich in der nächsten Zukunft das eigenartige Bild ergeben, daß die Länder teilweise als Dezentralisations- und Selbstverwaltungskörper, teilweise aber noch als Landesregierungen mit den Resten der Staatlichkeit tätig sein werden.

Eine möglichst weitgehende Entpolitisierung der Regierungsorgane der Länder ist im Interesse der sinngemäßen Durchführung der Reichsanordnungen erwünscht. Die politische Orientierung wird zweckmäßig in der obersten Instanz zusammengefaßt; bei den Ausführungsbestimmungen, die den Einzelstaaten überlassen werden, können politische Momente vielfach ganz aus dem Spiel bleiben. Wenn die Politik, wie wir es bei den Stadtverordnetenversammlungen erleben, auch nie völlig aus den Selbstverwaltungskörpern gebannt werden kann, so wird sie doch allmählich mangels geeigneter Aufgaben immer mehr zurücktreten; hiermit würde dann eine bedeutende Vereinfachung des politischen Lebens verbunden sein.

Das unfruchtbare Nebeneinander- und Gegeneinanderarbeiten der Länder und des Reiches, das jeder Praktiker und einsichtige Theoretiker schon jetzt im vollen Maße empfindet, wird allmählich immer klarer von der Mehrzahl der Politiker und der großen Menge des Volkes als faktische und finanzielle Unmöglichkeit erkannt werden. Abgestorbene Formen werden der Wirklichkeit nicht mehr angepaßt werden können und vom Winde der Entwickelung weggeweht werden. Man muß die Psyche des Volkes verstehen und ihr schonend und allmählich das klarlegen, was sie schon lange unter der Schwelle des Bewußtseins empfindet. Je weniger Lärm gemacht wird, desto besser ist es. Man muß verhüten, durch ungeschickte Zugriffe einen von Führern und Interessenvertretern künstlich inszenierten Widerstand des Volkes zu provozieren. Praktisch gewöhnt sich das Publikum schon jetzt daran, die Reichsbehörden anzugehen und für alles verantwortlich zu machen, ohne bisweilen die Landesstellen überhaupt zu kennen. Verschiedenheiten der Stämme und psychologische Gegensätze sind in jedem national geeinten Großstaat vorhanden, ohne daß dies der Idee der Gemeinsamkeit und des Zusammenhaltens entgegensteht. Instinktive Gefühle von Volksgenossen müssen gewürdigt, brauchen aber nicht heilig gesprochen zu werden. Gegensätze bestehen auch innerhalb der einzelnen Länder, ja zwischen den Bewohnern der einzelnen Bezirke. Der Oberbayer unterscheidet sich vom schwäbischen, und dieser vom fränkischen Stamm, der Brandenburger vom Pommer und Schlesier, und doch gehören sie in ihren einzelnen Landesverbänden zusammen. Das Gefühl der Zusammengehörigkeit, das sich in den dynastisch geeinten Ländern entwickelt hat, muß durch Erhaltung gewisser Formen respektiert werden, ohne daß eigennützige Bestrebungen von Interessentenkreisen unterstützt werden dürfen.

Die Entwicklung wird sich in aller Ruhe, ohne daß die Mentalität eines Volksstammes verletzt zu werden braucht, vollziehen, wobei allerdings etwaigen bureaukratischen Intriguen entschieden entgegengetreten werden muß. Dynastische Interessen, Hoflieferantenwünsche und ähnliche Gesichtspunkte scheiden aus, selbstsüchtige Gedanken einzelstaatlicher Beamten würden vor der öffentlichen Kritik nicht bestehen; die Volksseele darf nicht durch landfremde Beamte verletzt werden. (Artikel 16 der Reichsverfassung.) Die Organe der Landeszentralregierungen werden sich den neuen Aufgaben zwangsläufig durch Umorganisation anpassen.

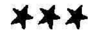
Schwierigkeiten bereitet die Stellung Preußens im neuen Reich. Als Selbstverwaltungskörper ist Preußen nicht denkbar; es bliebe immer Staat im Staate. Wenn das Reich Aufgaben an Preußen abgäbe, bedeutete das keine Dezentralisation, sondern eine Abwälzung von einem Großstaat auf den anderen.

Der Umstand, daß zwei Regierungen, die Reichsregierung und die preußische Staatsregierung, für Zweidrittel des Reichsgebiets als Verantwortliche in Frage kommen, wirkt hemmend und verwirrend auf die Regierungen und die Außenstehenden. Tatsächlich besteht über die Kompetenz häufig Unklarheit. Soll man für Maßnahmen zur Hebung der Kohlenförderung im Ruhrgebiet oder in Oberschlesien die Reichsregierung oder die preußische Staatsregierung verantwortlich machen? Nicht einmal den in der Praxis stehenden Politikern und Beamten ist die Unterscheidung geläufig; gerade für sie wird das Neben- und Gegeneinanderarbeiten auf die Dauer unerträglich. Wir müssen es einmal klar aussprechen: Im alten Reich wurde Deutschland durch Preußen regiert — daher das berechtigte Mißtrauen der außerpreußischen Bundesstaaten gegen „Berlin", dem sich selbst einsichtige Preußen nicht entziehen konnten. Nachdem aber nahezu alle Staatsfunktionen auf das Reich übergegangen sind und Preußen seine Hegemonie eingebüßt hat — was von außerpreußischer Seite und deutschgesinnten Preußen nur begrüßt wird —, wäre die Erhaltung einer preußischen Zentralregierung ein glatter Denk- und Organisationsfehler. Jedem Praktiker ist diese Tatsache ganz geläufig, und doch wird sie nur von wenigen in ihrer ganzen Tragweite erkannt, geschweige denn ausgesprochen.

Das Reich kann für das preußische Staatsgebiet die zu dezentralisierenden Befugnisse und Aufgaben nur den Provinzen im Benehmen mit der Staatsregierung zuweisen; die letztere verleiht ihrerseits den Provinzen eine erhöhte Selbständigkeit. Auf diese Weise wird die organisationswidrige Stellung der preußischen Zentralregierung nicht allein von oben, wie bei den anderen Ländern, sondern auch von unten ausgehöhlt: Preußen wird in Deutschland aufgehen, wie einst Brandenburg in Preußen, wobei aus Pietät etwa ein preußischer Landesverband für gewisse Funktionen erhalten bleiben könnte. Dieser Prozeß, der eine einfache Konsequenz des neuen Reichsgedankens ist, wird sich langsam und organisch gleichzeitig mit der Durchführung des Verfassungsprogramms vollziehen müssen. Absplitterungsbestrebungen von preußischen Landesteilen müssen sorgfältig beobachtet und geleitet werden, damit leistungsfähige und treue Selbstverwaltungskörper des Deutschen Reiches entstehen. Zunächst wird es praktisch Aufgabe des Reiches sein müssen, sich — beileibe nicht umgekehrt — Einfluß auf die preußische Regierung zu verschaffen, damit Reibungen vermieden werden und eine organische Ueberleitung in gemeinsamer Arbeit vorbereitet wird.

Ist Preußen zu groß, um als homogener Körper in den Rahmen des Reichs zu passen, so gibt es andererseits in unserem Vaterland einige winzige und zersplitterte Staatsgebilde. Schon

lange sind diese Länder nicht mehr in der Lage, ihre Verwaltungs- und Kulturaufgaben zu erfüllen; um so weniger wird dies möglich sein, wenn der Kreis der öffentlichen Aufgaben noch mehr ausgedehnt wird. Es ist zwar durchaus nicht notwendig, daß die Selbstverwaltungskörper gleichmäßig groß sind — gibt es doch auch kleine und große Stadtkreise und Landkreise —, aber eine gewisse Mindestgröße ist zur Erfüllung ihrer Aufgaben jedenfalls notwendig. Thüringen steht im Begriffe, sich zusammenzuschließen: Die Logik der Notwendigkeit wird in den nächsten Jahren weitere Aenderungen der innerdeutschen Landkarte herbeiführen.



Tschechische Geschichtsauffassung

von Emil Daniels

Dr. Edouard Beneš. Lecturer in Sociology ot the Czech University in Prague. General Secretary of the Czecho-Slovak National Council in Paris. Ect. With an introduction by Henry Wickham Steed. London. George Allen and Union. 1917.

Der Verfasser dieser Schrift ist jetzt Minister des Auswärtigen der tschechoslovakischen Republik. Sie ist zielbewußt und gut geschrieben und man sieht in ihr wie in einem Spiegel die Auffassung, die die neu geschaffene tschechoslovakische Nation von ihrer Geschichte hat. Wie wir uns überzeugen werden, erscheint diese historische Auffassung vom deutschen Standpunkt aus als sehr anfechtbar. Nichtsdestoweniger haben wir alle Ursache, von den politisch-historischen Meinungen unserer neuen Grenznachbarn im Südosten sorgfältig Notiz zu nehmen. Denn im Leben der Völker sind auch einseitige und beschränkte Ideen, wenn die Völker nur an sie glauben eine geistige Macht.

Beneš behauptet, in zwölf Jahrhunderten habe das tschechische Volk immer nur den Frieden gewollt, sei aber in jeder Geschichtsperiode erneut von den Deutschen angegriffen worden: „Mit großer Schwierigkeit verteidigten sie sich und nur durch ein Wunder entgingen sie dem Schicksal ihrer unglücklichen, slavischen Brüder an der Elbe."

Man sieht, daß Beneš für die komplizierte Natur geschichtlicher Begebenheiten keinen Sinn hat. Alle Schuld sucht er auf der einen, alle Gerechtigkeit und überhaupt jedwede Tugend auf der anderen Seite. In der Herabwürdigung des deutschen Nationalcharakters kann er sich nicht genug tun. Und dieser Mangel an Objektivität dokumentiert sich nicht etwa bloß in der Fällung von Urteilen, sondern auch in der Feststellung von Tatsachen. Besonders welche historischen Fakta er verschweigt, lehrt, wie subjektiv Beneš Geschichte schreibt. Vom siebenten bis zum vierzehnten Jahrhundert, sagt er, hätten sich die Beziehungen zwischen Deutschtum und Tschechentum darauf beschränkt, daß die tschechischen Könige das Bestreben der Deutschen, sich Böhmen zu unterwerfen, vereitelt hätten; die Tschechen hätten damals gegen die Deutschen kämpfen müssen, wie später die Südslaven gegen die Türken. Dieser Vergleich ist ebenso unzutreffend wie gehässig. In den Epochen der Größe des mittelalterlichen deutschen Königtums hat Böhmen unendlich viel Gutes von Deutschland empfangen und sehr wenig Böses, denn die Herzöge von Böhmen fügten sich fast ohne Widerstand in den Rahmen des Königreichs Deutschland ein. Für das gute Verhältnis, das in jenen Zeiten zwischen Deutschen

und Tschechen obwaltete, ist die Teilnahme des Böhmenherzogs Boleslaus an der Schlacht auf dem Lechfelde (955) ein sprechender Beweis. Nicht weniger als tausend Tschechen sollen unter den 7—8000 Kriegern gewesen sein, mit welchen Otto der Große auf dem Lechfelde die Ungarn schlug: „Die Schlacht bei Augsburg oder auf dem Lechfelde", sagt H. Delbrück, „ist die erste, deutsche Nationalschlacht gegen einen auswärtigen Feind .... Der wirkliche Gedanke eines deutschen Staatswesens entsteht erst mit der neuen (sächsischen) Dynastie, die sich von dem Gesamt-Frankenreich emanzipierte, und die erste Schlacht, in der sich diese neue Staatseinheit bewährt, in der Krieger aller Stämme zusammenwirken, ist der Sieg über die Ungarn bei Augsburg. ...."

Ohne das tschechische Kontingent hätte Otto schwerlich die Magyaren überwinden können. Die Tschechen dürfen sich also rühmen, dabei gewesen zu sein, als der deutsche Staat des Mittelalters begründet wurde. Seine Fundamente sind nicht nur mit deutschem, sondern auch mit tschechischem Blut gekittet worden. Deutschtum und Tschechentum waren damals insofern eine moralische Einheit, als die Tschechen den christlichen Glauben und die römische Kirche von Deutschland her empfangen hatten. Der Geburtstag des böhmischen Christentums ist der 7. Januar 845. Am Hoflager Ludwigs des Deutschen zu Regensburg empfingen damals vierzehn vornehme Tschechen mit ihrem Gefolge die Taufe, und zugleich fingen christliche Missionare deutschen Stammes an, in Böhmen und Mähren für die römische Kirche zu werben. Allerdings stießen sie hier auf die Rivalität eines anderen christlichen Volkes. Von Konstantinopel waren Kyrillus und Methodius gekommen. Sie suchten die Tschechen für die griechische Kirche zu gewinnen, indem sie sich beim Gottesdienst der slavischen Sprache bedienten. Da das Bistum Regensburg und seine Emissäre an der lateinischen festhielten, so hatten sie gegen die griechischen Missionare einen schweren Stand. Wenn Regensburg trotzdem über Konstantinopel den Sieg davontrug, kann man daraus schließen, wie fest im 9. und 10. Jahrhundert Böhmen schon durch die mannigfaltigsten Bande an Deutschland geknüpft war. Zum Dank für seine Hilfe auf dem Lechfelde unterstützte Kaiser Otto I. den Herzog Boleslav bei dem Bestreben, in Prag ein Bistum zu errichten. Papst Johann XIII. stimmte unter der Bedingung zu, daß nur der römische Ritus und die lateinische Sprache beim Gottesdienst gebraucht werden dürften. Der Prager Bischof wurde Suffragan des Erzbischofs von Mainz. Erster Bischof von Prag war der Sachse Thietmar, zweiter Vojtuch, der aus einem mächtigen tschechischen Adelsgeschlecht stammte, seine theologische Bildung in Magdeburg erhielt und hier den Namen Vojtuch zu Gunsten des deutschen Adalbert ablegte. Später verließ Adalbert seinen bischöflichen Stuhl in Prag, um die Heiden in Preußen zu

bekehren, erlitt an dem baltischen Gestade den Märtyrertod und wurde von der römischen Kirche heilig gesprochen.

Von dieser vollen und tiefen Harmonie deutscher und tschechischer Tendenzen erwähnt Beneš kein Wort, und ebensowenig wie er weiß, daß den Tschechen das Licht des Glaubens von Deutschland her angezündet worden ist, hat er eine Ahnung von dem segensreichen Einfluß der mittelalterlichen deutschen Kultur auf Böhmen. Gesittung und Kirche hängen ja in jenen Zeiten untrennbar zusammen. Man weiß, wie besonders die Klöster in ganz Europa neben der Religion auch die Zivilisation verbreiteten. Generationen hindurch kamen nun die Mönche Böhmens und Mährens ganz überwiegend aus Deutschland; erst allmählich entschlossen sich auch Tschechen, dem Regularklerus beizutreten. So sind es denn im wesentlichen deutsche Ordensleute gewesen, unter deren Führung die ungeheuren Urwälder des Landes gerodet, mit Straßen und Saumpfaden versehen und in blühendes Ackerland verwandelt wurden. Die Mutterklöster in Deutschland vermittelten die Auswanderung bäuerlicher Kolonisten nach Böhmen, welche gern gewillt waren, jene von den noch unkultivierten und darum trägen Slaven nur widerstrebend übernommenen Arbeiten auszuführen. Aber nicht etwa bloß die katholische Kirche, die ihrer Natur nach kosmopolitisch ist, begünstigte das Entstehen deutscher Dörfer, sondern auch die nationale Dynastie der Přemysliden. Denn jedes neu angelegte Dorf versprach, die Einkünfte des Herrschers zu mehren. Die massenhafte Ansiedlung deutscher Landleute sprengte durch ihr Beispiel den Agrarkommunismus, der in den tschechischen Dörfern herrschte, wie er noch heute in dem stammverwandten Rußland weit verbreitet ist. Die Tschechen erkannten, daß das bäuerliche Privateigentum, wie ihre neuen Landsleute es hatten, eine dem „Mir“ überlegene Wirtschaftsverfassung war und lösten diesen bis zum 14. Jahrhundert nach und nach auf. Fast alle tschechischen Bauernschaften lebten nun, wie sie es selber nannten, „nach deutschem Recht“.

Fast noch mehr als durch die Hebung der Bauern machten sich die Deutschen um Böhmen und Mähren dadurch verdient, daß sie im 12. und 13. Jahrhundert ein blühendes Städtewesen schufen. Die tschechischen Geschichtschreiber gestehen selbst, daß die einheimischen Gewerbetreibenden infolge ihrer Unfreiheit jene Aufgabe nicht hätten lösen können. Der leidenschaftliche tschechische Patriot Palacky sagt: „Die Deutschen waren von den Königen Böhmens vorzüglich wegen ihrer Betriebsamkeit ins Land aufgenommen worden. Auch entsprachen sie dem in sie gesetzten Vertrauen und erwiesen sich dem Lande höchst nützlich, insbesondere im Bergbau und im Roden und Urbarmachen der vielen Wälder an der Grenze des Landes. Ihnen zunächst verdankt man die hohe Blüte der Silberbergwerke von Kuttenberg und Deutschbrod, welche auf Vermehrung des Wohlstandes im Lande

und somit auch der Macht des Staats so großen Einfluß hatten. Für sie und größtenteils durch sie wurde der böhmische Bürgerstand geschaffen, folglich auch die Gewerbetätigkeit im Lande neu belebt und gehoben, ihre Ansiedlungen gaben auch mittelbar Anlaß zu der seit Ottokar II. so eifrig betriebenen Emanzipation der Bauern . . ."

Sollte man für möglich halten das Beneš in seiner Uebersicht über die Geschichte Böhmens im Mittelalter ein so wichtiges Element der Bevölkerung des Landes wie jenes deutsche überhaupt gar nicht erwähnt? Erst als er auf die Hussitenkriege zu sprechen kommt, bemerkt er: „Dann begannen die Tschechen, die deutschen Ansiedler zu bekämpfen, die in das Innere ihres Landes eingedrungen waren und erreichten schließlich fast, daß sie Böhmen von ihrer Anwesenheit befreiten. . ." So urteilt der Minister des Auswärtigen der tschechoslovakischen Republik über die Deutschböhmen! Sie sind ein gemeinschädlicher Fremdkörper, weiter nichts.

In Wahrheit hatten sich die Tschechen des Mittelalters zunächst dem deutschen Wesen bereitwillig und im vollsten Maße hingegeben und eine besondere nationale Eigenart erst ganz allmählich entwickelt. Jahrhunderte lang ließen sie sich ihre Kirchen und Burgen von deutschen Künstlern bauen; ihr Adel nahm die Bildung und sogar die Sprache der ritterlichen Kreise Deutschlands an; deutsche Minnesänger wurden am Hof der Premysliden geehrt aber keine tschechischen. Allerdings gab es von Anfang an auch Deutschenhaß in Böhmen. Im Jahre 1055, genau hundert Jahre nach der Schlacht auf dem Lechfelde, erließ Herzog Spytihněv ein Gesetz, das alle Deutschen, mochten sie böhmische Bürger geworden sein, Besitz haben oder nicht, des Landes verwies. Diese ultraradikale Maßregel, die des Herzogs eigene Mutter expatriierte, war unter mittelalterlichen Verhältnissen noch undurchführbarer als sie in der Gegenwart sein würde. Die Politik, welche sie zu inaugurieren schien, blieb gänzlich ohne Folgen; Böhmen verwuchs immer inniger mit dem deutschen Reiche. Indem er sich anderen tschechischen Historikern anschließt, stellt sich Beneš auf den Standpunkt, die mittelalterlichen Könige Böhmens wären nicht Vasallen des Deutschen Reichs gewesen sondern hätten diesem gegenüber bloß die Pflicht der Tributzahlung gehabt. Das ist jedoch ein bloßer Streit um Worte*). Tributzahlung schließt die Lehnsabhängigkeit nicht aus. Mindestens seit Otto dem Großen hatten die Könige von Deutschland nachweislich das Recht, die Herrscher Böhmens beim Antritte ihrer Regierung zu belehnen. Die

---

*) Vgl. Dr. Arnold Luschin von Ebengreuth, Mitglied des österreichischen Herrenhauses: „Grundriß der österreichischen Reichsgeschichte". Zweite verbesserte und erweiterte Auflage. Bamberg 1918. pag. 170.

böhmischen Fürsten erschienen auf unseren Reichstagen und waren zur Heeresfolge verpflichtet, beispielsweise für Römerzüge zur Stellung von 300 Reitern, einem für die Verhältnisse des mittelalterlichen Kriegswesens recht ansehnlichen Kontingent. Seit dem Jahre 1024, als die Krone Deutschlands von den sächsischen auf die fränkischen Kaiser überging, nahmen die Beherrscher Böhmens an der Wahl des deutschen Königs teil. Unter Kaiser Heinrich V. erwarben sie das Erzschenkenamt im Reich. Beneš und die tschechischen Geschichtsforscher irren durchaus, wenn sie behaupten, daß das Tschechentum an der Vasallität der böhmischen Landesfürsten, wie sie „nach deutscher Art durch Handschlag" begründet wurde, erheblichen Anstoß genommen habe. Mittelalterliche Staaten waren viel zu locker organisiert, als daß nationale Minderheiten sich so leicht hätten bedrückt fühlen können. Widerspruch gegen die Stellung, die der König von Böhmen*) unter den deutschen Kurfürsten einnahm, erhob sich nicht von tschechischer Seite, wo man sich wahrscheinlich eher geehrt fühlte, sondern von deutscher. Im 13. Jahrhundert beanstandete der Sachsenspiegel die Privilegien der Könige von Böhmen, weil sie keine Deutsche seien. Aber diese nationalistische Denkungsart drang nicht durch. Die böhmischen Könige behielten nicht nur die Rechte, die sie hatten, sondern es wurde ihnen sogar der erste Platz unter den weltlichen Kurfürsten eingeräumt.

So ist denn, was Beneš auch dagegen sagen mag, von Ludwig dem Deutschen bis auf Karl IV., vom 9. bis zum 14. Jahrhundert, also ein halbes Jahrtausend lang, das Verhältnis zwischen dem deutschen und dem tschechischen Volke ein im großen und ganzen friedliches und freundschaftliches gewesen. Das wurde anders, als die deutsche Einwanderung nach Böhmen, die natürlich nicht immer mit der gleichen Intensität weitergehen konnte, gegen das Jahr 1300 ihr Tempo zu ermäßigen anfing und Tschechen in immer steigender Zahl vom flachen Lande in die Städte zogen. Das Deutschtum fing an zu stagniren, das Tschechentum trat in das Stadium der nationalen Reife ein. Nunmehr begann der Sprachenkonflikt. Gegen das Ende seiner Regierung bestimmte Karl IV., daß in den königlichen Städten der ausschließliche Gebrauch der deutschen Sprache bei den Gerichten aufhören und fortan jeder Schöffe der böhmischen Sprache kundig sein solle.

Dieser Anordnung wollten sich die Deutschböhmen im 14. Jahrhundert so wenig fügen, wie sie bis zum Jahre 1918 irgend wann geneigt waren, in vorwiegend deutsch redenden Bezirken die Gleichberechtigung beider Landessprachen zuzulassen.

---

*) Nachdem schon vorher einzelne Fürsten Böhmens deutscherseits als Könige anerkannt worden waren, machte seit etwa 1200 die herzogliche Würde der königlichen dauernd Platz.

Jene Verordnung konnte nur in einem Teil der Plätze durchgeführt werden. Die nationaltschechische Bewegung aber wuchs und gipfelte in dem fürchterlichen Aufstand der Hussiten. Beneš ist von den Hussiten begeistert: „Sie gaben Europa den Mann, der den Kampf für die Freiheit des individuellen Gewissens anhob, Johann Huß. Er war nicht nur ein religiöser Reformer, er war auch der Einleiter jener großen philosophischen Bewegung, aus der die französische Revolution hervorging sowie die Begründung des modernen philosophischen und politischen Individualismus." Das sind nichts als großsprecherische Redensarten! Huß war eine weltgeschichtliche Erscheinung, die tief im Mittelalter wurzelte und nur aus diesem Milieu heraus zu erklären ist; weder mit den Ideen von 1789 noch mit dem modernen Individualismus hat er das Geringste zu tun. Huß hatte auch nicht die leiseste Ahnung von den Gedanken und Empfindungen, welche die Menschen des 19. und 20. Jahrhunderts politisch bewegen. Denn bloß deshalb, weil er die Sache eines Volksstammes gegen einen anderen führte, kann man ihn doch nicht als einen Vorläufer der Verfechter des Nationalitätsprinzips charakterisieren. Das wäre doch gar zu äußerlich und gewaltsam geurteilt. Noch weniger als mit der Politik hat Huß mit der Philosophie der Neuzeit zu tun. Er hielt sich zu der Schule der Realisten, die mit den Nominalisten kämpften, stand also durchaus auf dem Boden der Scholastik. Und was Huß als religiösen Reformer anbetrifft, so hat schon Ranke in der „Weltgeschichte"*) gezeigt, daß er Luther keineswegs gleichsteht.

Das unheilvollste Datum in der tschechischen Geschichte nennt Beneš das Jahr 1526, in dem die Habsburger auf den böhmischen Thron kamen. Diese Behauptung ist höchst einseitig. Wenn Böhmen und Oesterreich nicht 1526 zusammengekommen wären, würden sie auch nicht 1529 zur Verteidigung Wiens gegen die Türken zusammengewirkt haben. Damals wurde Wien von fünf Regimentern verteidigt; vier deutschen und einem böhmischen; die Böhmen standen vom Schottentor bis zum roten Turm. Die gesamte Garnison zählte 16—17000 Mann.**) Es war also eine ähnliche Kombination wie fünf bis sechs Jahrhunderte früher vor den Toren von Augsburg, wo Deutsche und Böhmen Schulter an Schulter fochten, um die Religion und Kultur des europäischen Westens gegen die wilden, heidnischen Magyaren zu verteidigen: „Wenn Suleiman Wien erobert hätte", sagt Ranke, „würde er es auf eine Weise zu befestigen gewußt haben, daß man es ihm nicht so leicht wieder hätte entreißen können. Welch eine Station wäre das für ihn geworden, um die gesamten Gebiete der mittleren Donau in Atem zu halten!"

---

*) Band IX, Seite 178 u. ff.

**) Ranke: „Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation." III, 143.

Nur dadurch, daß sich im Zeichen der Habsburger die Kräfte des südöstlichen Mittel-Europa gegen den Ansturm der Osmanen zusammenfanden, ist Böhmen vor dem Schicksal bewahrt worden, das das benachbarte Ungarn nach der Schlacht von Mohacz erlitt, ein halbasiatisches Land zu werden. Mit Recht ist Beneš stolz auf Comenius und die vielen anderen geistreichen und charaktervollen Tschechen, die nach der Schlacht am Weißen Berge ihr Vaterland verließen, um nicht ihrem evangelischen Glauben untreu werden zu müssen. Es ist aber über jeden Zweifel erhaben, daß diese Kultur nicht unter der Türkenherrschaft hätte erblühen können.

Es ist also nicht wahr, daß die Habsburger Böhmen bloß Böses getan hätten. Allerdings urteilt auch Niebuhr, daß die tschechische Nation durch die Liechtensteinschen Seligmacher moralisch getötet worden wäre. In diesem Sinne ist die Rebellion, vermittelst deren die Tschechen mit Beneš und Genossen an der Spitze die von übermächtigen Feinden bedrängte österreichisch-ungarische Monarchie hinterrücks zu Falle gebracht haben, die Nemesis der Weltgeschichte. Die Frevel der Gegenreformation Ferdinands II. schrieen zum Himmel. Wohl ist es zuviel gesagt, daß man Ideen nicht mit Gewalt ausrotten könne; das ist vielfach in der Geschichte gelungen, aber niemals ohne verderbliche Folgen für den Unterdrücker. Die evangelische Religion ist nach menschlichem Ermessen in Böhmen für immer vertilgt worden, aber der gewaltsam, durch Dragoner, dem böhmischen Volke aufgezwungene Katholizismus hat moralisch nichts geleistet, was sich mit Huß und Comenius nur im Allerentferntesten vergleichen ließe. Immerhin sind die wieder katholisch gemachten Böhmen Jahrhunderte lang nützliche Untertanen des Hauses Habsburg gewesen; man soll also den geschichtsphilosophischen Idealismus nicht zu weit treiben; Brutalität und Intrige sind ganz ohne Zweifel erfolgreiche moralische Kräfte in der Geschichte, aber andererseits steht doch fest, daß die Greuel der böhmischen Gegenreformation nicht ungerächt geblieben sind. Es erhielt sich im tschechischen Volke ein dumpfer Groll, der in verschiedenen Erscheinungen des böhmischen öffentlichen Lebens, schließlich in der stark antiklerikal orientierten Partei der Jungtschechen, Fleisch und Blut gewannen und viel zum Untergang der Monarchie beigetragen hat.

Kein größerer Irrtum ist aber möglich, als mit Beneš anzunehmen, daß die tschechischen Taboriten, Utraquisten und Lutheraner den Staat der Habsburger an nationaler Toleranz übertroffen hätten. Nach dem Eintritt der hussitischen Wirren beschloß der böhmische Landtag, daß die tschechische Sprache die alleinige Verhandlungssprache der Stände sein solle, die bis dahin gleich den ungarischen in einem barbarischen aber national neutralen Latein debattiert hatten. Ferner wurde das Tschechische zur ausschließlichen Gerichtssprache erhoben. Der Landtag be-

schloß auch, daß kein Deutscher zu einem staatlichen oder städtischen Amt irgendwelcher Art kommen dürfe, wofern ein Tscheche geeignet sei, die Stelle auszufüllen. Schließlich wurde den Deutschen noch verboten, eine Burg inne zu haben. Sie sollten, um ein modernes Schlagwort zu gebrauchen nicht mehr Subjekt sondern nur noch Objekt der böhmischen Gesetzgebung sein.

Dank dem lockeren Gefüge des Ständestaates überdauerten die Deutschböhmen die Verfolgung durch die Landtage des 15. Jahrhunderts, ebensogut wie einst das drakonische Gesetz des Herzogs Spytihněv Nur um so erbitterter feindeten auch in den nächsten beiden Jahrhunderten ihre tschechischen Landsleute sie an. Sie, die nach Beneš immer die Lämmer gegenüber den deutschen Wölfen gewesen sind, zwangen im Jahre 1615 den Kaiser Matthias, ein geradezu skandalöses Sprachengesetz, das der Landtag gemacht hatte, zu unterzeichnen: „In diesem Königreiche wußte man zu allen Zeiten von keiner anderen als der böhmischen Gemeinde", heißt es in den Motiven des Gesetzes mit jener gewollten Zweideutigkeit, mit welcher die Tschechen von „Böhmen", ebenso wie die Magyaren von „Ungarn" reden. Dann wird verordnet, daß kein des Tschechischen Unkundiger naturalisiert werden dürfe; aber auch wenn ein Ausländer nach Erlernung des Tschechischen das Bürgerrecht in einer Stadt erworben habe, sollten doch erst seine Enkel der Privilegien der Bürger teilhaftig werden. Wo ein deutscher Lehrer oder Pfarrer im Amte sei, sollte derselbe nach seinem Tode stets einen tschechischen Nachfolger erhalten. Die nativistische Unvernunft des Gesetzes gipfelte in der die Vereins- und Versammlungsfreiheit der Deutschböhmen vernichtenden Bestimmung, daß Personen, die sich unterständen, bei ihren Zusammenkünften die deutsche Sprache zu gebrauchen, im Laufe eines halben Jahres aus dem Lande zu schaffen seien.

Auch diese sich überschlagende Intoleranz würde den Deutschen Böhmens schwerlich viel geschadet haben, aber es kam zu gar keiner Probe auf das Gesetz. Ein paar Jahre nach seinem Erlaß erfolgte die Schlacht am Weißen Berge. Nun wurde von der Wiener Zentralregierung der Unabhängigkeit Böhmens ein Ende gemacht. Sprachlich aber traten die deutschen Sieger sehr gemäßigt auf. Die „Verneuerte Landesordnung" Ferdinands II. vom Jahre 1627 verfügte nur, daß die deutsche Sprache bei den Gerichten mit der Tschechischen gleichberechtigt sein solle. Damit wurde die Sprachtyrannei, wie sie zwei Jahrhunderte lang zu Gunsten des tchechischen Idioms geübt worden war, für drei weitere Jahrhunderte beseitigt. Ob sie in der Gegenwart, nach der Wiederherstellung des Tschechenstaates, von neuem aufleben wird, ist eine jener zahlreichen Fragen an die Zukunft, zu welchen die Friedensschlüsse von Versailles und St. Germain die Zeitgenossen ver-

anlassen und von deren vernünftiger Beantwortung die Chancen einer ruhigen Entwicklung Europas abhängen.

Beneš hat keineswegs völlig übersehen, daß eigentliche nationalistische Intoleranz dem österreichischen Absolutismus des 17., 18. und 19. Jahrhunderts nicht zum Vorwurf zu machen ist. Unser Autor sagt ganz richtig, im Grunde genommen habe kein Kampf der tschechischen Nationalität gegen das Haus Habsburg stattgefunden, sondern es habe sich auch auf böhmischem Boden um die großen, ganz Europa spaltenden Gegensätze zwischen Protestantismus und Katholizismus, verfallender ständischer Autonomie und hochkommender zentralisierender Fürstenmacht gehandelt. Aber ebenso plötzlich und unvermittelt wie solche vernünftige Gedanken in dem Buch von Beneš zuweilen auftauchen, verschwinden sie auch wieder aus den Darlegungen des Verfassers. Hilflos fällt dieser stets von neuem zurück in den unfruchtbaren, nationalistischen Fanatismus, der seine Schrift durchdringt und ihn zu objektiver Würdigung des idealen Gehalts der österreichischen Geschichte unfähig macht. Wohl bedeckte das politische Erdbeben von 1620 den Boden Böhmens mit den Trümmern der tschechischen Gesellschaft. Den Platz der vernichteten aristokratischen und bürgerlichen Oberschichten nahm eine neue Gesellschaft ein, deren Wohl und Weh von Wien abhing und die, größtenteils eingewandert oder deutsch-böhmischen Ursprungs, sich nicht der tschechischen sondern der deutschen Umgangssprache bediente. Auch ohne erheblichen Sprachenzwang, fast bloß durch den Wandel der Verhältnisse wurden Böhmen und Mähren im 17. und 18. Jahrhundert zu Ländern, in denen nur noch die geringen Leute slavisch sprachen. Das Tschechische war ein Patois geworden wie das Bretonische und Baskische im heutigen Frankreich. Ganz wenige Männer hielten noch den tchechisch-nationalen Gedanken fest, nicht ohne sich dadurch Unannehmlichkeiten von Seiten der Regierung zuzuziehen. Und dennoch geht Beneš mit seinen Empfindungen sehr in die Irre, wenn er das Andenken aller Habsburger, die seit Ferdinand II. in Böhmen regiert haben, verabscheut. Heinrich von Treitschke sagt einmal, wenn Friedrich der Große im zweiten schlesischen Krieg mit seinen böhmischen Eroberungsplänen durchgedrungen wäre, würde das Land wohl noch haben germanisiert werden können. Eben davor bewahrte Maria Theresia das Tschechentum, indem sie alle Kräfte ihrer Staaten gegen Preußen zusammenfaßte wie einst Karl V. und Ferdinand I. gegen die Osmanen unter Soliman dem Großen. Wenn Maria Theresia nicht Königin von Böhmen gewesen wäre, würde Beneš vielleicht heute ein preußischer Hakatist sein.

Auch was den inneren Fortschritt anbelangt, sind Böhmen und Mähren der Dynastie, die sie soeben entthront haben, den größten Dank schuldig. Böhmen, Mähren, Krain und Gali-

zien sind die einzigen slavischen Länder, welche in intensiver Weise den Einfluß des aufgeklärten Despotismus erfahren haben. Nach Rußland ist er nie so recht gekommen, die 1793 und 1795 dem Beamtentum Friderizianischer Schule unterworfenen polnischen Landesteile haben nicht lange genug zum alten preußischen Staate gehört; nur das alte Oesterreich hatte Kraft und Zeit genug, um seine Slaven gründlich der Einwirkung des bureaukratischen Rationalismus auszusetzen. Und wahrlich, die österreichischen Slaven hatten die Reformen, welche in ganz Kontinentaleuropa auf die Zentralisation der Staaten und die Errichtung absoluter Regierungen gefolgt sind, nötig, wie das liebe Brot! Die Zeiten, in welchen der böhmisch-slavische Bauernstand, dem Vorbild der eingewanderten deutschen Landleute sich anpassend, fortgeschritten war, lagen um Jahrhunderte zurück. Seitdem war längst ein Stillstand in der agrarischen Entwicklung eingetreten, und die tschechischen Bauern befanden sich noch, wie die slavischen überhaupt, im Stadium der Leibeigenschaft. Diese rückständigen, sozialen Verhältnisse konnten nicht ewig dauern, weil, wie Graf Kaunitz gegenüber den böhmischen Ständen bemerkte: „Die wahre Stärke des Staats in dem größten Teil der Menschen, nämlich in dem gemeinen Manne besteht und dieser die vorzüglichste Rücksicht verdient in Böhmen aber mehr als in andern Ländern unterdrückt ist*)".

Nach langer und geduldiger Vorarbeit durch die Regierung seiner Mutter hob Josef II. die Leibeigenschaft auf Dazu kamen die anderen Reformen des aufgeklärten Despotismus auf den Gebieten des Unterrichts, des Kultus, der Justiz und überhaupt in allen Zweigen der Wohlfahrtspolitik. Beneš ignoriert alle diese Verdienste. Gegen die innere Politik Maria Theresias, welche die Selbständigkeit der veralteten böhmischen Feudalstände noch schärfer einschränkte als ihre Vorgänger, zetert er als „illegal und nicht existierend." Beneš hat, bevor er Minister des Auswärtigen wurde, an der tschechischen Universität in Prag Soziologie vorgetragen. Die Soziologie rühmt sich, anders als die trockene Disziplin der Historie, eine Wissenschaft des lebendigen Lebens zu sein. Deshalb sollte ein Soziologe niemals in einen so dürren Formalismus verfallen, wie ihn Beneš bei seiner Kritik der Staatsverwaltung Maria Theresias an den Tag legt. Ein Blick auf Polen hätte ihn belehren können, daß es phantastisch spielende Willkür des historischen Urteils ist, wenn er stillschweigend voraussetzt, ein selbständiger Tschechenstaat des 18. Jahrhunderts hätte die durch das Aufklärungszeitalter aufgeworfenen Probleme der

---

*) Dr. Franz Martin Mayer: „Geschichte Oesterreichs mit besonderer Rücksicht auf das Kulturleben" 3. Auflage, II, 452, Wien und Leipzig. Wilhelm Braumüller. 1909.

administrativen und sozialen Reform ebenso gut oder besser lösen können als die Regierung in Wien. Wenn ein selbständiger Tschechenstaat sich neben der aufsteigenden preußischen Großmacht überhaupt zu halten vermocht hätte, würde schwerlich mehr aus ihm geworden sein als neben Rußland, Polen, Ungarn, der Moldau und Wallachei noch eine fünfte oder sechste Spielart des Osteuropäertums. Mit einem schmerzhaften aber kräftigen Ruck orientierten die Habsburger Böhmen nach Westen hin. Ohne diese Vorbedingung wäre es kaum zu der heutigen Blüte des Landes gekommen und herrschten vielleicht an der Moldau und oberen Elbe galizische oder ungarische Zustände.

In allen europäischen Ländern, in denen es überhaupt einen Adel gab, hat dieser sich an den nationalen Bewegungen des 19. Jahrhunderts energisch beteiligt. Was der polnische, ungarische und italienische Adel in dieser Beziehung geleistet hat, ist allgemein bekannt. Die deutschen Edelleute hielten sich aus Gründen, die der Historiker ohne Schwierigkeit zu erklären im Stande ist, etwas mehr zurück, aber ein echter Junker realisierte schließlich den deutschen Einheitstraum, und er war bei Weitem nicht der Einzige seines Standes, dessen es bedurfte, um den Ban des nationalen Staates unter Dach und Fach zu bringen. In Böhmen jedoch war der Gang der Dinge ein ganz anderer. Hier hat die Aristokratie die tschechisch-nationale Idee wohl gelegentlich begönnert, aber nie ehrlich in ihre Obhut genommen. Sie konnte das auch gar nicht. Zum Teil war sie deutsch, zum Teil gehörte sie, wie das Offizierkorps der alten k. k. Armee, gar keiner der rivalisierenden Völkerschaften an, sondern rechnete sich, um mit Th. von Bernhardi zu reden, zur „österreichischen Nationalität". Verdankte doch ein großer Teil der böhmischen Aristokratie, namentlich die Latifundienbesitzer, ihr Vermögen den Konfiskationen lutherischen Eigentums, welche die kaiserliche Regierung nach der Niederlage der Tschechen am Weißen Berge angeordnet hatte. Diese historischen Tatsachen wirken bis zum heutigen Tage in Böhmen nach wie in Irland. Der Mangel an jedwedem aristokratischen Element in der gegenwärtigen Zusammensetzung wie in der Geschichte der Tschechenpartei übt auf ihre Mentalität einen sehr nachteiligen Einfluß. Die Partei, in der das städtische und ländliche Kleinbürgertum sich breit macht, ist rabiat, kleinlich und beschränkt. Es ist, als ob ihre Empfindungen noch immer stark affiiziert würden durch die Erfahrungen, welche einer der ersten Urheber der tschechischen Nationalbewegung, der Hersteller des neuböhmischen Wortschatzes und Schrifttums, Josef Jungmann, in einem aristokratischen Hause gemacht hat. Jungmann, der Sohn eines armen Bauern, befand sich im Jahre 1798 als Erzieher im Hause des Barons Lexa von Ährenthal. Er wurde dort sehr freundlich behandelt, aber es reizte ihn, daß, wenn Gäste zu Tisch waren für alle silberne Bestecke auf-

gelegt wurden, nur dem Hofmeister legte man bleierne Messer und Gabel und einen zinnernen Löffel hin. Gegen diese soziale Differenzierung bäumte sich sein innerer Mensch auf, und er kündigte dem Baron Ährenthal seine Stellung, auch sehr freundlich, aber so bald wie möglich.

Jungmanns Verhalten ist symbolisch für die gesamte Tschechenpartei bis zum heutigen Tage. Soziale Empfindlichkeit hat zu ihrem Emporkommen viel beigetragen. Unter ihren Führern sind gar zu viele Leute, die gewohnt sind, mit zinnernen Löffeln zu essen. Mit silbernen verknüpft sich nicht immer aber oft ein weiterer Gesichtskreis, wie man u. a. an den adligen Matadoren der italienischen, polnischen und ungarischen Demokratien erkennen kann.

Um zu der Geschichtsauffassung von Beneš zurückzukehren, so wird sein Versuch, zu beweisen, daß die Deutschen und die Habsburger den Tschechen immer nur Unrecht getan und Unheil gebracht haben um so aussichtsloser, je mehr seine historische Uebersicht sich den Zeiten nähert, in denen wir leben. Von Kaiser Josef II. gibt er einmal knurrend zu, daß er bemüht gewesen sei, seinen Völkern zu dienen. Wie er die unermeßliche Bedeutung Luthers für das tschechische Geistesleben des 16 und 17. Jahrhunderts nicht in Abrede stellt, so räumt er ferner, wenn auch mit einer gewissen Verschleierung, ein, daß die Wiederherstellung des tschechischen Nationalbewußtseins durch Jungmann, Dombrowský, Pelzel, Šafařík, Palacký u. a. ohne den von Herder ausgegangenen Strom der Gedanken nicht zu begreifen sei. Dagegen hat Beneš nicht das geringste Verständnis für die Schwierigkeiten, mit welchen das Haus Habsburg im 19. und 20. Jahrhundert zu kämpfen hatte, wenn es die sich kreuzenden Ansprüche der von ihm beherrschten Nationalitäten einigermaßen ausgleichen wollte. Beneš zieht den guten Willen Franz Josefs in Zweifel und will in der Politik dieses Monarchen gegenüber den Tschechen nichts sehen als dynastische Selbstsucht, tolle großdeutsche, beinahe hätte ich geschrieben alldeutsche, Phantasterei, Slavenhaß und Treulosigkeit. Dabei entwirft er aber eine Schilderung von der Lage der Tschechen zwischen 1879 und 1914, aus welcher hervorgeht, was man schon aus tausend anderen Quellen weiß, daß Kaiser Franz Josef, den er als widerwärtigen und perfiden Tyrannen verschreit, ein sehr milder und loyaler Herrscher gewesen sein muß. Mit behaglichem Zynismus gesteht Beneš: „Während der letzten dreißig Jahre nahmen die Tschechen eine neue politische Taktik an; anstatt offener Rebellion bereiten sie sich schweigend für günstigere Tage vor. Sie arbeiteten an ihrer wirtschaftlichen Entwicklung, an der Vergrößerung ihres politischen Einflusses. Schritt für Schritt besetzten sie wichtige Posten in der Verwaltung, und errangen hier sich neue Rechte zum Vorteil ihrer Sprache und Schulen. Sie kräftigten die lokale Autonomie und verbesserten

den öffentlichen Unterricht. Sehr erfolgreich in dieser neuen Kampagne, widersetzten sie sich gleichzeitig energisch der Prätention der Deutschen und Magyaren, die ganze innere Organisation der Monarchie in der Hand zu haben. . . ."

„Warum die Führer eines so prächtig gedeihenden Volksstammes ihn dermaßen verhetzten, daß die aus ihm rekrutierten Regimenter im Kriege haufenweise zum Feinde übergingen — Beneš rühmt sich, zusammen mit den anderen Tschechenführern, dadurch die ganze österreichisch-ungarische Armee desorganisiert zu haben — erklärt uns unser Autor nicht. Die Erklärung finden wir in der gedankenreichen und feinsinnigen Flugschrift von Berthold Molden: „Die Politik der Besiegten"*), in der es heißt: „Oesterreich war ein Staat, in dem die slavischen Völker als solche leben, sich entfalten und höher steigen . . . konnten . . . In Oesterreich hätte sich (wenn der Krieg nicht verloren worden wäre) der Gedanke der nationalen Autonomie gegen den Widerstand der Tschechen durchgesetzt, die unter allen Wendungen und Wandlungen am böhmischen Staatsrecht hartnäckig festhielten, das für sie die Herrschaft über die Deutschen Böhmens, Mährens und Schlesiens bedeutete."

So urteilt ein Kenner, der den Dingen nahe steht, weil er selber aus den Ländern der Wenzelskrone stammt, und der dennoch infolge seiner echten und gediegenen Bildung die für ein unparteiisches Urteil nötige Distance zu gewinnen vermag. Nicht sich der Gleichberechtigung erfreuen wollten die Tschechen; das genügte ihnen nicht; sondern herrschen, herrschen über die andere Nationalität in ihren Landen und last but not least über die sozialen Gruppen, die mit silbernen Löffeln essen! Das hat Beneš verkannt, trotzdem er Soziologe ist!

Vor ein paar Jahren besprach ich in diesen Blättern ein polnisches Buch, das die Geschichtsauffassung der Polen in ebenso chauvinistischer Weise vortrug, wie Beneš die der Tschechen. Chauvinismus muß es geben, und wir Deutsche haben im Hinblick auf unsere hakatistischen und alldeutschen Mitbürger zu pharisäischer Selbstgerechtigkeit genau so wenig Ursache wie die Slaven. Nur hängt heute die Erhaltung der Ueberreste der europäischen Kultur und ihre Konsolidierung davon ab, daß allerseits moralische Potenzen emporkommen, welche den Geschichtsklitterungen der nationalistischen Zeloten reinere und tiefere Auffassungen der historischen Vergangenheit entgegenstellen. Wir hoffen, daß solche Männer auch im Vaterlande des Comenius

---

*) A. Edlingers Verlag, Wien und Leipzig, 1919. Die Broschüre ist zu Anfang jenes Jahres erschienen. Sie ist eine wertvolle Quelle für das Studium der damaligen Stimmung in Deutschösterreich, die noch relativ optimistisch in die Zukunft sah und die kommenden Schrecknisse nicht ahnte.

auftreten werden. Die Russen sagen von den Tschechen verächtlich, sie wären eigentlich gar keine Slaven, sondern nur slavisch redende Deutsche. Umgekehrt hat einer unserer feurigsten Patrioten, Heinrich von Treitschke, die Tschechen den begabtesten aller slavischen Stämme genannt. Es gibt also auch über die mit Recht vielbetonten ökonomischen Beziehungen zwischen Deutschland und Tschechoslovakien hinaus ideale Bande, welche die beiden Völker zusammenhalten. Die Erbfeindschaft, welche bei Beneš als das natürliche Verhältnis zwischen Deutschen und Tschechen hingestellt wird, ist in Wahrheit nur die Eine Seite von Beziehungen, die ihrer Natur nach doppelpolig sind. Wohl ist es richtig, daß die Tschechen sich oft im Laufe ihrer Geschichte vom Deutschtum abgestoßen gefühlt haben; sie sind ohne Zweifel antideutscher gewesen als die Polen; aber andererseits haben sie sich auch gegen Magyaren, Türken und das napoleonische Weltreich mit uns verbrüdert und von der Christenlehre bis zu Herders Stimmen der Völker ihre gesamte Gedankenwelt Deutschland entnommen. Was die Deutschen betrifft, so haben sie die Doktrinen von Huß und Comenius auf sich wirken lassen, ohne nach der Abstammung ihrer Urheber zu fragen; Tschechenhaß war in Deutschland immer unbekannt. Nachdem die Tschechen heute durch eine unerhörte Gunst des Schicksals die im 17. Jahrhundert verlorene Vorherrschaft über die Deutschen der Sudetenländer zurückerlangt haben, gilt überall im deutschen Sprachgebiet diese Entscheidung als ein Gottesurteil, dem unsere Nation sich, wenn auch unter starkem inneren Widerstreben, zu beugen hat. Für eine Auflehnung gegen die vollzogene geschichtliche Tatsache würde bei dem Deutschtum nur unter zwei Voraussetzungen Stimmung zu machen sein; entweder, wenn die junge tschechoslovakische Republik unprovoziertermaßen eine Deutschland feindliche Politik verfolgte, oder wenn sie, im Geiste der Benešschen Schrift, bezüglich der Deutschböhmen versuchte: „Böhmen von ihrer Anwesenheit zu befreien.“ Denn den Frevel am eigenen Fleisch und Blut verzeiht in der Aera der nationalen Ideen kein Volk.

***

Rußland und Europa

von Dr. Walther Schotte*)

Der Weltkrieg hat das politische Hexeneinmaleins gewaltig verwirrt und überall Rechnungen mit fast nur unbekannten Größen aufgegeben, deren einzelne in sich unlösbar sind und daher nur in ihren Relationen begriffen werden können. Ganz sphinxhaft ist Rußland, ganz dunkel die Frage nach dem Verhältnis von Rußland und Europa oder die von Rußland und Deutschland. Wir müssen zu ihrem Verständnis die Gruppierung der außereuropäischen Mächte, die Beziehungen, die Spannungen unter den neu entstandenen oder veränderten Hauptfaktoren der weltpolitischen Entwicklung überhaupt betrachten.

Es sei erlaubt, diese Faktoren zu sondern in solche, die als Subjekte der Politik, und solche, die als Objekt der Politik der ersten in Betracht kommen. Im 19. Jahrhundert gab es lange Zeit nur zwei Hauptsubjekte der „Großen Politik": das englische und das russische Weltreich. Das Objekt ihres Streites war Asien, eigentlich China. Die Erhaltung dieses Landes als eines Gebietes der „offenen Tür" bedeutete seine Beherrschung durch England, solange England das Welthandels- und das Seeherrschaftsmonopol besaß. Als Deutschland von einem sekundären zu einem primären Faktor der Politik aufrückte, geriet die bis dahin stabile russisch-englische Spannung ins Zittern, das weitere Bewegungen auslöste: das englisch-japanische Bündnis, die Versuche Englands, mit Deutschland zu paktieren, den russisch-japanischen Krieg, die temporäre Verständigung zwischen England und dem geschwächten Rußland, die Einkreisung Deutschlands, gegen welches schließlich alle Bewegungen zentripetal zusammenstießen, bis die Sintflut des Weltkrieges die jüngste Größe auf der Rechentafel der Weltpolitik auslöschte. Ist es nicht beinahe richtig zu sagen, daß von China der Ursprung des Weltkrieges kam? —

Der Weltkrieg hat die großen Gleichungen sehr verändert. Anstatt der alten Größe der englischen Weltmacht wird künftig einmal die neue des angelsächsischen Staatentrusts einzusetzen sein, an Stelle Rußlands tritt Japan als Subjekt der Politik auf; und das strittige Objekt der Politik ist heute nicht mehr China allein, Rußland und Deutschland sind von Subjekten zu Objekten erniedrigt, Rußland und Mitteleuropa ist chinesiert worden! Nord-, West- und Mittelmeermächte Kontinentaleuropas sind gezwungen, als Trabanten des Angelsachsentums zu leben, bis — Rußland und Deutschland aufhören

---

*) **Vortrag, gehalten in der Russisch-Deutschen Gesellschaft am 2. März 1920.**

werden, Objekte, d. h. „Gebiete der offenen Tür" und damit ein Monopol für die angelsächsische Weltmacht zu sein.

Zum „Gebiet der offenen Tür" hat uns nämlich der Friedensvertrag gemacht*); das ist der Sinn aller Bestimmungen über die erzwungene einseitige Meistbegünstigung, die Entsouveränisierung unserer Zoll- und Durchfuhrpolitik, die Internationalisierung der Wasserstraßen und die Kontrolle unserer Steuerpolitik durch die Commission des réparations. Rußland aber ist durch die revolutionäre Vernichtung seiner ganzen Organisation durchaus in der gleichen Lage. Die abgeschlossenen Friedensverträge und sicherlich auch die Verträge, die England jetzt mit Rußland und den Randstaaten abzuschließen anstrebt, sind daher keineswegs mit intereuropäischen Verträgen der Geschichte zu vergleichen, sondern nur mit jenen Verträgen, die europäische Mächte mit und über China abgeschlossen haben, zumal mit dem letzten europäisch-chinesischen Vertrag, der den sogenannten Boxerkrieg beendete. Wie sehr dieser Frieden Vorbild für den von Versailles war, wird erschreckend klar angesichts der Tatsache, daß sogar die „Auslieferung der Schuldigen" vor das Gericht der Sieger als Vertragspunkt vom Boxerfrieden übernommen wurde. Mit welchem sadistischen Hochgefühl mögen Clemenceau—Lloyd George diese „Chinesierung" desselben Deutschland, das 1901 „Urheber" einer solchen Vertragsstipulation war, ausgekostet haben! Das nebenbei. —

Das „Weltrechenexempel" setzt sich — wie eigentlich immer — auch heute aus drei Faktoren, zwei Subjekten und einem Objekt der Politik, zusammen, nur daß andere Kräfte als in der Vergangenheit die Funktionen übernommen haben, andere Kräfte, durch die das ganze weltpolitische Spiel sehr verschoben worden ist. Waren sich in der Vergangenheit lange Zeit Rußland und England ungefähr äquivalent und war die Spannung stabil, so ist heute die Spannung überaus labil; die Kräfte sind ungleich und in sich auch noch keineswegs konsolidiert und formiert. Daher sind auch die Relationen der beiden Faktoren zum Objekte der Politik, daher ist das Verhältnis Japans zum asiatisch-mitteleuropäischen Kontinent ganz verschieden von dem, das das Angelsachsentum einnimmt. Japan wird immer verhältnismäßig klein und schwach gegenüber dem angelsächsischen Staatentrust sein; eine einfache Paralysierung dieses Trustes durch einen japanisch-chinesischen ist aus verschiedenen Gründen nicht möglich, — China muß Objekt der Politik

*) Diesen Charakter des Versailler Friedens wird eine umfangreiche Arbeit Dr. Riedls durch eingehende Analysen der einzelnen politischen und wirtschaftlichen Friedensbedingungen und ihren Vergleich mit den internationalen Pakten über Gebiete der offenen Tür nächstdem genauer klarlegen.

auch für Japan bleiben, freilich ein Monopol für Japan, das in der gelben Welt der einzige Herr oder überhaupt nicht sein wird. Also hat Japan Veranlassung, andere Faktoren der Politik als Hilfsgrößen einzustellen, Japan hat Rußland-Deutschland gegenüber ein größeres Interesse daran, daß sie zu politischem Willen wiedererwachen, als sich an ihnen als Willenlosen zu bereichern, was die natürliche Politik der angelsächsischen Weltmacht sein muß.

Es wäre aber verfehlt zu glauben, daß Japan diese seine naturgegebene Politik gegenüber Rußland-Mitteleuropa schon heute sehr dringlich aufgreifen oder gar bemerkbar werden lassen wird. Ganz gewiß nicht Deutschland gegenüber. Denn hierdurch würde Japan zunächst erreichen, daß sich die Konsolidierung des angelsächsischen Staatentrusts beschleunigt, daß England sofort das heute gewissermaßen erst grundsätzlich formulierte Ergebnis des Weltkrieges, seine Konzernierung mit Amerika in praktische Politik umsetzt, während ohne Reizung Englands dieser Prozeß sehr im Interesse der Konsolidation Japans relativ recht langsam vor sich gehen wird, aufgehalten durch politische Chauvinismen und wirtschaftliche Rivalitäten beider Seiten. Zu verhindern ist der englisch-amerikanische Konzern endlich nicht mehr! Nichts kann sein Kommen klarer ankündigen, als die im Friedensvertrag vorgesehene Organisation des Völkerbundes, der natürlich nichts anderes ist als die vom Angelsachsentum der Welt oktroyierte Verfassung, durch die sie „legal“ und mit ihrer eigenen Mitwirkung angelsächsisch regiert werden soll. Aber nicht dieser Charakter des Völkerbundes interessiert uns in diesem Zusammenhang, sondern jene seine organisatorischen Bestimmungen, die das Geheimnis der künftigen Konzernierung des englischen Weltreiches mit den Vereinigten Staaten von Amerika verraten.

Bei oberflächlicher Betrachtung der in Frage kommenden Bestimmungen könnte es nämlich scheinen, als sei der Völkerbund eine rein englische Institution. Zu den „ursprünglichen Mitgliedern“ des Völkerbundes, die in der demokratisch gebildeten, jedem Mitglied nur eine gleiche Stimme gewährenden Bundesversammlung sich zu wichtigen Funktionen vereinigen, gehören neben dem englischen Mutterland auch fünf sich voll selbst verwaltende Dominien oder „Kolonien“: Kanada, Australien, Südafrika, Neuseeland, Indien, so daß das britische Weltreich als durch sechs Stimmen vertreten angesehen werden könnte! Der Umstand wäre um so bedeutender, als die Kompetenzen der „Versammlung“ und des aus neun Vertretern bestehenden „Hohen Rats“ keineswegs scharf abgegrenzt sind, so daß England es in der Hand hätte, wichtige Fragen vor das ihm genehmere Forum der Bundesversammlung zu ziehen und hier seine sechsfache Stimmenmacht sich auswirken zu lassen. Wer aber die Geschichte des englischen Weltreiches

kennt, muß wissen, daß die Stimmenzuteilung an die Dominien und Kolonien in erster Linie einen Sieg der Kolonien über das englische Mutterland bedeutet. Ich halte es nun keineswegs für ausgeschlossen, daß Lloyd George und die englische Regierung sich schmeicheln, noch lange Zeit gegenüber den Kolonien die moralische Vorhand zu haben, sie dem englischen Willen gefügig machen zu können. Wie lange aber noch wird das allgemein der Fall sein, z. B. bei Kanada oder den australischen Kolonien, etwa im Fall eines amerikanisch-japanischen Konfliktes? Nein, dann gehen diese Kolonien mit den Vereinigten Staaten und das Mutterland muß folgen. Die Vereinigten Staaten begannen vor 150 Jahren die Emanzipation von London, und sie sind es wieder, die den Ring der angelsächsischen Staatswelt politisch schließen. Ohne die bestimmte Aussicht, daß die fünf Stimmen der Dominien ebenso gut Washington wie London gehören werden, hätte Wilson dieser Regelung der Mitgliedschaft niemals zugestimmt. Wissen wir denn, ob nicht vielleicht gerade er die Kolonien in dieser Forderung unterstützt hat? Denn endlich ist das Resultat ein Sieg Amerikas über England, ein Sieg aller Kolonien über das Mutterland. Das britische Weltreich wird endgültig dezentralisiert, die Hauptpunkte verschieben sich; New York—Chicago sind heute die Börsen der Welt, nicht mehr London. Und ständige Fühlungnahme zwischen Wallstreet und dem Weißen Hause wird die angelsächsische Weltpolitik ausbalancieren müssen, eine nur englische Weltpolitik gibt es dann nicht mehr. An diesem Ergebnis ändert auch nichts der Umstand, daß dieser „Sieg" Wilsons von der öffentlichen Meinung Amerikas schwer begriffen wird. Gewiß werden die Rivalitäten andauern, aber allmählich werden sie nicht mehr als außenpolitische, nur noch als innerpolitische, wirtschaftliche wirken, die ein Politiker vielleicht taktisch ausnutzen kann. Strategie, die mit einem außenpolitischen, einem weltpolitischen Gegensatz England—Amerika rechnet, wird schließlich zur Niederlage verurteilt sein. Gerade Rußland gegenüber kann der wirtschaftliche Gegensatz zwischen England—Amerika nicht ohne einen für Europa nützlichen, übrigens pikanten Effekt sein. Aber politisch ist das Angelsachsentum sich einig, auch wenn von Rußland die Rede ist; und sollte das irgendwann oder -wo den angelsächsischen Staaten nicht ganz klar bewußt sein, der japanische Gegenspieler der Weltgeschichte ist auf dem Plan und wird sie zwingen, solidarisch zu sein.

* * *

Damit ist der weltpolitische Rahmen umrissen, in dem das Bild gesehen werden muß, das uns erschüttern wird: Rußland und Europa! Einen Augenblick wollen wir nun das Problem isoliert betrachten.

Mit welchen Erwartungen, welchen Gefühlen wenden sich

die Völker des erschöpften Europa der Zukunft zu, die ihnen von dem Märchenlande Rußland kommen soll! Was erhoffen die Ausgehungerten nicht schon in diesem Augenblick! Lebensmittel und Rohstoffe, Getreide, Fleisch und Fette, Holz, Baumwolle und Erze, — alle die Güter, an denen rings in Europa und zumal im verpowerten Mitteleuropa schrecklicher Mangel herrscht. Ob wir Deutschland hören oder Polen oder Tschecho-Slowakien oder Deutschösterreich, die Balkanvölker und selbst Italien, — überall ertönt der Notruf, daß man jetzt Frieden schließen müsse mit Rußland, ganz gleich, ob mit einem bolschewistischen oder einem bürgerlichen Rußland; man könne nicht länger warten; die Wage des Schicksals hätte sich offenbar endgültig zugunsten der Bolschewisten geneigt, also soll das bolschewistische Rußland Retter der ausgehungerten und verelendeten Mitte Europas werden. Das soll Rußland leisten! Ja mehr noch darüber hinaus; auch Frankreich und England und die Vereinigten Staaten drängen sich zu seinen Wunderschätzen.

Wie aber sieht die Wirklichkeit aus? Nicht einmal das blühende Rußland von 1914 wäre in der Lage gewesen, einer europäischen Not, wie sie uns heute bedrückt, zu steuern. Das alte, blühende Rußland hatte trotz allen Ueberflusses zeitweilige oder lokale Hungersnöte, die zu beheben es nicht imstande gewesen ist. Seine Organisation war primitiv und jedenfalls zu schwach, um dieses Riesenreich gleichmäßig zu befriedigen. Die sibirischen Ueberschüsse hätten natürlich ausgereicht, zeitweilige oder örtliche Nöte des europäischen Rußland auszugleichen; aber das Bahnnetz, die eine sibirische Bahn, war nicht leistungsfähig genug, die notwendigen Transporte heranzurollen. Das alte Rußland stand erst in den Anfängen seiner Entwicklung, von seinem Reichtum konnte es noch nicht den Gebrauch machen, wie er schon damals aus staatswirtschaftlichen Gründen notwendig gewesen wäre; seine Ueberschüsse dienten im wesentlichen nur zur Befriedigung des deutschen Konsumenten; die Welt zu versorgen, war die Arbeitsleistung des alten Rußland noch viel zu gering. Aber heute soll das durch Krieg und Revolution zerstörte, das bolschewistische Rußland dies Wunder vollbringen? Das ist ganz ausgeschlossen! Alle Erwartungen, vom bolschewistischen Rußland Lebensmittel und Rohstoffe zu bekommen, werden bitter enttäuscht werden; nicht einmal die Gewalt der europäischen Schieber wird in der Lage sein, dem unglücklichen Lande Güter zu entreißen, auf die es selbst nicht verzichten kann. Wenn die Sowjetregierung den europäischen Staaten Hoffnung auf Lieferung von Lebensmitteln und Rohstoffen macht, so müssen wir dies Verfahren als bewußte Täuschung bezeichnen. Ein demokratisches Rußland könnte bei Herstellung von Ordnung, Sicherheit des Eigentums, Gewährleistung des Handels, Wie-

deraufnahme der Unternehmerarbeit und Wiedereinrichtung von Verkehr ganz allmählich Güter für den Export bereitstellen, aber keineswegs in einer Menge, die dem Hunger Europas entspricht. Immerhin muß jeder noch so bescheidene Güterzufluß von uns allen als großes Glück empfunden und daher mit allen Mitteln angestrebt werden. Aus diesem Grunde kann es keine Frage sein, ob wir mit einem bolschewistischen oder einem demokratischen Rußland verhandeln und leben sollen; nur das demokratische Rußland ist, was die Herbeischaffung von Gütern aus Rußland betrifft, Europas einzige, allerdings sehr langsam wirkende Rettung. Diese Behauptung muß bei den phantastischen Hoffnungen, denen sich Regierungen und Massen des alten Europa gegenüber Rußland hingeben, näher begründet werden.

Wäre die Sowjetmacht in der Lage, wäre sie auch nur machtpolitisch imstande, aus der Wirtschaft des Landes Güter für den Export herauszuholen und bereitzustellen, dann hätte sie auch die im Interesse der Erhaltung ihrer Macht gelegene, bitter notwendige Aufgabe lösen können, wenigstens die Hauptstädte des eigenen Landes genügend zu verproviantieren. Aber wie schaut es in Moskau und Petersburg und in andern Großstädten Rußlands aus? Vor mir liegt ein Verzeichnis der Schleichhandelspreise, die in Moskau für diejenigen Lebensmittel im Januar bezahlt worden sind, die auf Karten gegeben werden sollten, aber nicht gegeben werden konnten. Es kosteten

Zucker	1000	Rubel	pro	Pfund
Butter	1400	"	"	"
Schweinefleisch	680	"	"	"
Rindfleisch	380	"	"	"
Pferdefleisch	300	"	"	"
Hundefleisch	90	"	"	"
Brot	200	"	"	"
Kartoffeln und Mohrrüben	50	"	"	"

Ein Paar Galoschen kosten 2500 Rubel, ein Faden Holz 1400 Rubel, eine Fahrt in einer Droschke vom Zentrum der Stadt bis zum Bahnhof 800 Rubel. Sämtliche Holzzäune sind abgerissen und als Brennholz verwendet; die Straßenbahnen gehen nicht mehr, die Beleuchtung ist außerordentlich schwach, die Fabriken stehen still wegen Mangels an Rohmaterialien und Heizung. Särge sind nicht mehr vorhanden. Die Leichen werden in Lumpen eingewickelt und eingescharrt, die wenigen Särge, die im Gebrauch sind, zum Transport von Leichen vermietet.

Im Laufe des Januar konnten tatsächlich nur sechsmal je ³/₄ Pfund Brot und auch das nur an die erste Bevölkerungsklasse, die Arbeiter und Staatsangestellten, abgegeben werden.

Die Bourgeoisie ist zum Hungertode verurteilt; die Sterblichkeit in der Bevölkerung würde bei Andauern des gegenwärtigen Zustandes pro Jahr über 40 % betragen. Unter diesen Umständen ist es begreiflich, daß die Herrschaft der Sowjets sich nur mit blutiger Gewalt behaupten kann. Wenn in letzter Zeit sich die Zahl der täglichen Morde, deren sich die berüchtigten Kommissariate zur Unterdrückung der Gegenrevolution schuldig machen, ein wenig verringert hat, so ist der einzige Grund dafür, daß die Bevölkerung zu erschöpft ist, um Widerstand leisten und konspirieren zu können.

Die Gewaltherrschaft der Sowjets beschränkt sich auf die Zentren der großen Städte, das Bahnnetz und die Operationsgebiete der Armee. Längs der Bahn ist es natürlich möglich, durch militärische Gewaltmittel die Bauern zur Hergabe von Brot und Vieh zu pressen; aber die erzielten Mengen von Lebensmitteln reichen keineswegs aus für die Versorgung der Städte. Mitten im tiefen Lande versagt die Diktatur der Sowjets. Das Verkehrswesen Rußlands ist eben unentwickelt und dazu im gegenwärtigen Augenblick fast vollständig zerstört. Damit fehlt aber die Grundlage für eine das Land politisch und wirtschaftlich beherrschende Organisation. Mißlingt darum schon die Verproviantierung der russischen Städte, wie will man hoffen, von Rußland aus mit Hilfe der Sowjetmacht Europa versorgen zu können? Andere Mittel als ihre unzureichende Gewalt stehen der Sowjetmacht nicht zur Verfügung; das Geld ist vollständig entwertet und wird von der ländlichen Bevölkerung nicht akzeptiert, die allein auf Gegenstände des täglichen Gebrauchs sieht und diese gegen Lebensmittel einzutauschen bereit ist. Für den Tauschhandel wäre es aber notwendig, die individualistischen Wirtschaftsformen, den freien Handel, das Unternehmertum wieder herzustellen, zu welchem Entschluß sich eine Sowjetregierung kaum durchringen dürfte, da sie hierdurch selbst die Axt an die Wurzel ihrer Wirtschafts- und Gesellschaftsorganisation legen würde.

Wenn es noch eines Beweises bedürfte für die Aussichtslosigkeit, von Sowjetrußland irgendwelche Güter zu bekommen, so sei an die Erfahrungen erinnert, die wir mit dem „Brotfrieden" von Brest-Litowsk und den Versuchen gemacht haben, unsere Kriegsnotlage durch Zufuhren aus der Ukraine (die in unserer Gewalt war!) zu verbessern. Gewiß haben unsere Militär- und Okkupationsbehörden technische Fehler in der Verwaltung des Landes und im Verkehr mit den Bauernschaften des Landes gemacht; aber nicht diese Fehler allein sind der Grund, daß wir im Jahre 1918 so gut wie nichts aus der Ukraine erhalten haben. Grund war auch damals schon die Notlage des technischen Verkehrswesens, das nur ganz allmählich hätte so weit verbessert werden können, um mit ihm die Wirtschaft und die Ausfuhr des Landes in

Gang zu bringen. Wenn sich Europa nicht entschließt, bürgerliche Ordnung, Verkehr und Handel in Rußland wieder herstellen zu helfen, wird der Tag, an dem die ersten Güter in regelmäßig sich fortsetzender Ausfuhr aus Rußland eintreffen werden, weiter und weiter in die Zukunft hinein verschoben werden.

Statt aber an ihrem Sturz mitzuarbeiten, schicken sich einige europäische Regierungen an, mit der Sowjetmacht über ihre Anerkennung, die Aufnahme diplomatischer Beziehungen, die Wiederherstellung des internationalen Verkehrs und über wirtschaftlichen Austausch zu verhandeln, und tragen dadurch selbst bei, das Unglück des Bolschewismus zu verlängern. Wir werden das Verhältnis der einzelnen europäischen Regierungen gegenüber Rußland noch besonders zu betrachten haben. An dieser Stelle wollen wir uns mit dem Vorgehen der mitteleuropäischen Regierungen, mit dem Vorgehen insbesondere Deutschlands, Polens und der Tschecho-Slowakei befassen, für das jene wirtschaftspolitischen Illusionen und die Sympathien unorientierter Massen für das sozialistische Zukunftsideal, das der Bolschewismus realisiert zu haben behauptet, entscheidend zu sein scheinen. Diese Verhandlungen werden also nicht nur den Zweck nicht erfüllen, ein Rohstoffland aufzuschließen, sondern sie beschwören für Mitteleuropa die außenpolitische Gefahr des Bolschewismus und die der inneren Bolschewisierung unmittelbar herauf. Es ist irrig zu glauben, daß der Bolschewismus auf den Kriegszustand verzichten und in dauerndem internationalen Frieden wird leben können. Die russische Gewaltherrschaft hält sich nur durch fortwährende Anspannung ihrer militärischen Kräfte im Gleichgewicht. Wenn die Regierung im gegenwärtigen Augenblick bereit ist, mit den europäischen Mächten in Friedensverhandlungen zu treten, so ist der Grund hierfür kein anderer, als der, Zeit zu gewinnen, um die zerstörte Organisation besonders des Verkehrs wenigstens für die Kriegführung notdürftig zurechtzurücken und für diese Aufgabe vielleicht die Hilfe des betrogenen Auslandes, von dem Maschinen gefordert werden, zu benutzen. Sowie die Kräftigung der bolschewistischen Macht, sowie die Verkehrsverhältnisse und die Jahreszeit militärische Aktionen wieder erlauben sollten, wird man notgedrungen den Kriegspfad wieder beschreiten. Es wird auf ihm um so mehr Erfolg zu gewinnen sein, wenn in der Zwischenzeit die Widerstandskraft des Gegners durch bolschewistische Revolutionierung schwächer geworden oder gar gebrochen sein wird. Was aber geschieht, wenn Sowjetrußland sich in der Richtung schwächsten Widerstandes, also gegen Polen, zu militärischer Eroberung in Bewegung setzt? Alle Kenner der polnischen Verhältnisse rechnen damit, daß Polen einem bolschewistischen Angriff erliegen wird. Zwar ist die polnische Armee nicht eigentlich schlecht. Es lebt

in ihr nationalistischer Geist, und eine leidliche Disziplin hält sie in normalen Zeiten gut zusammen. Doch ist die Armee für größere Kriegshandlungen in keiner Weise gerüstet, so daß schon hierdurch ihre Abwehrkraft zweifelhaft wird. Diese Kraft bricht aber sicherlich zusammen, wenn im Rücken der Armee die Revolution aufflammen sollte. Nun hat die bolschewistische Propaganda in dem wirtschaftlich verelendeten, schlecht organisierten Lande solche Fortschritte gemacht, daß der Ausbruch bolschewistischer Revolutionen in Warschau und im Industriegebiet im Falle eines Angriffes von außen so gut wie unvermeidbar ist. Wir Deutschen sollen uns in keine falsche Sicherheit einwiegen, daß Polen uns schützen kann. So sehr manche von uns den Zusammenbruch der polnischen Macht aus anderen Gründen begrüßen möchten, so höchst verhängnisvoll kann dies Ereignis für unsere eigene Sicherheit werden, wenn der anstürmende Bolschewismus der Sieger über Polen ist. Die bolschewistischen Armeen können nach Niederwerfung Polens eines Tages unmittelbar an den Grenzen Deutschlands stehen. An den Grenzen Deutschlands, — das heißt aber, zwei Eisenbahnstunden (130 km!) entfernt von Berlin, das heißt, vor dem oberschlesischen, heute nicht mehr ganz in unserer Macht befindlichen Industriegebiet, an den Grenzen Niederschlesiens, der Neumark, Pommerns, die seit dem Versailler Vertrag ja Grenzprovinzen geworden sind. Denn Ostpreußen liegt dann längst wie eine sturmumtobte Insel in einem bolschewistischen Meer! Der Bolschewist wird zunächst erklären, daß er nicht als Feind kommt. Doch wird er uns das Ultimatum stellen, daß wir uns bolschewisieren, mit ihm gemeinsame Sache gegen die Westmächte machen sollen. *Aber können wir uns denn bolschewisieren? Ist die kommunistische Daseinsform für Deutschland überhaupt vorstellbar oder realisierbar?*

* * *

Westeuropa und Deutschland leben in den Gesellschafts- und Wirtschaftsformen eines vorgeschrittenen Kapitalismus, einer internationalen, auf Weltarbeitsteilung beruhenden Organisation. Keines der staatlichen Glieder dieses kapitalistischen Weltsystems kann aus dem System herausgelöst werden, ohne daß das ganze erschüttert wird, es selbst und andere ins Verderben gerissen werden. Das hat uns der Krieg gelehrt! Was aber die Menschen, selbst Sozialpolitiker von Beruf, noch nicht begriffen haben, ist die Relation, die zwischen Menge und Dichtigkeit einer Bevölkerung und den Wirtschafts- und Gesellschaftsformen an und für sich besteht, derart, daß eine gewisse Dichtigkeit der Bevölkerung überhaupt nur möglich, ertragbar und erhaltbar ist bei einer und durch eine bestimmte Form der Organisation von Gesellschaft und Wirtschaft. Daher kann man nicht von einer Veränderung der idealistischen Ein-

stellung aus auch die Wirklichkeiten der Gesellschafts- und Wirtschaftsformen verändern, wenn man nicht in der Lage ist, die Voraussetzungen oder Bedingungen der bestehenden Gesellschafts- und Wirtschaftsformen, d. h. die Mengen und Dichtigkeiten der Bevölkerungen, das Verhältnis der Zahl von Konsumenten zu den gegebenen Naturgütern des Landes zu ändern. Der Kommunismus setzt einen gewissen Einklang zwischen den Gütern und Kräften des Bodens und der Zahl der Menschen, die von ihm leben, voraus; denn er schaltet den Handel, er schaltet die internationale Arbeitsteilung, er schaltet damit die gütervermehrende Arbeit des Einzelnen aus; er verlangt eine gewisse Autarkie der einzelnen örtlichen Bezirke des Lebens. Der Kapitalismus aber gestattet einer größeren und dichteren Menge von Menschen, als die Kräfte irgendeines Landes selbst zu ernähren vermögen, dort zu leben, dank der güterschaffenden Arbeit des Einzelnen, dank der internationalen Umsetzung dieser Güter durch den Handel, dank dem Ausgleich in Gütern, die in internationaler Arbeitsteilung entstanden sind und zur Befriedigung der Bedürfnisse dienen, die an Ort und Stelle entweder überhaupt nicht oder nicht genügend gedeckt werden können. Daher hat letzten Endes der Kapitalismus die Dichtigkeit unserer westeuropäischen Bevölkerung überhaupt erst geschaffen, und diese Dichtigkeit müßte wieder verschwinden, eine Entvölkerung müßte eintreten, wenn das Kleid des Kommunismus unserm Volkskörper sitzen sollte.

Man kann leider nicht behaupten, daß diese Entvölkerung des alten Europa außerhalb aller Möglichkeiten der Geschichte liegt; Kriege, Revolutionen, Hungersnot haben einen schlimmen Anfang gemacht, der Bolschewismus würde das Teufelswerk mit Mord, Kulturzerstörung und Seuchen, die in deren Gefolge schreiten, vollenden! Und der Boden ist dem bolschewistischen Wahnsinn längst bereitet in der grauenhaften Störung, die der Krieg in das kapitalistische System der Welt hineingetragen hat. Von dem Umfang, der Bedeutung dieser Störung machen sich noch immer nur sehr wenige eine richtige Vorstellung, weil die eben genannten Zusammenhänge zwischen der Bevölkerungsdichte und den Organisationsformen des gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Lebens nicht genügend bekannt sind, weil nirgendwo begriffen wird, wie die Bevölkerungsvermehrung des 19. Jahrhunderts alle Beziehungen unter den Menschen, die politischen, gesellschaftlichen, wirtschaftlichen, räumlich und zeitlich verändert hat. Ist doch nicht einmal diese Tatsache der exzeptionellen Bevölkerungsvermehrung im 19. Jahrhundert als das eigentliche, das Hauptereignis dieses Jahrhunderts erkannt worden. Dabei ist sie von so phänomenaler, alle Rhythmen, alle Tempi, alle räumlichen Relationen der Geschichte verändernder Wirkung, daß man mit dem Anfang dieser Entwicklungen in der Bevölkerungsvermehrung ein neues Zeit-

alter der Geschichte rechnen sollte. Bis zu diesem Anfang blieb die Bevölkerungsvermehrung konstant und im Vergleich zu der des 19. Jahrhunderts verhältnismäßig gering. Denn nehme man für die Geschichte der christlichen germanisch-romanischen Völkerfamilie welchen Zeitabschnitt immer an, von Cäsars Zeiten bis zur Völkerwanderung, von ihr bis zu den Kreuzzügen, wieder bis zur Reformation und weiter, messe man den Zuwachs der Bevölkerung in Prozenten für das Jahrhundert, man wird immer feststellen, daß die Vermehrung im ganzen konstant und gleichmäßig ist und auf 10 bis 20 % angegeben werden kann. So bis 1750, 1780 oder 1800! Zum Beispiel zählte

Deutschland (im Rahmen der Grenzen von 1914) nach der Völkerwanderung zirka 5—6 Millionen Menschen, gegen 1300 zirka 12 Millionen; 1620 ist seine Bevölkerung auf 15 Millionen Seelen zu schätzen; 1720 sind es zirka 16, 1750 etwa 17, 1800 schließlich 22—24 Millionen Menschen. 1910: 66 Millionen!

England und Wales vermehrten sich von 1500 bis 1800 konstant wachsend um 1½, 2, 2½ Millionen Seelen bis zu 9 Millionen. 1905: 32,5 Millionen!

Italien zählte gegen 1200: 6 Millionen; 1560 etwa 11; 1788 über 16; dann 1901: 32,5 Millionen!

Frankreich: unter Karl dem Großen zirka 8 Millionen Einwohner; 1574 werden etwa 14; 1700: 21; 1715: 18; 1789: 26; 1806: 29 geschätzt; dann 1901: 39 Millionen Einwohner!

Natürlich gibt es beträchtliche Schwankungen, die nur sub specie aeternitatis klein zu nennen sind. Es gibt glückliche Zeiten, in denen die Bevölkerungen anwachsen, anschwellen, stärker als die Erde eigentlich Raum hat oder Güter schenkt, die Menschen zu ernähren. Dann kommen Kriege, Seuchen, und schaffen wie Ventile Luft. So wirkten im 14. Jahrhundert der schwarze Tod, besonders in Frankreich und Deutschland, so der Dreißigjährige Krieg, die Kriege Ludwigs XIV. in Frankreich!

Aber — um es zu wiederholen —, im ganzen ist die Bevölkerungsvermehrung stetig, bleibt sich prozentualiter durch alle achtzehn Jahrhunderte gleich, bis das 19. Jahrhundert diesen Riesensprung macht: Bevölkerungsvermehrungen um 200, ja 300 Prozent! Die Ursache hierfür wird in der Erfindung der Maschine, in den Leistungen der Technik gesehen, die dieses Wachstum überhaupt erst erlaubten. Gewiß, das ist richtig; aber diese Erklärung ist die einer grob materialistischen Geschichtsauffassung, die die geheimen Wechselwirkungen von Ursache und Wirkung in der Geschichte nicht auseinander zu halten weiß. Wann wurde übrigens die erste Eisenbahn in Deutschland gebaut? 1839! Die von Nürnberg nach Fürth. Aber die neue Bevölkerungsvermehrung setzt schon gegen 1780

ein, sich von Jahr zu Jahr prozentualiter steigernd. Jedenfalls ist sie um 1820 schon etwa fünfzigprozentig (auf ein Jahrhundert umgerechnet). Sprechen wir es aus: Ein neues Zeitalter fängt mit der Emanzipation des europäischen Bürgertums an! Gleichzeitig bildet sich überall im alten Europa eine neue Gesellschaft, gleichzeitig fast streift diese die alten sozialen und geistigen Fesseln ab, schafft sie eine neue Kultur, die Voltaires und Lessings, Humes und Kants und Goethes! Und aus diesem europäischen Bürgertum geht endlich der moderne Unternehmer hervor, zuerst als Händler, dann als Industrieller. Die moderne, kapitalistische, güterpotenzierende Arbeit setzt ein, die Arbeit, die mit neuen Gütern neuen Raum für neue Menschen schafft! In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts war schon wieder Gefahr im Anzuge, daß die Erde zu klein wurde; man erinnere sich der großen Preiskrisen in den dreißiger Jahren, der Teuerungen, die immer ein Ausdruck relativer Güterarmut sind. Aber statt daß rohe Gewalt durch Krieg und Pestilenz aufräumte, rettete uns damals der technische Genius der neuen Menschheit, der die Dampfmaschine, die Lokomotive erfand. Nun war die Bahn frei für die bis dahin immer wieder noch gehemmte Entwicklung des modernen Kapitalismus. Für welche ungeheuren Folgen! In Zeit und Raum wurde das Bild der Welt verändert; klein schien die Erde, denn alle Entfernungen schrumpften in ihrer Bedeutung zusammen; groß schien die Erde, denn derselbe Raum wurde nicht zu eng für eine hundertfache Menschheit. Eine Strecke, wie die von Berlin nach München, die einst zehn Tage weit war, durchraste der D-Zug in nur zwölf Stunden. Und andererseits wäre eine Fünf-Millionen-Stadt, ob nun in Frankreich, Deutschland oder England, vor 1800 ganz undenkbar gewesen. Denn wovon hätten fünf Millionen Menschen beispielsweise in Berlin wohl leben sollen? Etwa von den Früchten des kargen Sandbodens der Mark, der ohne Dampfpflug, ohne künstlichen Dünger einst kaum die Hälfte trug von heute? Die blühende, lebendige Weltstadt von 1914 aber, die lebte von den Gütern der ganzen Welt: Rußland arbeitete, ihr Fleisch und Fett und Eier zu liefern, Früchte und Konserven kamen aus den Mittelmeerländern, aus Amerika, und die Menschen dieser deutschen Städte trugen Kleider, von denen nur der kleinste Teil aus Geweben war, deren Rohstoffe die heimische Erde und Landwirtschaft hervorbrachten. Alle Tempi des Lebens veränderten sich in dieser neuen Zeit. Auch das wußten wir nicht. Wir wußten nicht, daß drei oder vier oder gar fünf Jahre Krieg in ihren Folgen für Gesellschaft und Wirtschaft heute verhängnisvoller sein würden, als einst die dreißig Jahre Krieg im 17. Jahrhundert.

Warum wohl? Weil bei der Dichtigkeit der Bevölkerung diese durch den weitverzweigten Arbeitsteilungsprozeß so auf-

einander angewiesen, so untereinander verbunden, ja geradezu verfilzt ist, daß irgendwelche Störungen dieser Zusammenhänge, künstliche und gewaltsame Trennungen und Abschneidungen den isolierten Teil in sehr kurzer Zeit lebensunfähig machen und für das Ganze Katastrophen heraufbeschwören. Die Wahrheit dieser Tatsache erkennen wir ebenso gut an dem Unglück der Kriegswirtschaft, der Wirkung des Wirtschaftskrieges, wie an den wirtschaftlichen Folgen der politischen Grenzbestimmungen des Friedensvertrages. Die Diktatoren von Versailles hätten sich über den Unterschied der Zeiten klar sein müssen, hätten wissen müssen, daß man heutzutage nicht mehr im Stile Napoleons Frieden schließen und staatliche Neuordnungen der Welt vornehmen kann. Napoleon noch konnte willkürlich Staaten bilden und vernichten; er zeichnete mit dem Stifte auf der Karte ein Großherzogtum Würzburg, ein Großherzogtum Frankfurt, ein Großherzogtum Berg ein, und durch seinen Willen waren diese Staaten da und lebten. Wenn man um das Großherzogtum Würzburg eine Mauer errichtet hätte, die jeden Eintritt und Austritt verboten hätte, die Menschen innerhalb der Mauer wären nicht verhungert, zerlumpt und ohne Arbeit gewesen. Aber heute müßte ein so isolierter Landstrich Deutschlands schlechterdings zugrunde gehen, d. h. so viele seiner Bewohner müßten sterben, bis der Rest sich vom Ertrag des Bodens würde nähren und bekleiden können. Denn die andern alle leben von den Gütern, die sie innerhalb der internationalen Arbeitsteilung sich erarbeiten.

Die internationale Arbeitsteilung, die bis zum Kriege nur automatisch und noch keineswegs bewußt, aber doch schon in unendlich feiner Verästelung sich durchgesetzt hat, ist die unmittelbare Organisationsfolge des hohen Dichtigkeitsgrades der Bevölkerung. Der Prozeß der Arbeitsteilung bedingt eine weitere, bisher nicht erkannte Tatsache, die er ebenso geschaffen hat, wie sie für ihn Voraussetzung und Bedingung seiner Erhaltung und Fortführung ist. Das ist die Tatsache eines überschüssigen Güterreichtums, eines mehr als genügenden, sich stets gleichbleibenden Gütervorrates. Ueber die Größe dieses Gütervorrates, über seine Funktionsbedeutung für die Produktion haben wir alle vor dem Kriege keine genügende Vorstellung gehabt. Erst die Wiederherstellung des Friedenszustandes hat durch die Folgen des nunmehr eklatanten Mangels an Gütern uns darüber aufgeklärt. Der Krieg hat den vorhanden gewesenen Gütervorrat aufgezehrt einmal dadurch, daß er vorhandene Güter vernichtete, z. B. Häuser, Hausinventar, lebendes Inventar der Wirtschaft, Bekleidungsgegenstände aller Art, die mit den gefallenen Soldaten größtenteils verloren gingen usw.; dann dadurch, daß die durch Vernichtung und durch allgemeine Abnutzung ausfallenden Güter nicht ersetzt wurden. Die Produktion nämlich blieb zu

einem erheblichen Teil nicht auf die Herstellung von solchen Gütern eingestellt, die normalem Verbrauch dienen, sondern es wurden Güter fabriziert, die bestimmt waren, Friedensgüter zu vernichten, indem sie sich gleichzeitig selbst vernichteten, so: Waffen und Munition aller Art. Durch den Wirtschaftskrieg endlich wurden Arbeitsteilungen zerrissen und ganze Gruppen der Produktion, die über See miteinander verbunden waren, setzten aus. Bei dieser ungeheuren gütervernichtenden Wirkung des Krieges hätten wir nicht verwundert sein dürfen, wenn der furchtbare Mangel an Gütern, unter dem wir heute leiden, schon viel früher ein Ende des Krieges erzwungen hätte. Daß der Vorrat an Gütern so groß war, einen vier- bis fünfjährigen Krieg möglich zu machen, hätten wir uns alle nicht träumen lassen. Es gab ja keine Möglichkeit, die Menge der Güter statistisch zu erfassen oder auch nur abzuschätzen. Sie waren zerstreut in den reichlich ausgestatteten Haushaltungen, im Detailhandel, im Engrosgeschäft, im üppig versehenen Inventar der Staatsbetriebe und der Industrie, in den Lagern, schließlich im Ueberschuß unserer ganzen Lebenshaltung. Welche Funktion hatte nun dieser Vorrat im Prozeß der Produktion? Sofern man den Handel zur Produktion rechnet, ganz gewiß auch die der Stabilisierung sowohl des Verkehrs wie der Preisgestaltung. Für die Produktion selbst aber hatten die Vorräte, abgesehen von der Rückwirkung, die die Stabilisierung des Handels und der Preise auf die Produktion hat, d i e Bedeutung, daß der Prozeß der Arbeitsteilung von ihnen reguliert wurde, indem selbstverständlich Güter nur an solchen Orten und unter solchen Bedingungen erzeugt wurden, wo sie qualitativ und, was den Preis anging, konkurrenzlos wurden. Im Unterschied zu dieser durch Vorrat und Arbeitsteilung organisierten internationalen Wirtschaft sind wir heute gezwungen, gleichgültig gegen Preis und örtliche Produktionsbedingungen, jedes überhaupt herstellbare Gut zu schaffen. Die staats- und weltwirtschaftliche Rentabilität fehlt der Produktion von heute!

Unser beklagenswerter Zustand ist der, daß wir in eine Weltwirtschaft ohne Vorräte eintreten mit einer Produktion, die schätzungsweise auf die Hälfte der früheren Leistungsfähigkeit zurückgeschraubt ist. Außer dem produktionsmindernden Mangel an Vorräten kommen für diese Verringerung der Produktion noch andere Gründe in Frage. In erster Linie die seelische und leibliche Erschöpfung, unter der die ganze Menschheit infolge des Krieges und der Revolutionen, und in Mitteleuropa besonders infolge Unterernährung leidet. Ein weiterer wichtiger Umstand ist die Verschiebung der für die Produktion wichtigen Kapitalzentren. Die Gruppierung der Kapitalzentren war der alten Weltarbeitsteilung natürlich angepaßt; die neue Gruppierung ist eine Kriegsfolge und steht mit den natürlichen Verhältnissen, der von Natur und Geschichte geschaffenen Auf-

teilung der Menschen und der Rohstoffe unter die Staaten der Erde, in keinem Zusammenklang mehr. Das Kapital ist aus dem alten Europa abgewandert in die neuen Welten, zu den Vereinigten Staaten von Nordamerika und den großen südamerikanischen Mächten, sowie in das am Kriege wenig beteiligt gewesene Japan. In allen diesen Ländern sind zwar Rohstoffe in reichem Maße vorhanden; aber es fehlt an Arbeitshänden, die in Europa zurückgeblieben und infolge des Kapitalsmangels, infolge der in der niedrigen Valuta der europäischen Geldstände sich ausdrückenden Verarmung ohne Arbeit sind, da sie sich die Rohstoffe für ihre Arbeit nicht kaufen können. Das sehr schwierige Problem des Ausgleichs von Rohstoff- und Kapitalüberfluß in der neuen Welt und der Fülle von Arbeitswilligkeit, Arbeitsgelegenheit und Arbeitskräften in der verarmten alten Welt soll hier nicht weiter angeschnitten werden. Für uns ist lediglich die durch alle diese Gründe genügend erklärte Tatsache wichtig, daß durch den Krieg die Vorräte der Welt aufgezehrt und die Produktion fast bis auf die Hälfte verringert worden ist, so daß im Augenblick fast die Hälfte der Menschheit nicht genügend ernährt, gekleidet und beschäftigt werden kann, wir alle daher durch ein Zeitalter sehr schwieriger internationaler Wirtschaftsbeziehungen und großer physischer Entbehrungen durchkommen müssen, bis wir durch allmähliche Hebung der Produktion normale Zustände, den Güterreichtum, die Vorratswirtschaft und die vollkommenere Arbeitsteilung wieder hergestellt haben. Für das alte Europa gibt es daher nur eine einzige Pflicht: alle seine Politik unter den Gesichtspunkt der Produktionssteigerung zu stellen, zum Wohl jedes einzelnen Volkes und zum gleichzeitigen Wohl aller Völker! Die Zumutung, in diesem Augenblick aus irgendwelchen idealen Gründen oder aus Verzweiflung oder Furcht das Wirtschafts- und Gesellschaftssystem zu ändern, die Zumutung, uns zu bolschewisieren, die Gefahr, daß wir bolschewisiert werden, sind daher auf alle Weise abzuwehren und zu bekämpfen. Die Bolschewisierung des dicht bevölkerten Deutschland, des dicht bevölkerten Europa heißt, das Unglück, das der Krieg eingeleitet und das bei dem Entwickelungsgrad unserer Gesellschaft und Wirtschaft kaum noch heilbar ist, vollständig machen, heißt, daß mindestens die Hälfte unserer Bevölkerung vernichtet werden muß, was allerdings der Bolschewismus mit Gewalt besorgen würde. Denn nur dann würde jene relative Autarkie des Lebens vorhanden sein, die kommunistische Daseinsformen gestattet.

* * *

Die Gefahr der Bolschewisierung ist nun aber größer, als heute erkannt werden will. Denn nicht nur der militärische Angriff des Bolschewismus, dessen Wahrscheinlichkeit wir oben

dargelegt haben, droht uns aus den Folgen der geradezu verbrecherischen Politik, mit der Sowjetregierung in Verhandlungen einzutreten, die jetzt beliebt werden. Durch die Wiederherstellung des Verkehrs sind der bolschewistischen Propaganda von Rußland aus alle Türen geöffnet. Zwar erklärt die Sowjetregierung, daß sie sich in den europäischen Verträgen verpflichten würde, sich jeder Einmischung in die inneren Verhältnisse der europäischen Staaten und jeder Propaganda für den Bolschewismus zu enthalten. Wie wenig ernst es ihr mit diesen feierlichen Versprechen sein wird, beleuchten die zynischen Erklärungen, die der bolschewistische Stadtkommandant von Petersberg, Herr Sinowjew, dem Korrespondenten des „New York-Herald“ vor wenigen Tagen gemacht hat. Herr Sinowjew versichert ausdrücklich, daß die Sowjetregierung nach wie vor an dem ursprünglichen Ziel ihrer Politik, der Weltrevolution, festhalte. Nur die Methoden dieser Politik würden und könnten heute geändert werden, insofern die Sowjetregierung es nicht mehr nötig habe, selbst in die revolutionäre Propaganda einzutreten. Durch die westlichen Revolutionen seien überall genügend tragfähige kommunistische Parteien entstanden, so daß die revolutionäre Propaganda ruhig der Dritten, der Kommunistischen Internationale überlassen werden könne. Im übrigen befände sich das Zentralbüro der Dritten Internationale in Moskau, das nach wie vor die hohe Schule für die revolutionären Agitatoren der ganzen Welt sein würde. Schon heute sei aus allen Ländern ein starker Zufluß von Kommunisten in diese Schule von Moskau, die sie, mit allem Rüstzeug des russischen Bolschewismus versehen, verließen, um das Gelernte in den verschiedenen nationalen Formen auszudrücken.

Welche Macht haben nun insbesondere die mitteleuropäischen Regierungen, um diese Arbeit der Dritten Internationale unschädlich zu machen? Kann man irgendwo den kommunistischen Agitator in seiner Arbeit hindern, nachdem man den russischen kommunistischen Staat anerkannt hat? Und wenn man eines Tages durch den Angriff der Sowjetmacht gezwungen sein wird, Freiwillige aufzurufen, um Abwehrarmeen zu bilden, wie will man dann das Volk davon überzeugen, daß die Bolschewisten unsere Todfeinde sind, nachdem man ihm heute und weiterhin, um die Politik der Verhandlungen zu rechtfertigen, sagt, daß der Bolschewist verhandlungswürdig und keine internationale Gefahr sei?

Was also soll man tun? Ich rate noch immer: unter keinen Umständen verhandeln oder begonnene Verhandlungen abbrechen. Man macht aber aufmerksam darauf, daß wir in Mitteleuropa durch das englische Vorgehen in eine gewisse Zwangslage gekommen wären, uns ihm anzuschließen, und daß das englische Vorgehen schließlich auch beweise, daß England

den russischen Bolschewismus nicht mehr ernst nehme, ihn gewissermaßen diplomatisch überlisten wolle, mit seinem Zusammenbruch oder seiner Mauserung rechne. Ich bestreite durchaus, daß wir durch das englische Vorgehen in irgendeine Zwangslage gesetzt worden seien. Zum Beweis dessen muß ich freilich kurz auf die verschiedenen Motive eingehen, die für die Politik der verschiedenen europäischen Staaten gegenüber Rußland bisher und jetzt maßgebend waren und sind.

Die englische Politik gegenüber Rußland war zweifellos sehr interessant, schon weil sie so undurchsichtig war. Es wird von bürgerlich-russischer Seite mit allem Ernst und mit sehr überzeugenden Nachweisen behauptet, daß England lange Zeit hindurch Rußland gegenüber ein doppeltes Spiel getrieben habe. England habe sowohl die Heere von Judenitsch, Denikin und Koltschak mit Kredit und Munitionslieferung unterstützt, andererseits den Bolschewisten heimlich Waffen liefern lassen. Danach wäre das Interesse Englands gewesen, die chaotischen Zustände Rußlands andauern zu lassen und wenigstens eine Klärung zu verhindern, indem die sich bekämpfenden Parteien in einem gewissen Gleichgewicht der Kräfte blieben. Nehmen wir an, daß diese Absicht Englands wirklich vorhanden ist, so erklärt sich seine gegenwärtige Politik der Verhandlungen mit Rußland zwanglos genug. Wider Erwarten hat sich die bolschewistische Macht den verschiedenen weißen Gegenregierungen und ihren Armeen stark überlegen gezeigt. Koltschak ist vernichtet, Judenitsch ist aus Nordwestrußland fortgefegt, und Denikin hat Land und Kräfte verloren, so daß er sich jetzt in einer schwachen Verteidigungsposition tief im Süden Rußlands befindet. Die Expansion des siegreichen Bolschewismus bedroht nunmehr unmittelbar die asiatische Interessensphäre Englands: Indien, Turkestan, Afghanistan, Persien und die Türkei. In allen diesen Ländern hat England nicht genügend Machtmittel den bolschewistischen Angreifern entgegen zu stellen. Die kritische soziale und wirtschaftliche Lage des Mutterlandes verbietet der englischen Regierung auch, so rasch und energisch, wie es sonst ihre Gewohnheit war, zu handeln, so daß das Hauptinteresse Englands sein muß, Zeit zu gewinnen, um eine wirksame Verteidigung aller seiner asiatischen Besitzungen und Interessensphären vorbereiten zu können. Aus diesem Grunde werden jetzt Verhandlungen aufgenommen, die höchst wahrscheinlich, sobald man in der Lage ist, den russischen Bolschewismus mit Gewalt abzuwehren, abgebrochen werden dürften. Die Absicht zu verschleiern, werden weltläufige Motive benutzt, wie, daß es im Interesse der wirtschaftlichen Konsolidation Europas gelegen sei, die Handelsbeziehungen mit Sowjetrußland aufzunehmen.

In dieser Analyse der englischen Politik ist nur ein Punkt noch aufzuhellen: die ersten Gründe, aus denen England

an der zeitweiligen Fortdauer unsicherer Verhältnisse in Rußland, der Verlängerung des Kampfzustandes zwischen Bürgerlichen und Bolschewisten gelegen ist. Man könnte sie in der finanziellen und wirtschaftlichen Lage Englands sehen. Zweifellos beabsichtigt England, auch Rußland ebenso wie Mitteleuropa als ein Gebiet der offenen Tür im Interesse der Ausbreitung und Befestigung seines Welthandelsmonopols auszunutzen. Für diese Betätigung aber sind die englischen Finanz- und Wirtschaftskräfte heute noch zu schwach. Sein Sieg im Weltkriege hat ja England die Erfüllung einer langgehegten weltpolitischen Hoffnung gebracht, das mare clausum des Indischen Ozeans. Rings um die Küsten des Indischen Ozeans weht die englische Flagge, die Linie Kapstadt—Cairo—Aden—Bagdad—Teheran bis Bombay ist geschlossen englisch. Die lang umstrittenen Gebiete Mesopotamiens und Persiens sind der englischen Weltmacht in den Schoß gefallen. Wer den politischen Sinn englischer Kolonialwirtschaft begriffen hat, weiß, daß die politische Sicherung auf dem Wege der Besitzergreifung der Urkräfte des Landes erfolgt. England hat sich denn auch sowohl in Mesopotamien wie in Persien alle ersten und zweiten Konzessionen für den Besitz und die Auswertung der Rohstoffe dieser Länder geben lassen. England hat die Vorhand auf die Oelfelder Mesopotamien-Persiens, die Fruchtebenen Mesopotamiens, das Baumwolland Buchara, die Erze und Kohlen Persiens. Der Bau von Eisenbahnen, alle Verkehrseinrichtungen überhaupt, die diese Schätze erschließen sollen, mußten ihm konzediert werden. Zur Realisierung der Besitztitel fehlt es aber der durch den Krieg überanstrengten englischen Finanz und Wirtschaft an notwendigen Kräften. In England ist man gezwungen gewesen, für die dringendsten orientalischen Wirtschafts-Aufgaben amerikanische Kredite nachzusuchen. Gleichzeitig aber die russische Masse anbohren, das würde heißen, seinen Kredit überspannen. Also hat England ein Interesse daran, sich Rußland „aufzuheben".

Inwiefern wir gezwungen sein sollten, uns den gegenwärtigen englischen Verhandlungen anzuschließen, ist unter diesen Umständen und auch sonst unerfindlich. England dürfte im Gegenteil ein Interesse daran haben, daß wir uns passiv oder gar ablehnend verhalten. Wenn aber die englischen Verhandlungen im Gegensatz zu der hier vorgetragenen Auffassung ernsthaft gemeint sein sollten, dann können sie in der Tat nur die törichte Absicht haben, zu der man sich öffentlich bekennt, nämlich durch die Wiederaufnahme des Handels mit Rußland von dort Güter zu erhalten. In diesem Fall müssen wir uns sagen, daß die englische Absicht nicht zu ihrem Ziel kommen wird und daß wir ein Interesse daran haben, England allein schlechte Erfahrungen machen zu lassen. Die Idee, daß wir zu spät kommen, ist geradezu absurd. Selbst

in einem bürgerlichen Rußland sind weder der Engländer noch der Amerikaner imstande, ohne uns dort zu arbeiten. Sollten sie dies Experiment wagen, so können wir sicher sein, daß sie daran viel Geld verlieren und schließlich doch gezwungen sein werden, uns mitzunehmen. Dies Monopol unserer Stellung in Rußland ist durch die geographische Lage, durch die natürliche Bezogenheit der gegenseitigen Produktionen und durch unsere Erfahrung im russischen Wirtschaftsleben, endlich auch durch unseren relativen Menschenüberfluß hinreichend begründet und gesichert.

Im übrigen wird England heute in seiner russischen Politik von Amerika keineswegs unterstützt. Japan verhält sich sogar vollständig ablehnend. England hat bloß den Zufluß seiner kontinental-europäischen Trabanten, darunter widerwillig genug den Frankreichs. Die französische Haltung gegenüber Rußland war und ist von der Furcht eingegeben, daß Deutschland sich eines Tages an Rußland wirtschaftlich erholen und dadurch wieder zu politischer Macht kommen wird. Alle Politik Frankreichs lebt oder stirbt von der Angst vor der deutschen Revanche für den Gewaltfrieden von Versailles. Daher hat Frankreich mit aller Macht Randstaatenpolitik getrieben, natürlich bürgerliche Randstaatenpolitik, in der Hoffnung, diese bürgerlichen Randstaaten gegen Deutschland ausspielen zu können und zugleich zu verhindern, daß eine neue großrussische Macht sich bildet, die an die Seite Deutschlands treten könnte. Seine Randstaatenpolitik, die übrigens sehr verschieden ist von der mit Hilfe der Küstenstaaten verfolgten englischen Stützpunktpolitik, wird nur schweren Herzens von Frankreich aufgegeben, um der zeitweiligen englischen Direktive folgen zu können. Also auch Frankreich hat kein Interesse daran, daß wir uns mit Sowjetrußland verständigen. Alle übrigen Staaten Europas sind nicht in der Lage, Politik gegenüber Rußland zu treiben, alle übrigen Völker haben die Sehnsucht des Hungers, die Hoffnung, diesen Hunger von Rußland aus zu befriedigen. Nun gut, — diese Hoffnung muß zurückgestellt werden. Im übrigen kennen sie alle nur einen Feind, — den russischen Bolschewismus!

Immer wieder muß gemahnt werden, diesen Feind so ernst zu nehmen, wie er ist, daß der Gedanke, der russische Bolschewismus sei entwicklungs- oder veränderungsfähig, wie man ihn einer dann wahrlich nicht weitsichtigen englischen Politik unterschieben will, eitles und kindisches Spiel ist. Man vergleicht die russische bolschewistische Revolution mit der französischen von 1789 und hofft auf einen Napoleon, der Sinn und Ordnung in sie bringen werde. Aber die französische und die russische Revolution haben nichts miteinander gemeinsam. Die französische Revolution von 1789 war aus dem unterdrückten Geist der europäischen Kultur geboren, die sich durch eben

diese Revolution emanzipierte und vollendete. Es war der Individualismus unserer christlich-germanisch-romanischen Kultur, der mit dem dritten Stand, dem Stand der Bürger, des Geistes und der Unternehmer siegte. Die russische Revolution aber kommt aus Asien, sie ist „fremdenfeindlich“ gegen die Rußland vom Westen bescherte individualistische, kapitalistische Kultur gerichtet, sie beschwört uralte religiöse Vorstellungen Asiens herauf, jene quietistische, arbeitsfeindliche Brüderlichkeit, die der Sinn der chinesischen Weisheit ist. Die bolschewistische Revolution will Europa vernichten, zunächst alles, was europäisch ist in Rußland, und dann das ganze alte Europa, das wieder ohne Rußland, ohne dessen Jugend und Zukunft nicht sein kann. Das weltgeschichtliche Horoskop muß so gestellt werden, daß es sich darum handelt, ob Rußland für Europa und dadurch Europa gerettet, oder ob Rußland in Asien aufgehen und damit auch Europa asiatisiert werden soll. Dann aber ist es unsere Aufgabe, an der Vernichtung des asiatischen Bolschewismus zu arbeiten, nicht aber — uns selbst betrügend — an „Mauserung“ des Bolschewismus zu glauben und feige auf den Napoleon, den Messias der Revolution zu warten, bis es zu spät ist! Wenn man übrigens die russische Revolution in einer allgemeinen und vergleichenden Geschichtsbetrachtung verstehen will, so darf man nur in die russische Geschichte zurückgreifen. Jene große Revolution, die mit dem Tode Iwans des Schrecklichen anfängt und erst mit der Thronbesteigung der Romanows endet, bietet eine erschütternde Parallele zu dem Chaos unserer Tage. Auch damals kämpften um ein revolutionäres Moskau Gegenregierungen und ausländische Mächte mit ewig wechselnden Erfolgen; auch damals kommt aus dem asiatischen Süden Rußlands ein bolschewistischer Prophet mit einem Heere, dem er den Raub an dem Reichtum der Bojaren unter kommunistischen Ideen predigte. Das Ende war die allgemeine Erschöpfung, die einen leichten Sieg der schwachen, aber ehrgeizigen Romanows gestattete.

Der Ausgang der bolschewistischen Herrlichkeit ist ungewiß. Sie kann länger dauern, als sie Lebenskraft hat, weil Europa nicht in der Lage ist, sich zu den kräftigen Schlägen aufzuraffen, die schon heute die Sowjetmacht zertrümmern würden; weil Europa zu uneinig oder zu erschöpft dazu ist, im ganzen, wie jedes seiner Völker allein. Denn wer wollte sich getrauen, das Deutschland von heute ohne einen Angriff der Sowjetmacht zu einem Kriege gegen diese aufzurufen und mit fortreißen zu können? Der Versuch würde erfolglos bleiben. Alles, was wir tun können, ist — nicht zu verhandeln!

Nun wird aber doch verhandelt! Damit wächst die Gefahr ins Riesengroße, zugleich aber die geschichtliche Möglichkeit, der europäischen Mission, die Deutschland gegen-

über Rußland obliegt, gerecht zu werden. Sobald uns nämlich Sowjetrußland, nachdem es Polen niedergeworfen hat, angreift, sind wir gezwungen, ein Heer gegen seine Macht aufzustellen. Nun kann man einen bolschewistischen Feind niemals in reiner Abwehr bekämpfen; im Schützengraben erliegt der Soldat allzu leicht der gegenerischen bolschewistischen Agitation. Nur offensive Abwehr des Bolschewismus kann Erfolg haben. Den Feind schlagen, wo man ihn trifft, verfolgen und abermals schlagen, das wird die Parole sein, wenn ein rotes Heer unsere Grenzen bedroht und wir noch einmal marschieren sollten.

Die große Frage ist nur die, ob wir zur Stunde der Gefahr ein Heer haben werden. Ich wiederhole, daß die ungehinderte bolschewistische Propaganda, die mit den Verhandlungen unserer unfähigen, mit dem Bolschewismus kokettierenden Reichsleitung und Außenpolitik bereits eingesetzt hat, die Widerstandskraft, den Abwehrwillen unseres Volkes untergraben wird. Hiergegen muß mit der Regierung oder gegen sie eine gewaltige Propaganda, Aufklärung aller Parteien und Führer und der breiten Massen des Volkes einsetzen. Wenn der Regierung ein Gewissen schlägt, so kann sie sich wenigstens der Gefahr nicht verschließen, die ihr Verhandeln mit den Bolschewisten heraufbeschwört. Und so ist sie verpflichtet, wenn sie glaubt, um die Verhandlungen nicht herumzukommen, wenigstens die Sicherheiten vorzubereiten, die der Gefahr gewachsen sein können, d. h. schon heute an militärischen Grenzschutz und an die Aufstellung eines Heeres zu denken. Die Mobilisierung einer Freiwilligen-Armee von einer halben Million soll nach fachmännischem Urteil wenigstens acht Wochen kosten. Sie ist uns durch den Friedensvertrag nicht gestattet; daher muß schon jetzt über diesen Punkt in Beziehungen getreten werden zu den Mächten des Vertrages von Versailles. Allzu schwierig dürfte die Aufgabe nicht sein. Die Gegensätzlichkeit der zeitweiligen und der Gesamtinteressen sowohl unter den großen Faktoren der Weltpolitik wie den einzelnen europäischen Mächten eröffnet einer einigermaßen gewandten Diplomatie breite Möglichkeiten. Es muß aber nicht nur die Erlaubnis zur Aufstellung eines Heeres erwirkt werden, es muß Einverständnis, Mitarbeit an der ganzen kommenden Aktion gegen Sowjetrußland erzielt werden. Das Deutschland von heute ist kaum in der Lage, eine moderne Feldarmee von einer halben bis zu einer Million Mann genügend mit allem, was sie braucht, zu versorgen. Kredite und Heeresmaterial (bis zur Bekleidung und Bestiefelung der Truppe) können nur mit Hilfe des Auslandes beschafft werden.

Dabei denken wir nicht eigentlich an eine internationale Aktion gegen Sowjetrußland. Wenn wir alle Verhältnisse sich ruhig auswirken lassen, wird es eine im wesentlichen aus

deutschen Mannschaften bestehende Armee sein, die die Vernichtung der Sowjetmacht zu besorgen, die Moskau zu befreien hat. Es würde sich aber nicht empfehlen, diese Armee als deutsche Macht operieren zu lassen. Die Armee muß sich von vornherein mit einer demokratischen russischen Macht verbünden, sie muß Hilfstruppe einer russischen Regierung sein, einer Regierung, die russisch organisiert ist und sich auf die breiten Massen der bäuerlichen russischen Bevölkerung stützt. Selbst wenn der Oberbefehl de facto in deutschen Händen liegen sollte, darf das um der Sicherheit des politischen Erfolges willen nicht zum Ausdruck kommen. Deutsche Eitelkeit darf uns keinen Streich spielen. Im übrigen haben wir in diesem Kriege leider bewiesen, daß wir uns als „Befreier" nicht besonders eignen. Die Fehler von 1914/15 dürfen ebenso wenig nochmals gemacht werden, wie die Fehler der Aktion von Koltschak, Judenitsch und Denikin, denen die Regierungsmacht: Vertrauen der Bevölkerung, Organisation und die notwendigen technischen und militärischen Hilfsmittel mehr oder weniger gefehlt hat.

Der Sommer 1920 wird die Krise der europäischen Geschichte bringen. An dem Verhältnis von Rußland und Europa wird sich herausstellen, ob wir in eine neue Zukunft, die uns nur mit einem demokratischen Rußland blühen wird, hineingehen oder den asiatischen Tod sterben werden. Rettet Europa Rußland, dann wird das große Spiel der weltgeschichtlichen Faktoren wieder aufleben, in dem, wie eingangs gezeigt, auch uns eine Rolle zufallen wird, wenn wir es verstehen, uns vom Objekt der Politik, vom willenlosen „Gebiet der offenen Tür", zum Subjekt, zum weltpolitischen Willen, emporzuringen.

***

Ein vergessener Baltendichter: Alexander von Sternberg

von Dr. Joachim Kühn

Berühmte Baltendichter, Baltendichter, die über die Grenzen ihrer engeren Heimat hinaus bekannt geworden sind und im literarischen Leben Deutschlands eine Rolle gespielt haben, lassen sich an den Fingern herzählen. Um so merkwürdiger berührt es da, daß einer der begabtesten baltischen Schriftsteller des neunzehnten Jahrhunderts, der sich mit Pantenius und Keyserling in den Ruhm teilen darf, die Ostseeprovinzen in der deutschen Literatur am erfolgreichsten vertreten zu haben, Alexander von Sternberg, im Lauf der Jahre so gut wie verschollen ist. Sein hundertster Geburtstag, sein fünfzigster Todestag ist selbst im Baltikum vorübergegangen, ohne daß auch nur ein Winkelblättchen an ihn erinnert hätte, eine Gesamtausgabe seiner Schriften ist nie versucht worden, seine Originalausgaben sind bibliographische Seltenheiten, seine Persönlichkeit ist ausgelöscht, und doch hat er ein literarisches Erbe von dreißig, vierzig Bänden hinterlassen, die seinerzeit verschlungen worden sind und die noch heute keineswegs so verblaßt sind, daß sie die Vergessenheit verdienten, die sich mit grausamer Unterschiedslosigkeit auf sie herabgesenkt hat.

Freilich: ganz unverschuldet hat Sternberg dieses Los nicht getroffen. Er hat sich aus der sogenannten Popularität nie etwas gemacht, er war ein Aristokrat und Reaktionär vom Scheitel bis zur Sohle, und wenn er schrieb, so schwebte ihm ein sehr exklusiver Leserkreis vor — die große Welt der Biedermeierzeit. Ihre Langeweile, ihren Weltschmerz, ihre Blasiertheit zu überwinden galt ihm für das höchste Ziel; einen Dandy vom Schlage des Fürsten Pückler mit einer Novelle um einen Spazierritt zu betrügen, eine große Dame mit einem phantastischen Märchen um ihre Nachtruhe zu bringen oder in irgendeiner feudalen Gesellschaft im Mittelpunkt der Unterhaltung zu stehen, war ihm der süßeste Lohn seines Schaffens, und darum hat er nie den Widerhall im ganzen Volke gefunden, der allein imstande ist, dem flüchtigen Ruhm der Stunde Dauer zu verleihen. Er hat seine reichen Gaben verschwendet, um den launenhaftesten und abgelebtesten Kreisen der Nation unentbehrlich zu werden; um ihre Gunst zu erhalten, hat er immer wieder das augenblicklich Packende dem bleibend Wertvollen vorgezogen, und darum ist sein Ruhm verflogen, als die vormärzlichen Salons ihre Pforten schlossen, um dem Zeitalter der Maschinen und Dorfgeschichten Platz zu machen.

Das genügt aber doch nicht, um Sternbergs dauernde Vergessenheit zu rechtfertigen. Im Gegenteil. Gerade weil er ausschließlich für die reaktionäre Welt der Biedermeierzeit schrieb, gerade weil er seine Romane, Novellen und Märchen aus ihrem Anschauungskreise heraus entwickelte und in belesenem Eklektizismus für ihren Geschmack zurechtstutzte, gerade darum sind sie mit der Zeit zu kulturhistorischen Dokumenten geworden, die das gesellschaftliche Leben, den ästhetischen Horizont dieser versunkenen Welt in reizvollen Bildern und Proben widerspiegeln. Die letzte Wahrheit freilich, die den Gesellschaftsroman zum historischen Roman umwandelt, sobald die Gegenwart, in der er spielt, zur Vergangenheit geworden ist, die absolute Ehrlichkeit und Farbentreue, die dem gleichzeitigen Realismus der Franzosen und Engländer eigen ist, das alles geht Sternberg ab; er hat sich von Tieck und George Sand, von Gresset und Crébillon beeinflussen lassen, ohne die eigene Note zu wahren, und das hat ihm von vornherein eine entscheidende Rolle versagt. Der Grund dazu liegt aber doch weniger in ihm selbst als in den Verhältnissen, die seine besten Jahre beengt und beeinträchtigt haben. Er selber hat darüber nur das gesagt, was er gesagt wissen wollte; er hat sich also am liebsten als feudalen Müßiggänger geschildert, der es gottseidank nicht nötig hat, am literarischen Treiben des Tages teilzunehmen; er hat seine Schriften als Einfälle hingestellt, die zum großen Teil des inneren Zusammenhangs, der inneren Notwendigkeit entbehren; er hat damit der zeitgenössischen Kritik Vorschub geleistet, die seine „proteushafte" Produktivität hervorhob, ohne zwischen gewollten und gemußten Schriften zu unterscheiden und den Stufengang der letzteren zu erfassen. Er hat sein Leben lang gegen sich selbst konspiriert, weil es ihm spießig schien, seine literarische Arbeit ernst zu nehmen, und weil er andererseits zu stolz und zu eitel war, die pekuniären Hemmungen zuzugeben, die einer reineren Ausbildung und Zielsetzung seines Wollens entgegenwirkten. Daß er in seinen besten Jahren das bittere Los des mittellosen Literaten getragen hat, der sein Talent in aufreibender Tagesarbeit zu Tode hetzen muß, weil er sonst sein Hotelzimmer, seinen wattierten Ueberrock und seine Lackschuhe nicht bezahlen könnte, daß er jahrzehntelang die Forderungen des Büchermarktes, die Wünsche der Salons mit seinen eigenen hochgespannten Zielen zu vereinigen gestrebt hat bis es zu spät war, das alles hat er verschwiegen. Und doch liegt gerade in dieser doppelten Zwangslage der eigentliche Grund, weshalb er trotz seiner bedeutenden Begabung, trotz seiner Stellung im literarischen Leben seiner Zeit schließlich doch nur „ein gewisser Sternberg" geworden ist, „von dem", wie Heinrich Laube in seinen Erinnerungen versichert, „jetzt niemand mehr weiß".

Die folgenden Blätter wollen zunächst versuchen, die über seinem Lebenswerk liegende Quarantäne zu heben und ein gewisses Interesse für seine Persönlichkeit, sein Schaffen an ihre Stelle zu setzen. Von einer Biographie im eigentlichen Sinne des Wortes, einer Schilderung des Kreises, in der er sich bewegte, ist dabei abgesehen worden, hat er doch selbst in seinen „Erinnerungsblättern", die kürzlich in einer zusammenfassenden Ausgabe erneuert worden sind*), eine Schilderung seines Milieus und seiner Zeit gegeben, die nicht überholt werden kann. Die vorliegende Studie stellt sich vielmehr die Aufgabe, eine Ergänzung der „Erinnerungsblätter" nach der kritischen Seite hin zu bieten. Wurde dort das Leben und das Schaffen des Schriftstellers lediglich dazu benutzt, eine bunte Fülle bezaubernder Gesellschaftsbilder aneinanderzureihen, so soll es hier im Vordergrund stehen und in einer möglichst scharf umrissenen Zeichnung zusammengefaßt werden. Als Unterlage dient dabei auf der einen Seite die lange Reihe seiner Werke, seiner Aufsätze und Vorreden, auf der andern Seite neben den hier und da verstreuten Notizen und Rezensionen der Zeitgenossen die aufschlußreichen Briefe, die er an Ludmilla Assing und vor allem an Apollonius von Maltitz gerichtet hat. Sie liegen im Nachlaß Varnhagens von Ense auf der Berliner Staatsbibliothek und werden für diese Arbeit zum erstenmal benutzt.

Alexander von Sternberg hieß im bürgerlichen Leben Alexander Freiherr von Ungern-Sternberg, stammte also aus einem alten baltischen Geschlecht, das seit dem dreizehnten Jahrhundert in der Geschichte der Ostseeprovinzen eine hervorragende Rolle spielt und mit den andern großen Häusern des Landes, den Tiesenhausens, Uexkülls, Rosens, Vietinghoffs. Stackelbergs aufs engste verwandt und verschwägert ist. Sein Vater, der Baron Friedrich von Ungern-Sternberg, gehörte als Landrat der Provinz Estland, als Herr auf Noistfer und Meister vom Stuhl der Loge Isis in Reval zu den angesehensten Vertretern der estländischen Ritterschaft, seine Mutter stammte gleichfalls aus alteingesessenem Adel, sie war eine geborene Gräfin von Manteuffel. Als neuntes Kind dieses Paares kam Alexander von Sternberg am 22. April 1806 auf Noistfer bei Reval zur Welt. Es war das ein altersgrauer Feudalsitz, der mit seinen Gärten und Wirtschaftsgebäuden in meilenweite Kornfelder eingebettet lag; der Zauber patriarchalischen Herrentums umwehte ihn, und patriarchalisches Herrentum trat dem Knaben auch in Reval entgegen, wo sein Vater im Namen des Zaren die Provinzialverwaltung leitete. Das brachte ihn früh auf den Gedanken, einer regierenden Schicht anzuge-

*) Alexander von Sternberg, Erinnerungsblätter aus der Biedermeierzeit, herausgegeben und eingeleitet von Joachim Kühn, Potsdam-Berlin, Gustav Kiepenheuer, 1919.

hören, und dieser Gedanke machte ihn allmählich zu dem, was er in den besten Jahren seines Lebens mit unkluger Selbstverständlichkeit zur Schau getragen hat — einem Junker, einem „Aristokraten des Wappens“. „Geboren und erzogen in einem Lande, wo es nur Adel und Bauern gibt, wo die Keime der niederen Stände nur vom Boden des Adels ihr Wachstum und ihre Kraft beziehen“, hat er selber später bekannt, „war es da ein Wunder, daß ich nicht Aristokrat, sondern nur Junker wurde? Die drei Provinzen, die Rußland sich von Schweden nahm, sind in sich einig, die Vorrechte, die ihr Adel besitzt, bis auf den letzten Blutstropfen zu wahren. Dieser eine starke Gedanke hält sie fest und bildet ihre Nationalehre. Ein livländischer Edelmann ist ein Edelmann per excellence, ebenso ein kurischer, ein estländischer. Siebzig Jahre zurück war dieses Junkertum so grotesk ausgebildet, so kolossal fratzenhaft in seinen Formen, daß der deutsche Junker dagegen ein strebsamer Anfänger genannt werden konnte, höchstens der pommersche ihm ebenbürtig zur Seite stand. Man lese die ergötzlichen Schilderungen, die Kotzebue entworfen und die der Wahrheit sehr nahe kamen. In einem solchen Lande ist die Aristokratie des Wappens die einzige denkbare Aristokratie“.

Und noch eins ging Sternberg schon in seiner ersten Jugend in Fleisch und Blut über: der Hang zum Romantischen und Uebersinnlichen, der in den winkligen Gassen von Reval, den spukhaften Ruinen und Schlössern des Hinterlandes die reichste Nahrung fand. Die düstere Sagenwelt der estnischen Bevölkerung, die von der Dienerschaft überliefert wurde, die Bestände der väterlichen Hausbücherei in Noistfer, die Hoffmann und Fouqué, Brentano und Arnim, vor allem aber Kotzebue und Tieck in vollständigen Ausgaben enthielt, taten ein übriges, um den phantastischen Geschmack des Knaben zu steigern und zu vertiefen. Schließlich kam hinzu, daß eine gewisse atavistische Veranlagung zu einer solchen Geistesrichtung von vornherein in ihm vorhanden war. Daß Sternbergs Vater Freimaurer war, ist schon erwähnt worden; nachzutragen ist, daß sein Großvater und Urgroßvater Pietisten gewesen waren; eine Schwester des Urgroßvaters war in Herrnhut gestorben, eine Schwester des Großvaters zog gleichfalls dorthin; ein Bruder des Vaters lebte als eine Art Missionar in Südrußland. Die mystischen Elemente, die hier und da in Sternbergs Erzählungen hineinragen, gehen zweifellos auf diese familiengeschichtlichen Anregungen und Erinnerungen zurück.

Mit vierzehn Jahren siedelte Sternberg aus dem väterlichen Hause nach Dorpat über, wo ein Oheim lange Jahre in hohen juristischen Aemtern tätig war. Er besuchte dort von 1821 bis 1826 das Gymnasium. Zu dieser Zeit starb der Vater, und Sternberg trat damit unter die besondere Obhut

des Oheims und eines Schwagers, der als Sekretär der Rentkammer bei der Universität angestellt war. In Sternbergs nächster Zukunft wurde durch diese Wendung freilich nichts geändert. Der Vater hatte aus ihm einen Diplomaten machen wollen; der Oheim wünschte gleichfalls, ihn im Zivildienst des Zaren zu sehen; beide Programme setzten juristische Studien voraus, und so belegte Sternberg staatswissenschaftliche und volkswirtschaftliche Vorlesungen. Allerdings beschränkte sich seine Teilnahme an diesen Veranstaltungen auf das Belegen; im übrigen waren sie ihm gleichgültig oder zuwider; stattdessen hörte er Kollegien über Geschichte, über Aesthetik, über Logik — „der Merkwürdigkeit wegen", wie er später bekannte, „wo ich aber bald fortblieb", — über Staatskunst — „die ich auch bald schwänzte", — und endlich über Philosophie, die anscheinend im Schellingschen Sinne vorgetragen wurde. Das alles war seiner „eigentümlichen Richtung" angemessener als trockene Pandekten und Ukassammlungen, die er eigentlich durchzuarbeiten gehabt hätte. Sternberg hatte nämlich bereits auf dem Gymnasium entdeckt, daß er eine künstlerische Ader habe; mit vierzehn Jahren hatte er neben zahlreichen Gedichten nicht weniger als sechs Trauerspiele verfertigt, daneben waren mehrere Hefte mit ansprechenden Bleistiftstudien und Aquarellen entstanden, und wenn er sie auch im stillen Pult verschloß und nicht einen Augenblick daran dachte, später einmal als Dichter oder Maler hervorzutreten, so waren sie doch symptomatisch für eine innere Entwicklung, die notgedrungen zu ganz anderen Ergebnissen führen mußte als zu einem kaiserlich russischen Staatsrat oder Gesandten. Der Oheim sah das voraus und der Schwager gleichfalls; sie suchten daher die erwachende Produktionslust ihres Schützlings in mäßigen Grenzen zu halten. Den heranwachsenden jungen Mann konnten sie aber natürlich nicht dauernd am Zügel führen, und so mußten sie erleben, daß er eines Tages als Literat vor die breiteste Oeffentlichkeit trat. Eine in seiner Vaterstadt Reval verlegte schöngeistige Zeitschrift — Schleichers „Esthona" — brachte 1828 eine geschichtliche Erzählung aus seiner Feder, „Das Russenlager vor Narva", 1829 folgten zwei weitere Novellen, „Der unterirdische Gang" und „Die Postkutsche"; gleichzeitig erschienen in Neus „Inländischem Dichtergarten" Gedichte, Romanzen und Balladen, und das alles bewies, daß der jüngste Sproß des verstorbenen Landrats einer ganz unstandesgemäßen Leidenschaft zuneigte, die Staat und Gesellschaft als eine bedenkliche und kompromittierende Schaustellung empfanden und jedenfalls in keinem Falle unterstützten.

Immerhin war Sternberg damals selber noch viel zu tief in den Vorurteilen seiner Kaste befangen, um wirklich an eine literarische oder künstlerische Laufbahn zu denken. Wenn er

schrieb, so tat er das als vornehmer Dilettant; wenn er zeichnete, so geschah das zur Unterhaltung, zur Befriedigung seiner erwachenden Eitelkeit. So ließ er sich nach Vollendung seines gleichgültig abgesessenen Trienniums widerstandslos nach Petersburg schicken, wo er nun auch praktisch in den juristischen Staatsdienst eingeführt werden sollte. Das Schicksal hatte aber doch anders über ihn bestimmt; es führte ihn in das Haus des Staatsrats Joukoffsky, der mit dem Dorpater Oheim in enger Fühlung stand, und Joukoffskys Stellung in der literarischen Welt, seine Dichtungen und Uebersetzungen, seine abgeschliffene Persönlichkeit ließen Sternberg nicht unberührt. Allmählich ertappte er sich auf dem Versuch, die Wünsche seines Oheims mit seiner Begabung in Einklang zu bringen, er arbeitete auf eine Anstellung in irgendeinem gelehrten oder rein literarischen Fache des Staatsdienstes hin, und Joukoffsky, der ja als Verfasser der russischen Zarenhymne und als Erzieher des späteren Zaren Alexander II. eine einflußreiche Stellung bei Hofe einnahm, sollte ihm dabei behilflich sein. Ehe es aber zu einer Aussprache mit Joukoffsky kam, entdeckte dieser von sich aus die malerischen Fähigkeiten seines jungen Gastes, ließ sich seine Skizzenbücher zeigen und legte diese der regierenden Kaiserin Alexandra Feodorowna vor; und diese fühlte sich daraufhin bewogen, dem jungen baltischen Baron aus ihrer Privatschatulle ein Reisestipendium zu bewilligen, das seine künstlerische Ausbildung vollenden sollte.

Maler werden! Sternberg hatte an diese Möglichkeit noch viel weniger gedacht als an die Schriftstellerei.*) Aber das Stipendium war da; daß er sich in der üblichen Laufbahn des russischen Tschinownik nicht wohl fühlen würde, war ihm mit der Zeit selber klar geworden; überdies erhielt er auf diese Weise Gelegenheit, Deutschland zu sehen, das ihn als Heimat seines Lieblingsdichters Tieck magnetisch anzog; und da er als Stipendiat der Kaiserin seiner feudalen Würde nichts vergab, so ließ er sich ihre Gnade gefallen. Die Dorpater Verwandten, die Mutter in Reval, die Schwester auf Noistfer dachten ähnlich. Sascha konnte auf diesem Wege Hofmaler werden, Galeriedirektor, Kammerherr, er konnte sich bei der Kaiserin, den Großfürstinnen unentbehrlich machen, konnte sie porträtieren, konnte ihnen Kostüme und Masken-

*) Nach der in der „Baltischen Monatsschrift“ Band 70 veröffentlichten Darstellung Falcks, deren Quellen nicht angegeben werden, hätte Sternberg schon in Dorpat daran gedacht, Maler zu werden, und der Oheim hätte diesen Plan begünstigt, da es ihm noch immer lieber gewesen wäre, seinen Neffen als Maler statt als Schriftsteller zu sehen. Joukoffsky, der sich damals in Dorpat aufgehalten hätte, wäre der gleichen Ansicht gewesen und hätte Sternberg, nachdem er Erzieher der kaiserlichen Kinder geworden war, 1830 nach Petersburg berufen. Die obige Darstellung beruht auf Sternbergs eigenen Angaben in dem Taschenbuch „Penelope“ (Jahrgang 1846, S. X).

anzüge entwerfen: da ließ man ihn, als er den Ausbruch der furchtbaren Choleraepidemie von 1831 zum Vorwand nahm, um die letzten Formalitäten zu beschleunigen, beruhigt in die Fremde ziehen. Obwohl sich sein Schicksal etwas ungewöhnlicher gestalten würde als das bisherige Schicksal der Familienmitglieder, blieb er doch ein Ungern-Sternberg, und das war schließlich die Hauptsache.

Wie Sternberg in Lübeck landete, wie er nach Dresden kam und dort im Anschluß an einen Schwarm literaturbegeisterter Landsleute, die den hergebrachten Rundgang durch die Dresdener Salons machten, auch im Tieckschen Kreise Eingang fand, wie er dann in Begleitung des Maler-Archäologen Otto von Stackelberg die Flucht vor der Cholera fortsetzte, wie er über Nürnberg nach Mannheim reiste, wo er für den nächsten Winter Wohnung nahm und — wahrscheinlich auf Empfehlung eines in Dresden ansässigen Sippenvetters, des badischen Geheimrats und Hoftheaterintendanten Wilhelm von Ungern-Sternberg — im Salon der verwitweten Großherzogin Stephanie von Baden die huldvollste Aufnahme fand, das alles hat er in seinen „Erinnerungsblättern" mit sicherer Feder selbst geschildert. Was er nicht erwähnt, ist die geistige Klärung, die damals in ihm vorging, die Fixierung seines inneren Menschen, der sich immer eindeutiger — wenn auch immer noch nicht ganz ausgesprochen — als Schriftsteller zu empfinden begann. Daß die fürstliche Stellung, die Tieck in der Dresdener Gesellschaft einnahm, an dieser Fixierung teilgehabt hat, scheint so gut wie sicher, wenn sich auch in Sternbergs Aufzeichnungen nichts darüber vorfindet. Ein Kaffeehaus mit emsig notierenden Literaten, eine dürftige Redaktionsstube oder ein ungeheiztes Arbeitskabinett hätte ihn jedenfalls nicht gerade ermutigt, die literarische Laufbahn einzuschlagen. Daß er sie von ihrer glänzendsten Seite kennen lernte, daß er den vergötterten Meister in großartigen Verhältnissen vorfand, hat ihn sicherlich in seinen folgenden Entschlüssen nicht unwesentlich beeinflußt.

In Mannheim hat Sternberg den Rest des Jahres 1831 und mit Ausnahme einiger Monate, die er zu einer Reise nach Genf benutzte, auch den größten Teil des folgenden Jahres zugebracht; Monate voll rastloser Rezeptivität, die seinen Gesichtskreis mit bleibenden Eindrücken persönlicher und politischer Natur befruchteten. Die freisinnige Voraussetzungslosigkeit der süd- und westdeutschen Gesellschaft, die ihm in scharfem Gegensatz zu den Petersburger und Dorpater Verhältnissen in den Mannheimer Salons entgegentrat, die führende Stellung, die der liberale Großkaufmann, der jungdeutsche Journalist in diesen Zirkeln einnahm, die verfallene Majestät des Rheinstromes, die Ruinenhaftigkeit der badischen

Rokokoschlößchen, die er auf ausgedehnteren Ausflügen in die Umgebung kennen lernte, die politische Bewegtheit der Zeit, die in diesem Wetterwinkel des Deutschen Bundes mit besonderer Gewalt auf ihn eindrang, das alles packte und zerrte an seinen Nerven, strebte nach Stellungnahme, nach Gestaltung und Entladung. So entstand der Roman: „Die Zerrissenen", eine phantastische Szenenfolge, die einen Fürsten, seine Geliebte, seine Braut, seinen Narren, einige Maler, Freigeister und Sonderlinge durcheinanderwirrt, ohne in eine klare Handlung einzumünden. Was sie schildern will, ist die Spannung, die zwischen den aristokratischen Lebensformen der großen Welt von damals — den Lebensformen des noch immer als maßgebend und bezaubernd empfundenen achtzehnten Jahrhunderts — und den demokratischen Forderungen des neu heranbrechenden bürgerlichen, kattunenen Zeitalters aufklaffte. Die Angehörigen der großen Welt, die zwischen diesen beiden unüberbrückbaren Gegensätzen zerrieben werden, die dem einen Zeitalter nicht mehr huldigen dürfen und dem andern noch nicht huldigen wollen sind die „Zerrissenen", an denen dieses Schlagwort — freilich in einem ironischen Nebensinn — als bleibende Bezeichnung haften blieb.

Sternberg hat später über seine erste größere Erzählung gesagt, sie spiegele die aufgeregte Zeit ihrer Entstehung, ihre Affektation, ihre wirklichen und gemachten Sympathien wieder, sie sei eine unfertige und schülerhafte Improvisation, die geschrieben zu haben er bedauere; in seinem Mannheimer Kreise habe das Buch keinen Anklang gefunden; nur die Heidelberger Studenten hätten es gelesen. Das ist sicherlich zu scharf geurteilt. Tatsächlich haben die „Zerrissenen" zu ihrer Zeit gewaltiges Aufsehen erregt und ihrem jungen Verfasser mit einem Schlage einen bekannten Namen eingetragen. Als sie im Mai, Juni und Juli 1832 bruchstückweise im Stuttgarter „Morgenblatt" erschienen, dem führenden Familienjournal des Cottaschen Verlages, mit dem Sternberg seit dem Herbst 1831 in Fühlung getreten war, da wurden sie noch vor der Ausgabe in Buchform von der zeitgenössischen Kritik besprochen und empfohlen, als handele es sich um ein neues Meisterwerk der deutschen Literatur. Selbst die norddeutsche Presse schloß sich der allgemeinen Entdeckerfreude an, und der sonst so skeptische Gubitzsche „Gesellschafter" brachte in seiner kritischen Beilage vom 25. Juni eine seitenlange Besprechung, in der begeistert hervorgehoben wurde, daß es erfreulich und tröstlich sei, wenn bei dem literarischen Treiben der Gegenwart Männer wie A. Sternberg aufträten, die ihre Zeit von einem künstlerischen Standpunkt auffaßten und in künstlerischer (zeitgenössischer und neuer) Form wiedergäben. Die Sprache sei keck und bezeichnend, Gedanken, Bilder und Vergleiche würden jeden Augenblick verschwendet, nie aber unnütz, sondern stets

die Virtuosität des Verfassers kundgebend, „der alle und jegliche Mittel zu Gebote stehen“, und was die geschilderten Charaktere anlange, so seien sie zwar zerrissen, „zerrissen aber in allen Eigenschaften der Zeit. Sie sind geistreich und humoristisch zersplittert, ihre Witzeleien unterhalten schmerzlich; sie sind genußsüchtig, aber sie genießen das Abgeschmackte, denn sie haben zuviel vom Baume der Erkenntnis genossen, um noch eines reinen Genusses fähig zu sein; sie sind lebensüberdrüssig, mit Sünde und Verbrechen ein leichtfertiges Spiel treibend, denn sie würden zu schwächlich sein, Ernst daraus zu machen, sie sind weise und wahnsinnig zugleich, wie etwa Hamlet es sein könnte, wenn er kein Prinz von Dänemark sondern ein deutscher Privatmann wäre, wie etwa Jacques und andere melancholische Narren des Shakespeare sich jetzt zeigen dürften. Obwohl nun der Verfasser weder Kraft, Größe, noch Erhabenheit schildern durfte, vielmehr ganz diesem entgegengesetzte Eindrücke bezweckte, liest man seine Gemälde mit Lust und Erbauung, freilich beide in künstlerischem Sinne.“ Nur eine Besorgnis könne der Rezensent nicht unterdrücken, und diese gehe dahin, daß die im „Morgenblatt“ mitgeteilten Bruchstücke nie zu einer Novelle zusammenwachsen würden. Das sei um so bedauerlicher, als die größten Prosawerke der neueren deutschen Literatur — Goethes „Wilhelm Meister“, Schillers „Geisterseher“ und Tiecks „Sternbald“ — gleichfalls Fragmente geblieben seien.

Die schmeichelhafte Form dieser Aufnahme hat Sternberg dazu veranlaßt, seine Verpflichtungen gegen die Kaiserin in den Hintergrund zu schieben und statt dessen an neuen literarischen Entwürfen zu schmieden. An sich ein Wagnis, mußte er sich doch bei einiger Selbsterkenntnis gestehen, daß sein Erfolg nicht nur ihm zugute zu schreiben war sondern auch der politischen Lage und vor allem Tieck, dessen Vorzüge und Schwächen in den „Zerrissenen“ bis auf die Unklarheit der Gesamtkomposition, die Vernachlässigung der Handlung, die Einschiebung langer polemischer Gespräche wiederkehrte; im übrigen begreiflich, da ein vereinzelter Versuch jedenfalls nicht dazu ausreichte, die Grenzen seiner Begabung zu erkennen. Dazu kam das Entgegenkommen, das ihm Cotta und Schwab, der gefeierte Herausgeber des „Morgenblattes“, an den Tag legten; dazu kam ferner eine unbestreitbare Dosis persönlicher Eitelkeit, die ihm von jeher eigen gewesen war; und so siedelte er im Winter 1832 auf 1833 nach Stuttgart über, wo er zunächst vorübergehend, vom Herbst 1833 ab endgültig Wohnung nahm. Sein Hauptverkehr wurde damals Schwab, der ihm mit Rat und Tat zur Seite stand, indem er den jungen Hausfreund seine neu entstehenden Novellen im Familienkreise vorlesen ließ und auf unterlaufende Schwächen aufmerksam machte; wenn Sternberg von Stuttgart abwesend war, besorgte er den

Verkehr mit Cotta und erledigte die für ihn bestimmten Korrekturbogen.*)

In dieser Weise sind in den folgenden drei Jahren neben zahlreichen kleineren Erzählungen und Märchen drei weitere große Novellen entstanden, die sich mehr oder minder berechtigt als Fortsetzungen der „Zerrissenen" ausgaben: 1833 „Eduard", der unmittelbar an die Geschehnisse der ersten Novelle anknüpfte, ohne ihren inneren Gehalt zu erreichen, im Sommer 1834 „Lessing", eine Literaturnovelle, deren ausgelassener Held mit dem gesetzten Verfasser der „Miß Sara Sampson" nur den Namen gemein hat, und im Herbst 1834 „Molière", eine Erzählung aus der Zeit Ludwigs XIV., in der eine durchschnittliche Liebesgeschichte mit der Aufführung des „Tartüffe" und den letzten Lebensjahren seines Schöpfers ziemlich willkürlich zusammengesponnen wurde. Der künstlerische Wert dieser Bücher reichte in keinem Falle an den der „Zerrissenen" heran, und wenn sich auch die Kritik nach wie vor außerordentlich nachsichtig aussprach — Wolfgang Menzel urteilte beispielsweise über den „Lessing", „er gehöre unstreitig zu den besten Produktionen in diesem Fach" —, so ließ sich doch nicht verhehlen, daß sie im Grunde genommen von Sternberg mehr erwartete als Leihbibliotheksfutter. Um so ungeteilter äußerte sich der Beifall der reaktionären Salons, denen Sternberg seit den „Zerrissenen" als ihr Hauspoet erschien, weil seine bewußte Abkehr von den demokratischen Tendenzen des jungdeutschen Zeitgeistes, sein eleganter Stil, seine gepflegte Unterhaltungskunst dem herrschenden Tone der großen Welt entgegenkam; eine gefährliche Gunst, die mit der Zeit zur farblosen Glätte, zur Effekthascherei und ästhetisierenden Frivolität verleiten mußte, wenn es nicht gelang, an die lebendigen Kräfte der Nation Anschluß zu finden. Sternberg durchschaute das allmählich. Andererseits ging ihm nach und nach die Einsicht auf, daß seine bisherigen Schriften nicht so sehr aus schöpferischem Drange als aus Nachahmungstrieb entstanden waren; er mußte zugeben, daß Theodor Mundt nicht unrecht hatte, wenn er ihn um jene Zeit in einer Kritik des „Literarischen Zodiacus" als „geistreichen Tieckianer" abtat; und wenn er auch von sich aus geltend machen konnte, daß

*) Klüpfel berichtet in seiner Schwab-Biographie (Leipzig 1858), Sternberg sei Anfang 1832 nach Stuttgart gekommen, durch einen Freund aus Nürnberg an Schwab empfohlen; er müßte in diesem Falle von Mannheim gekommen und nach Erledigung seiner Geschäfte dorthin zurückgekehrt sein. — Den Sommer 1833 verlebte er jedenfalls in Baden-Baden, wo er auch den folgenden Sommer zubrachte (vergl die Vorrede zu dem Roman „Wilhelm", Berlin 1849). Von Stuttgart aus unternahm er kleine Reisen nach Wien und Oberitalien: „Rom wollte ich nicht sehen, Paris durfte ich nicht sehen; es war damals ein für alle Russen verbotener Aufenthalt" („Penelope" 1846, S. XII).

ihn mit dem Dresdener Altmeister tatsächlich eine tiefe innere Verwandtschaft verband — beide waren ja Norddeutsche, die immer mehr mit dem Kopf als mit dem Herzen fühlen, wenn sie sich auch noch so romantisch gebärden —, so genügte doch die Erkenntnis ihrer Wirkung, um mit der Zeit eine Reaktion in ihm hervorzubringen. Nach und nach faßte er den Entschluß, seine Zelte abzubrechen und nach Estland zurückzukehren. Was diesen Entschluß zur Reife gebracht zu haben scheint, ist die Tatsache, daß sich um jene Zeit die Vermögensverhältnisse seiner Familie entscheidend verschlechterten; die Zuschüsse wurden knapp, das Stipendium der Kaiserin hörte auf; es mußten Schulden gemacht werden, und diese Schulden wurden immer bedrohlicher, da Sternberg nie zu rechnen gelernt hatte. Da war es am besten, sich loszureißen, ehe die wirkliche Not begann. Er hatte einen schönen Traum geträumt; er hatte sich einen Namen erworben, der ihn daheim zu einer Sehenswürdigkeit machen mußte; nun war es an der Zeit, sich zu „rangieren". Wenn man dreißig Jahre alt geworden ist und von Hause aus einen alten Namen trägt, der alle literarischen Lorbeeren von vornherein aufwiegt, so läßt man sich an dieser Art von Glorie genügen.

Die Nachricht, daß seine Mutter schwer erkrankt sei, beschleunigte seinen Aufbruch; Mitte 1836 reiste er von Stuttgart ab. In Swinemünde erfuhr er aber, daß die Mutter schon gestorben sei, und das veranlaßte ihn zunächst dazu, ein paar Monate in dem kleinen Hafenort Aufenthalt zu nehmen. Was nun tun? Trotz dieses Schlages nach der Heimat zurückkehren? Nach Petersburg reisen, um sich dort um eine Staatsstellung zu bewerben? Er kam zu keinem Entschluß. Währenddessen begann es in seinem Innern von neuem zu gären und zu arbeiten. Seit längerer Zeit trug er sich mit dem Plane, einen Roman zu schreiben, der die versunkene Pracht der Rokokozeit zu neuem Leben erweckte; von Baden-Baden und Mannheim aus war er wiederholt in Schwetzingen gewesen, dessen verwachsener Park mit seinen zerfressenen und bemosten Marmorbildern, eingesunkenen Weihern, altersgrauen Badetempeln und Moscheen sein zerrissenes Herz mit melancholischer Gewalt gefangen genommen hatte. Häufige Ausflüge hatten ihn auch nach Favorite geführt, dem entzückenden Lustschloß bei Rastatt, in dem die badischen Markgrafen residiert hatten. Hier war das Jahrhundert jung gewesen, das er mit zunehmendem Heimweh als *sein* Jahrhundert betrachtete; hier hatte das gelebt, was er im prosaischen Gewirr seiner eigenen Zeit immer bitterer vermißte: ein einheitlich durchgebildeter, aristokratischer Lebensstil, der Schönheit und Esprit über alles stellte; ein Lebensstil ohne die moralindurchtränkte Philisterhaftigkeit der Gegenwart, die nur an Unnatürlichkeit, nicht an Sittlichkeit gewonnen hatte. Die psychologischen und

landschaftlichen Elemente dieser versunkenen Welt von neuem heraufzubeschwören schien ihm eine verführerische Aufgabe; mochte sie immerhin frivol erscheinen, wenn sie nur der Sehnsucht des Dichters Ausdruck gab, wenn sie ihn nur von den Gestalten und Gedanken entband, die er seit Jahren mit sich herumtrug!

In dieser Stimmung reiste Sternberg von Swinemünde ab: zunächst nach Berlin, weil er in der großen Stadt am einsamsten zu leben hoffte; von dort nach Weimar, das denn doch am meisten zum Musensitz prädestiniert war. Dort ist nun das Buch niedergeschrieben worden, das Sternberg wiederholt als den eigentlichen Ausgangspunkt seiner Schriftstellerlaufbahn bezeichnet hat — der Roman „Galathee". „Von da an trat ich als eigentümlich literarische Gestaltung ein", hat er später erzählt. „Jeder Autor sollte hierin ehrlich sein, denn jeder kann es, und offen bekennen, welches Buch er geschrieben, endlich ohne Krücken und Stützen, die ihm von Schule und Autorität noch überliefert worden. Es liegt ein sehr erlaubter Stolz darin, den Zeitpunkt anzugeben, wo man endlich Herr im eigenen Hause wurde. Der Kommis, der im großen Handlungshause Goethe dient, macht vielleicht glänzendere Geschäfte, aber er arbeitet nicht mit der Freudigkeit und dem Stolze, mit dem der untergeordnete kleine Handelsherr arbeitet, der über seiner Tür die eigene Firma angeschlagen hat."

„Galathee" ist im wesentlichen eine Briefnovelle; schwärmerische Herzensergießungen wechseln mit novellistisch abgerundeten Selbstbekenntnissen, von Zeit zu Zeit ergreift der Erzähler selbst das Wort, um mit wenigen Sätzen den Fortgang der Ereignisse anzudeuten. Der Stil des Vortrages ist überall von starker Geschlossenheit, in der Schilderung einer Mondnacht im Frühling, einer Morgenstimmung im Hochsommer steigert er sich zu hoher Schönheit. Der Subjektivität der Form entspricht die Handlung. Robert von St. Cyr, ein Kavalier, der nach vielseitigen Kriegs- und Liebesabenteuern im Gefolge eines deutschen Prinzen der Favorite einen Besuch abstattet, lernt dort die junge Gräfin Galathee kennen, ein blühendes, seelenvolles Geschöpf, das sein müdes, enttäuschtes Herz mit neuer Sehnsucht erfüllt. Die Sehnsucht wächst bald zur Leidenschaft, er wirbt um ihre Neigung und setzt seine Bemühungen auch dann fort, als er erfährt, daß sie bereits einem andern versprochen ist. Und Galathees unerfahrenes Herz findet nicht die Kraft, seine Werbung zurückzustoßen: an einem gewitterschwülen Nachmittag wird sie die seine, und als der Verlobte aus dem Auslande, wo er einen Posten nachgesucht hat, heimkehrt, findet er seinen Platz besetzt. Ein Duell ist die Folge dieser Entdeckung; es kostet ihm das Leben, trennt aber auch die beiden Liebenden, die schuldbewußt von einander Abschied nehmen um sich nicht eher miteinander zu vereinigen, als

bis sie den erschütternden Eindruck dieser Katastrophe überwunden haben. Robert geht nach Südfrankreich; es hält ihn aber nicht; er muß nach Favorite zurück, und dort tritt nun eine Wendung in seinem Geschick ein. Wie ihn seinerzeit Galathee entflammte, so setzt ihn jetzt eine junge, hübsche, lebhafte Frau, die Gräfin Melicerte, in Brand; obwohl sie an Galathee nicht heranreicht, weiß sie doch allmählich das Bild der Geliebten zu verdrängen, und während diese in der Ferne ihre Ruhe wiedergewinnt, zieht ihn Melicerte immer tiefer in ihre Netze. Endlich entschließt er sich, seine Verlobung zu lösen; Melicerte läßt sich scheiden und ist bereit, ihm die Hand zu reichen, stellt aber die Bedingung, und hier liegt der eigentliche Beweggrund ihrer Koketterie, daß er zum Katholizismus übertritt. Melicerte ist nämlich nichts anderes als ein Werkzeug des Paters Jerome, eines unheimlichen Jesuiten, der die in Favorite residierende Markgräfin mit düsteren Flagellantenkünsten beherrscht, und wenn sie Robert in ihren Bann zieht, so soll sie damit der Ecclesia militans eine neue Seele erkämpfen. — Während der Verlobungsfeier geht ein nahes Schloß, in dessen Umgebung Galathee sich zurückgezogen hatte, in Flammen auf, die Krankheit, an der sie seit ihrer Trennung von Robert dahinsiechte, nimmt eine entschiedene Wendung, sie stirbt, und Robert bricht herbeieilend an ihrem Lager zusammen. Eine freudlose Ehe mit Melicerte folgt, dann geht er gebrochen in ein Kloster, um in strenger Selbstkasteiung den Frieden zu suchen, den ihm die Liebe versagt hat.

Sicherlich hat Sternberg in dieser Erzählung viel, sehr viel Eigenes gegeben: die religiösen Tendenzen des Helden, seine Hinneigung zur mystischen Farbenpracht des Katholizismus, sein Verlangen mit der Jugend abzuschließen, seine Sehnsucht, „nicht mehr weiter zu zehren von Gütern, die er nur geraubt, nicht erworben hatte“, — alles das entsprach der verzweifelten Stimmung, die Sternberg seit Stuttgart mit sich herumtrug. Der Anspruch indessen, mit diesem Buch in seinem eigenen Hause Herr geworden zu sein und über der Tür die eigene Firma angeschlagen zu haben, der Anspruch blieb unbegründet. Und das war schließlich selbstverständlich. Eine literarische Laufbahn läßt sich nicht so oft beginnen wie man möchte; wenn ein Schriftsteller als „Tieckianer“ und „Salonpoet“ abgestempelt worden ist, so muß er sehr triftige Gegenbeweise liefern, um eine Revision dieses Urteils durchzusetzen, und dazu war Sternberg nicht in der Lage. Er war nun einmal ein Schüler Tiecks, der aus seiner Haut nicht mehr herauskonnte; er sprach wie Sternbald, ob er es nun wollte oder nicht; eine eigene Schule zu gründen, war er nicht in der Lage; und wenn er sich tatsächlich von der Gedankenwelt und Darstellungsweise seines Meisters losmachte, so geschah das höchstens mit dem Erfolg,

daß er sich anderen Vorbildern näherte, denen er dann in durchaus selbständiger Weise folgte, aber eben doch folgte. Beweis die beiden Bände, die er nach Veröffentlichung der „Galathee“ von Weimar aus erscheinen ließ, der Roman „Psyche“ und die Satyre „Palmyra oder das Tagebuch eines Papageis“.

„Psyche“ hat neben den „Zerrissenen“ und „Galathee“ Sternbergs Ruf als Lieblingsschriftsteller der eleganten Welt recht eigentlich begründet, obwohl er sie in den „Erinnerungsblättern“ totgeschwiegen hat; sie sollte ursprünglich der „Galathee“ an die Seite treten, wurde aber unter dem Einfluß von George Sand, deren erste Romane damals in Deutschland verschlungen zu werden begannen, ein Verführungs- und Ehebruchsroman echt französischer Observanz. Die Fabel ist in Kürze die folgende: In einem jungen ungarischen Aristokraten erwacht während eines Urlaubs, den er auf dem Landsitz seines Pflegevaters, eines verabschiedeten deutschen Generals, zubringt, eine tiefe Neigung zu seiner Pflegeschwester, einer mimosenhaften jungen Frau, die seit einigen Jahren einem österreichischen Rittmeister die Hand gereicht hat. Er sucht diese Neigung zu unterdrücken, sein Blut ist aber stärker, und als er bei der endlichen Ankunft des Rittmeisters gewahr wird, daß die einsame junge Frau seine Leidenschaft erwidert, ohne daß sie sich selbst darüber klar wäre, versteckt er sich eines Abends in ihrem Gemach und schließt sie glühend in seine Arme. Das zerreißt den Schleier, der bisher die Verhältnisse verhüllt hatte: die junge Frau erkennt wie die Psyche des Apulejus, daß sie nicht in den Armen ihres Gatten ruht sondern an der Seite Amors, und damit bricht ihre ahnungslose Reinheit zusammen. Ihre Ehe stürzt nach; eine Scheidung ist die Folge; da sie katholisch ist, wird sie nie dem Geliebten die Hand reichen können, sie wird ihn aber zu edlen Taten entflammen und ihm aus der Nacht dieser jugendlichen Verirrung den Weg zum Ruhme zeigen. Soweit das Stoffliche. Was das (im höheren Sinne) Stilistische anlangt, so gehört „Psyche“ zum besten, was Sternberg überhaupt geschrieben hat. Die Milieuschilderung ist hervorragend; niemals ist das Leben auf einem deutschen Edelsitz der Biedermeierzeit mit eleganteren Strichen geschildert worden als in diesem Buch; niemals sind typische Erscheinungen der Zeit — die emanzipierte Weltdame, die mit Rahel und George Sand in aller Anmut ihr eigenes Leben zu leben wünscht, der reifere Offizier, der in den kriegerischen Jahren seiner Jugend viel zu viel herumgeworfen worden ist als daß er sich nun im Leben zurechtfinden könnte, der verweichlichte Diplomat, dessen Interessen über Austernpasteten und Stickereien nicht hinausgehen, der alte Exzellenzherr, der geistig noch vollkommen in den Zeiten des ancien régime wurzelt und in seiner Selbst-

herrlichkeit, seiner Galanterie eine bereits verschollene Welt vertritt, — niemals sind diese Typen plastischer und erlebter hingesetzt worden als in diesem Roman. Die führende Kritik der Zeit hat denn auch der „Psyche“ ein glänzendes Zeugnis ausgestellt, und wenn sie auch mit gutem Recht rügte, daß Sternberg seine Helden — Damen wie Herren — etwas reichlich viel reiten lasse, so hat sie ihn doch gerade anläßlich dieses Romans mit Lob überschüttet. „Es ist bekannt, daß Herr v. Sternberg unfähig ist, etwas Geistloses zu schreiben“, ließ sich damals selbst Gutzkow vernehmen; „Herr v. Sternberg steht unter allen neueren Novellisten Tieck am nächsten und übertrifft ihn sogar, wo es sich um Entfaltung einer reichen Lebenserfahrung handelt. Herr v. Sternberg ist in der Geschichte und in der höheren Gesellschaft weit mehr zu Hause als Tieck, der nur die unteren und mittleren Volksklassen kennt und von den Salons nur diejenigen, wo über Kunst und Literatur gesprochen wird. Herr v. Sternberg kennt auch diejenigen Salons, wo man sich über das Avancement eines Offiziers von der Garde, über eine Heirat oder das jüngste Modekupfer mit demselben Eifer unterhalten kann, der Tieck überkommt, wenn seine Figuren von Camoens, Shakespeare und Pergolese sprechen... Sein Stil ist nach den besten Mustern gebildet und weiß die feine Präzision, durch welche er sich früher (in den „Zerrissenen“, im „Lessing“ usw.) auszeichnete, jetzt durch einen größeren Abandon, durch Flüssigkeit und eine etwas ausgeschriebene Gewandtheit zu ersetzen.“ Nur eins fand Gutzkow wirklich zu tadeln: die Tieckische Kälte, die in diesem Buche zum ersten Male unverhüllt zutage trat. „Das warme, edle, menschliche Gefühl schlägt nie mit einer nur etwas sichtbaren Flamme aus seinen Menschen und Situationen heraus; so daß man ihn, nächst Tieck, vielleicht den frivolsten jetzt lebenden deutschen Schriftsteller nennen muß. Daß seine Frivolität dabei auf Anstand hält, liegt ganz im Charakter jener Epoche des vorigen Jahrhunderts, in welche Herr v. Sternberg sich verliebt hat. — Auch das Beleidigende, welches für mein Gefühl in der unbedingt immer nur vornehmen Sphäre der Sternbergschen Novellistik liegt, mag wohl nicht jeder nachempfinden.“

Die gleichen Vorzüge und Schattenseiten wie „Psyche“ zeigt auch „Palmyra oder das Tagebuch eines Papageis“, nur daß hier nicht George Sand Pate gestanden hat sondern Gresset, der graziöse Schöpfer des abenteuernden Papageien Vert-Vert. Palmyra plaudert in diesem Buche über alle möglichen Erlebnisse bei allen möglichen Menschen; launige und bissige Schilderungen wechseln darin mit Märchen und Plaudereien über literarische Gegenstände; Bildungsschwindel, Schriftstellereitelkeit und gesellschaftlicher Hochmut werden mit anmutiger Unverfrorenheit an den Pranger gestellt, und ob-

wohl die „ironische“ Form des Buches, die Unterbrechung der Erzählung durch hoffmanneske „Makulaturblätter“ einen geschlossenen Eindruck nicht aufkommen läßt, so gehört „Palmyra“ doch zu den amüsantesten Literaturpamphleten, die damals veröffentlicht wurden.

Freilich: autochthon im engen, literarhistorischen Sinne war sie ebensowenig wie die „Psyche“, und darum versuchte Sternberg nach ihrer Veröffentlichung noch einmal, etwas wirklich Eigenes zu geben. Daß sein Talent in dieser Beziehung Grenzen hatte, hatte er damals noch immer nicht eingesehen — vielleicht weil er es nicht einsehen wollte, weil er die Katastrophe dieser Erkenntnis, die seiner feudalen Schriftstellerei den Schimmer des Luxuriösen abstreifen mußte, so lange als möglich hinauszuschieben suchte. Und darum brachte das Jahr 1838 den letzten und originellsten Versuch, die bisherige Abstempelung rückgängig zu machen. Es ist das die Veröffentlichung des Märchens „Fortunat“.

Wie bereits erwähnt wurde, hatte Sternberg von jeher für Märchen geschwärmt. Seine Feindschaft gegen den Rationalismus des jungen Deutschlands, sein Verhältnis zu Tieck, sein Umgang mit Kerner und Schwab hatte diese Geschmacksrichtung nur vertieft, und so hatte er neben seinen großen Novellen eine ganze Reihe graziöser kleiner Feen- und Spukgeschichten veröffentlicht, die in den 1837 bei Cotta herausgegebenen „Schiffersagen“ eine vorläufige Zusammenfassung erfuhren. Als diese erschienen, war er bereits über den üblichen Märchenstil der Spätromantik hinausgewachsen. Die anhaltende Beschäftigung mit der Literatur des achtzehnten Jahrhunderts hatte ihn zu Crebillon und Diderot geführt, und da war ihm aufgegangen, daß er persönlich mit dem Märchen seines Meisters Tieck nur wenig zu tun hatte. Die kindliche Lust am Wunderbaren und Nochnichtdagewesenen, die da phantastische Blüten trieb, schien ihm auf die Dauer gemacht, verlogen und verstimmend. Was die Zeit seiner Ansicht nach verlangte, was ihm selbst als Salonmenschen viel näher stand, war das sehr bewußte, satirische und frivole Märchen, das in den Salons der Rokokozeit geblüht hatte. Sollte es sich nicht wieder auffrischen lassen? Fehlte es nicht geradezu in einer Zeit, die dem achtzehnten Jahrhundert (seiner Vorstellung nach) so ähnlich sah wie die damalige Gegenwart? So entstand die Geschichte von dem blonden Pagen Fortunat und seinen drei Kameraden, die den Hof von Famagusta verlassen müssen, weil sie über den Zahn der Fee Urquelle nicht genügend orientiert sind; auf dem Wege zur Küste laufen sie einer gutmütigen alten Fee in die Arme, die ihnen zum Lohn für einen Liebesdienst ein Glückssäckel, ein Zauberhütlein, einen Verjüngungstrank und eine alles durchdringende Zauberbrille schenkt, und nun entfaltet sich die Handlung zu einem allerliebsten Kunter-

bunt von unversieglicher Laune und schmelzender Farbenpracht, das von Cypern in die Provence und von dort auf die Insel des Magiers Tomogiston führt, bis es schließlich nach tausend natürlichen und übernatürlichen Abenteuern nach Cypern zurückkehrt, wo der junge Held mit seiner unterwegs gewonnenen kleinen Magelone den Thron besteigt – eine reizende Neubelebung altfranzösischer Märchenträume, die mit der alten, zuletzt von Tieck verarbeiteten Volkserzählung von Fortunat und seinen Söhnen höchstens einige Aeußerlichkeiten gemein hat. Hier und da huscht die Erzählung freilich ins Zweideutige hinüber: da baut sich ein Felsensofa auf, das die fatale Eigenschaft besitzt, Knaben in Mädchen und Mädchen in Knaben zu verwandeln, sobald sie sich zum Schlafe darauf niederlassen; da gibt es ferner eine Prinzessin, die zur Strafe für ihre Prüderie in eine Hose verwandelt worden ist; sie erhält beim Betreten des Zauberreiches ihre eigentliche Gestalt zwar wieder, der Held hat sie aber gerade an und sieht sich daher im Augenblick ihrer Rückverwandlung des notwendigsten Kleidungsstücks beraubt, und die arme Prinzessin — —. Nichtsdestoweniger gehört „Fortunat" zu den erfreulichsten Erzeugnissen der deutschen Märchenliteratur, das sich neben den Tieckschen Phantasiestücken als glitzernde Rarität behauptet, und gleichzeitig bedeutet er in Sternbergs Schaffen einen Höhepunkt, der später nicht wieder erreicht worden ist.

Als diese Erzählung zwei Jahre nach der „Galathee" bei Brockhaus erschien, mag Sternberg eine Salve des fröhlichsten Beifalls erwartet haben; es war seine und nur seine Schöpfung, wie er ausdrücklich betonte; „hier, wußte ich, kam kein moderner Dichter, am wenigsten die George Sand mir nach"; nun mochte die Kritik entscheiden. Und sie entschied — freilich in einem anderen Sinne, als er erwartet hatte. Hier nur eine Stimme — die Stimme des Berliner „Gesellschafters", der sechs Jahre früher das Erscheinen der „Zerrissenen" mit begeisterter Anerkennung begrüßt hatte. Was er heute zu sagen hatte, war vernichtend. Er habe geglaubt, führte er aus, eine tiefere Beziehung auf Zeit und Zustände suchen zu dürfen; er sei aber nicht auf seine Rechnung gekommen. „Fast kann ich mich des Gedankens nicht erwehren", fuhr er im Anschluß an diese pedantische Feststellung fort, „daß Sternbergs Glanzperiode schon vorüber; das Schmerzliche dieses Gefühls hat indes seine Neuheit leider schon verloren; denn dies Schauspiel kometenartigen Aufschwingens und schnellen Sinkens, wenigstens indifferenten Stillstehens, sahen wir leider schon bei Vielen, und zwar bei einzelnen, Sternberg an Geist und Talent nicht unähnlichen Autoren. Die erfreulichste Seite wäre dem vorliegenden Werk genommen, wenn wir es nicht als eine Gabe leichter Art betrachteten, die vielleicht nur deshalb dem Verfasser selber als Erholungsarbeit gedient haben mag, und nach

welcher Sternbergs Talent sich aufrichten und dort fortschreiten wird, wo er bisher das Vortrefflichste geleistet, im modernen Genre aus dem höheren Leben des Adels, der, zwischen Kultur und Herkommen schwankend, seinem Talent eine ungeheure Ausbeute geben kann."

Kurz und gut, die Kritik zeigte sich zum ersten Male ungnädig; wo Sternberg einen Fortschritt beabsichtigt hatte, sah sie einen Stillstand, wo er einen Aufschwung gewollt hatte, stellte sie einen Rückschritt fest. Statt dessen legte sie ihm nahe, Gesellschaftsromane zu schreiben, Erzählungen im Stile der „Psyche", die er nur ungern unter der Feder hatte, weil sie mit seiner eigentlichen Begabung seiner Meinung nach nichts zu tun hatten. Das war bitter, — doppelt bitter wenn man berücksichtigte, daß Sternberg die Versuche der letzten Jahre gegen seinen eigenen Vorteil unternommen hatte. Seine finanzielle Lage hatte sich nämlich mittlerweile unerträglich gestaltet; seine Schulden waren seit Stuttgart lawinenartig gewachsen; sein elegantes Auftreten in Weimar, wo er in engster Fühlung mit dem Hofe stand, die kostspieligen Passionen, die er dort an den Tag legte, waren nicht dazu angetan gewesen, an diesem Verhängnis etwas zu ändern. Wenn er trotzdem noch einmal um rein künstlerische Lorbeeren gerungen hatte, so hatte das von einem unverwüstlichen Glauben an sein Können und an seinen Stern gezeugt. Immerhin konnte dieser Kampf nicht ins Unendliche fortgesetzt werden. Der gefälligste Freund wird verstimmt, wenn ein Ende des Kreditgewährens nicht abzusehen ist. Und so sah sich Sternberg zuguterletzt doch noch gezwungen, die Waffen zu strecken. Eine Welt hochgespannter Hoffnungen und Erwartungen muß damals in ihm zusammengebrochen sein. Sein großer Ehrgeiz erwies sich als Täuschung. Was davon übrig blieb, war ein grollender Entschluß — der Entschluß, trotz allem mit der Feder über Wasser zu bleiben und bei einer vermehrten Produktion einen möglichst anständigen Durchschnitt zu wahren.

(Fortsetzung folgt.)



Die Geschichte einer Cid-Uebersetzung

von Heinz Amelung

Im März 1802 sandte Sophie Mereau an Schiller folgende Anfrage*): Ich erhielt vor kurzem die Nachricht, daß in irgend einem gelehrten Blat eine Bearbeitung des Cid von Ihnen angekündigt sei. Da ich es aber nicht selbst gesehen u. nichts bestimmtes davon erfahren konnte, so beschlos ich, Sie. lieber Herr Hofrath, selbst zu fragen, ob diese Nachricht gegründet sei. Denn auch ich hatte schon längst diese Arbeit im Sinn; aber obgleich der Anfang bereits gemacht ist, so würde ich doch bei einem solchen Mitarbeiter groses Bedenken tragen, sie fortzusetzen.

Hochachtend bin ich
Sophie Mereau.

Sogleich antwortete Schiller**):

Lassen Sie Sich ja, meine wertheste Freundin in der Bearbeitung des Cid nicht stören. Zwar hatte ich unter den vielerlei Einfällen, die man hat, auch einmal diesen mit diesem abgelebten Stücke dem vielle cour einen Versuch zu machen ob es zu beleben wäre, weil es auf einer interessanten Situation ruht, aber an die Ausführung ist noch nicht gedacht worden und es kostet mir nichts darauf zu resignieren.

Mit Vergnügen will ich Ihnen die Idee, die ich dabei gehabt. mittheilen, wenn Sie sie mit Ihrem Plan vereinigen können.

Mit Hochachtung
d. Ihrige
Schiller.

An Goethe berichtete er voll Eifer am 20. März 1802: „Madame Mereau sagte mir, daß sie den Cid des Corneille bearbeite; wir wollen suchen auf diese Arbeit einigen Einfluß zu gewinnen, um wo möglich eine Acquisition für das Theater dadurch zu machen."

Im Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe ist von dieser Sache dann nicht mehr die Rede; die beiden Dichter werden mündlich weiter darüber gesprochen haben. So viel scheint sicher zu sein, daß Schiller tatsächlich nicht bloß Einfluß auf die Arbeit genommen, sondern sogar stark an der Uebertragung mitgewirkt hat. Darauf lassen die vielen Aenderungen und Verbesserungen in der noch erhaltenen Handschrift schließen, die ich demnächst herausgeben werde.

---

*) Als Nr. 56 der „Briefe an Schiller" veröffentlicht von Otto Güntter im Marbacher Schillerbuch. II. Tübingen 1907. S. 354.

**) Schillers Briefe. Hg. von Fritz Jonas. Stuttgart o. J. VI, 370.

Daß Schiller der Dichterin Sophie Mereau seine werktätige Unterstützung lieh, war nichts ungewöhnliches. Er hatte sich für ihr poetisches Talent schon interessiert, als sie noch die Braut seines ihm befreundeten Kollegen, des Professors Mereau in Jena war. Am 16. Januar 1792 schrieb Mereau (in einem bisher ungedruckten Briefe) voll Freude an Sophie: „Es ist recht hübsch von Schiller, daß er darauf bedacht ist, Dir Deinen ersten Schritt in die litterärische Praxis so angenehm als möglich zu machen.“ Die junge, wirklich begabte Dichterin durfte sich auch fernerhin des kritischen Rates und Urteils Schillers erfreuen, der ja eine ganze Anzahl ihrer Dichtungen zuerst in seinen Zeitschriften und Almanachen veröffentlichte. Goethe gegenüber, der der „kleinen Schönheit“ ebenfalls wohl wollte, machte er gelegentlich die Bemerkung: „Unsere Freundin Mereau hat in der Thal eine gewisse Innigkeit und zuweilen selbst eine Würde des Empfindens, und eine gewisse Tiefe kann ich ihr auch nicht absprechen. Sie hat sich bloß in einer einsamen Existenz und in einem Widerspruch mit der Welt gebildet.“ Arnim tat recht, als er nach Sophiens frühem Tode Auszüge aus den in ihrem Nachlaß gefundenen „sehr väterlichen“ Briefen, die Schiller „an eine junge Dichterin“ geschrieben hatte, in seiner „Zeitung für Einsiedler“ zum Abdruck brachte, „nicht, um mit einem berühmten Namen zu prangen, sondern um ein belehrendes Beispiel zu geben, was Kritik sein kann, wenn sie ein frommes Geheimnis zwischen zween, keine feile Öffentlichkeit ist.“

Nach Schillers Rat im einzelnen hat Sophie Mereau also eine gründliche Durcharbeitung ihrer Uebersetzung vorgenommen, und sein Urteil ist der Arbeit gewiß oft zugute gekommen. Es vergingen allerdings anderthalb Jahre, bis das Stück nach der Meinung Sophiens nunmehr reif für die Oeffentlichkeit wurde. In dieser Zeit hatte sich die Dichterin nur dann und wann mit dieser ihrer Arbeit beschäftigt; andere Pläne nahmen sie in Anspruch, sie war im Dezember 1802 nach Weimar übergesiedelt, dann hatte sie Clemens Brentano, ihren glühenden Verehrer, wiedergesehen und wiedergefunden und mit ihm sich verlobt. Bevor sie nun für immer aus Thüringen Abschied nahm, wünschte sie auch ihren „Cid“ abgeschlossen und an der rechten Stelle untergebracht zu sehen. Darüber erfahren wir näheres aus ihrem Briefe an den Bräutigam vom 14. September 1803: „Gestern schrieb ich wegen meines Stücks an Schiller; er kam selbst zu mir, und brachte den ganzen Nachmittag bei mir zu. Wir lasen das Stück und er sagte, daß es in einigen Wochen aufgeführt werden sollte. Wir besezten die Rollen gemeinschaftlich und waren sehr lustig; doch hat er mir versprochen, meinen Namen zu verschweigen, und außer ihm und Dir soll niemand etwas davon wißen. Ich muß nun aber wegen der Aufführung noch manches darinn

verändern, und daß ist mir leider wieder eine neue Arbeit. Auch bitte ich Dich, als mein Orakel, zu dem ich in allen Fällen meine Zuflucht nehme, mir einen wohllautenden, spanischen, dreisilbigen weiblichen Namen zu verschafen, den ich anstatt Chimene setzen kann, denn dieser will Schiller durchaus nicht gefallen." In einem langen Brief vom 22. September antwortete Brentano aus Frankfurt: „Du hast mitten in Deinem Brief einen kleinen Trohn ganz hoffärtig aufgeschlagen, auf dem Du mit Schiller breit sizzest, Gott segne die Aufführung Deines Stücks, daß sie so gut ist, wie Deine, daß es viele Liebhaber finde, und doch so einfach und lieb bleibe, wie Du und daß es sich einem guten Herzen besonders hingebe und es erquicke, wie Du." Dann nannte er ihr zur Auswahl acht spanische Frauennamen.*)

Zwei Monate später verließ Sophie Mereau Weimar, ohne daß es zur Aufführung oder auch nur zur endgültigen Annahme des „Cid" beim Weimarer Theater gekommen wäre. Ob die Angelegenheit einfach unentschieden blieb, oder ob Goethe, trotzdem Schiller sich so bestimmt ausgesprochen hatte, das Stück abgelehnt hat, wissen wir nicht. Sicher ist nur, daß die Uebersetzerin ihre Handschrift mitgenommen hat und nicht etwa bei Schiller oder beim Theater zurückließ. Als nämlich kurz nach ihrer Heirat aus Wien eine Aufforderung zur Mitarbeit an einem geplanten Journal „Artistisch-Litterärische Blätter" seitens eines alten Bekannten, Friedrich Ludwig Lindner, sie erreichte, sandte sie außer einer Novelle den „Cid" ein. Aber auch auf diesem Wege gelangte das Werk nicht in die Oeffentlichkeit. Dann nach dreiviertel Jahren, am 19. September 1804, mußte Lindner auf eine energische Mahnung und Anfrage folgenden (hier zuerst veröffentlichten) Brief schreiben:

„Es thäte Noth, meine verehrte liebenswürdige Freundin, Ihnen lange Geschichten ausführlich zu erzählen, um Sie nur einigermaßen in den Stand zu setzen mein bisher gegen Sie beobachtetes Schweigen mir nicht als eine Schuld anzurechnen; denn Ihr Unwille thut mir weh, um so mehr da ich Entschuldigungen für mich zu haben glaube, wenn ich mir auch kein Verdienst daraus machen kann, daß ich die Feder nicht zur Hand genommen habe, um Ihnen das Schicksal Ihrer eingesannten Schrifften zu melden. Das Journal ist nicht zu Stande gekommen, unerwartete Hinderniße zeigten uns gleich im Anfange was wir für die Zukunft würden zu erwarten haben, und da einige der eingetretenen Schwierigkeiten der Art waren, daß sie erst nach Jahren gehoben werden konnten,

*) Briefwechsel zwischen Clemens Brentano und Sophie Mereau. Hg. von Heinz Amelung. Leipzig, Insel. Verlag 1908. I 168f. und 189.

so unterblieb einstweilen die ganze Unternehmung. Ich bemühte mich daher den Cid an die hiesige Theaterdirektion zu verkaufen. Die Herren aber welche über die Annahme eines Stücks zu entscheiden haben, sind entweder so sehr mit Geschäften überhäuft, oder befinden sich so wol bey ihrer angewohnten Langsamkeit, daß man oft ein Jahr und drüber warten kann bis man eine erklekliche Entscheidung erhält. Da ich indeß mit einigen persönlich bekannt bin, so dürfte ich hoffen durch öfteres Antreiben und Nachfragen eher einen Entschluß aus ihnen herauszupreßen. Dennoch hat man mich mehrere Monate von einer Woche zur andern vertröstet. Zu dem kam daß verschiedene Gründe mich bestimmten die Sommermonate auf dem Lande zuzubringen; ich kam nur selten in die Stadt, und da es in Wien überhaupt schwer ist die Leute zu Hause anzutreffen, so hatte ich oft Gelegenheit manchen vergeblich Gang zu machen. Endlich hat man mir vor etwa vierzehn Tagen das Stück wieder zurückgegeben, mit dem Bedauern daß der vielen darin enthaltenen Schönheiten ungeachtet, man es bey einigen Zweifeln über den Effect auf hiesiger Bühne, die ein eigengestimmtes Publikum hat, besonders wegen der Ohrfeige, die das Hauptmotiv der Handlung ist, zur Aufführung nicht annehmbar finde. Da ich Ihnen, im Fall das Trauerspiel hier gegeben worden wäre, dafür hätte 40 bis 50 Dukaten schicken können, so wollte ich die Entscheidung der Direkzion erst abwarten ehe ich Ihnen das Nähere meldete. Ihren lezten Brief vom 20ten August, erhielt ich erst vor wenigen Tagen. — Da nun das Journal schon vor der Geburt gestorben, und die Theaterdirekzion keinen Muth hat, so habe ich noch einmal mit Schreyvogel Rücksprache über Ihre eingesannten Manuscripte genommen. Da er mit hiesigen Buchhändlern in genauer Verbindung steht, so ist er gesonnen Ihre Arbeiten in Verlag zu bringen, nur wünscht er vorher Ihre Bedingungen zu wißen. Wäre das Journal zu Stande gekommen, so hätten Sie ein größeres Honorar dafür erwarten können, da eine Zeitschrift ihrer Natur nach einen größeren Absaz sich versprechen darf. Seyn Sie also so gütig mir Ihre Meinung hierüber zu melden, und auch ob neben dem Cyd die Novelle unter einem gemeinschaftlichen Tittel oder jedes für sich gedruckt werden soll. Meiner Meinung nach könnte die leztere vielleicht als ein Neujahrsgeschenk herausgegeben werden. Ich erwarte hierüber Ihre Befehle, und verspreche die schnellste Antwort.

Ich wage es um Ihre gütige Nachsicht und um die Fortsezung Ihrer mir so theuern Freundschaft zu bitten. Leben Sie so glücklich und vergnügt als Ihr schönes Gemüth es verdient.“

Man kann sich eines Lächelns nicht erwehren, wenn man die Begründung der Burgtheaterdirektion liest, denen Corneilles

Trauerspiel offenbar unbekannt war. Sophie Brentano verzichtete auf Schreyvogels Verlagsangebot, obwohl ihr inzwischen eine andere Anknüpfung auch mißlungen war. Es hat sich nämlich in ihrem Nachlaß auch der Brief einer Buchhandlung aus Altenburg (ihrer Heimatstadt) vom 13. August 1804 vorgefunden:

„Ihren geehrten Brief vom 6. Aug. haben wir gestern zu erhalten das Vergnügen gehabt, und danken Ihnen verbindlichst für Ihren gütigen Antrag, von dem wir aber leider keinen Gebrauch machen können, indem eine 7. bis 8. [Bogen] starke Bearbeitung des Cid, so passend sie auch an sich für einen Almanach wäre, sich doch wegen ihrer Länge für den beschränkten Raum eines Almanachs nicht wohl eignen dürfte. Dagegen würden uns kleine Erzählungen, Gedichte, und andere Aufsätze sehr willkommen seyn, und wir bitten daher noch Einmal um Beiträge dieser Art zu unserm Almanach."

Die Niederschrift des „Cid" gelangte von Wien wieder in die Hände der Uebersetzerin, die nun wohl die Lust verloren hatte, sich weiter um die Veröffentlichung ihres Stückes, sei es im Druck, sei es auf der Bühne, zu bemühen. So blieb ein Werk, an dessen innerer Vollendung Schiller regen Anteil genommen, dem er wenigstens einen Hauch seines Geistes eingeflößt hat, im Nachlaß der früh verstorbenen Dichterin verborgen. Ob es nach mehr als einem Jahrhundert nun noch den nicht unverdienten Weg auf die Bühne finden wird?

***

Reform der deutschen Rechtschreibung

von Dr. Konrad Hentrich

Unter den mannigfachen Reichskonferenzen, die uns die Umwälzung beschert, befindet sich eine, die sich mit der Reform der deutschen Rechtschreibung beschäftigen soll. Von den andern, die meist eine Einheit erst zu schaffen haben, unterscheidet sie sich dadurch, daß sie eine schon bestehende ihrer Form nach zu vervollkommnen, und das heißt in diesem Falle zu vereinfachen hat. Denn die einheitliche Regelung der Rechtschreibung in Deutschland und den andern Ländern deutscher Zunge ist seit langem durchgeführt.

Zunächst erhebt sich die Frage, ob die Reform nötig ist. Wenn man die deutsche etwa mit der englischen und französischen Rechtschreibung vergleicht, so fällt das weit bedeutendere Zurückbleiben der letzteren hinter der Sprachentwicklung sofort in die Augen. Schrift- und Lautbildgleichungen mit der Diskrepanz, wie sie z. B. englisch business=bisnäss, delight=dilait, dirt=döet; französisch roi=rwa, heureusement=örösmañ, tilleul=tijöl aufweisen, hat das Deutsche nicht. Und wenn man bedenkt, mit welcher Zähigkeit man in England und Frankreich sich gegen eine Annäherung des Schriftbildes an den Lautkomplex bisher gesträubt hat, so müßte man die Frage verneinen. Auch die von unverbesserlichen Optimisten stets wieder von neuem ins Feld geführte Hoffnung, daß eine Vereinfachung der deutschen Sprache in Rechtschreibung und selbst grammatischer Form und Syntax zu ihrer Verbreitung wesentlich beitragen würde, ist als eitel abzulehnen. Denn nicht in ihrer sogenannten Leichtigkeit oder Schwierigkeit in Lautbildung und grammatischem Gefüge (Einschätzungen, die sehr oft objektiver Prüfung nicht standhalten!) liegt ihre Ausbreitung bedingt, sondern in der politischen oder kulturellen Weltgeltung ihrer Träger. Römische Machtstellung hat vor zwei Jahrtausenden Latein, britische in den letzten Jahrhunderten Englisch zur Weltsprache gemacht; politische Geltung zuerst, die während ihrer erzeugte Wertschätzung französischer Kultur dann hat der französischen Sprache zu ihrer international gesellschaftlichen Stellung verholfen. Die von Dirr, Süddeutsche Monatshefte 1916, Augustheft, mitgeteilte Aeußerung des Sprachgelehrten Bréal, „On apprend bien mieux une langue quand on croit monter que quand on croit descendre“ trifft den Nagel auf den Kopf. Immerhin ist zuzugeben, daß eine Vereinfachung der Verbreitung des Deutschen etwas förderlich sein kann; eine wesentliche Rolle wird sie dabei indes nicht spielen. So sind es denn nicht äußere Gründe, die zu einer

Reform drängen. Dafür gibt es aber innere, die aus der Sache selbst entspringen!

Die Schrift ist nach ihrem Ursprunge das optische Mittel der Apperzeption des Lautbildes im Fall der Unmöglichkeit akustischer Uebertragung, anders ausgedrückt: das sichtbare Bild (das sie in eigentlichstem Sinne ursprünglich wohl meist war), das im Subjekt auf dem Wege über den nach Uebung unbewußt assoziierten Lautkomplex die zu übermittelnde Vorstellung hervorruft. Diese praktisch als Einheit zu wertende Gleichsetzung von Schriftbild und Lautkomplex wird allerdings nach Uebung stets augenblicklich sein, auch wenn beide so auseinander klaffen wie in den oben angeführten englischen und französischen Wörtern; denn das Schriftbild wirkt dann stets als Ganzes, nicht mehr in seinen einzelnen Teilen, den Buchstaben, — ebenso wie die Zweizahl, Dreizahl, Vierzahl usw. leicht übersichtlicher und als Gesamtheit faßbarer Gegenstände je nach der Uebung nicht erst synthetisch, sondern unmittelbar als Ganzes, als Einheit begriffen wird. Aber die Erreichung dieses Zustandes erfordert um so mehr Zeit- und Kräftevergeudung, je größer die Differenz zwischen dem tatsächlichen Lautbestande und dem entsprechenden Schriftbilde ist; — man muß dem Elementarunterricht in England beigewohnt haben, um sich davon ein rechtes Bild zu machen! Vor allem aber, und das ist das Wesentliche, ist es grundsätzlich nicht einzusehen, warum nicht die größtmögliche Uebereinstimmung hergestellt werden soll zwischen, wenn auch nicht substantiell, gleichen Dingen, die ständig für einander einzutreten bestimmt sind. Von rein prinzipiellem Standpunkte aus ist also eine Reform der deutschen Rechtschreibung zu begrüßen, falls Laut- und Schriftbild im Deutschen sich nicht mehr decken.

Ist dies letztere der Fall? Der Laie wird sich gemeinhin wundern, wenn man ihm sagt, daß er, selbst eine gute hochdeutsche Aussprache bei ihm vorausgesetzt, anders schreibt als der Lautkomplex es verlangt. Und sogar bei sprachlich Geschulten herrschen zuweilen unklare Vorstellungen über den Gegenstand. Die größte Schwierigkeit findet das Problem in dem Mangel an einer allgemein geltenden Aussprache des Hochdeutschen. Die gewöhnlich als mustergültig empfohlene Bühnensprache in der Form, wie sie 1898 und 1908 in gemeinsamer Arbeit von Bühnenfachleuten und Sprachgelehrten festgestellt und festgelegt worden ist, hat über die Bühne hinaus keinen weitreichenden Einfluß auszuüben vermocht, und Siebs, der beauftragte Verfasser der das Einigungswerk enthaltenden „Deutschen Bühnenaussprache“ sagt selbst: „Es wäre töricht und aussichtslos, (im mündlichen Vortrag) für Schule und Leben die Bühnensprache, die auf Fernwirkung und völliges Zusammenstimmen aller Redenden und auf Darstellung starker

Affekte berechnet ist, in ihrer ganzen Eigenheit fordern zu wollen." Den Grund für die Verschiedenheiten innerhalb des Hochdeutschen haben wir in dem teils lebendigen, teils nachwirkenden Einflusse der Mundarten in Klangfarbe, Tonhöhe, andern Lautqualitäten, Stärkeakzent, Lautdauer zu sehen, von Eigenheiten in Wortgebrauch, Syntax, Stilistik hier zu schweigen. Da für das Schriftbild indes nicht alle diese Faktoren interessieren, verliert diese Mannigfaltigkeit für unsere Frage um ein Bedeutendes. Immerhin bleibt sie auch dann noch groß. Stein, spielen, steht neben Schtein, schpielen; Tach, Taach neben Tak, Taak für Tag; stimmhafter Hintergaumenreibelaut neben stimmhaftem Hintergaumenplatzlaut in Tage, Klage, Frage; stimmhafter („weicher") Lippenplatzlaut neben stimmlosem („hartem") in Bier, Bär, bringen; stimmloser schwacher Lippenplatzlaut neben stimmlosem starken behauchten in Pier, Polster, Pastor. So ist es erklärlich, daß ein Norddeutscher Pier, Pein, platt versteht, wenn der Mitteldeutsche Bier, Bein, Blatt meint, und entsprechend Kreis, kraus, Kränze, wenn dieser an Greis, Graus, Grenze denkt. Bia, Bäa, Vata, Bücha heißt es beim Berliner für Bier, Bär, Vater, Bücher; Bahge, bohgen, Bugen beim Kölner für Bahre, bohren, Buren, die der Hamburger mit kräftig geschlagenem Zungen-r spricht. Wärden, wäärden, gilt neben weerden für werden; Fäärd, Pfäärd neben Feerd, Pfeerd für Pferd. Ehre neben Aehre für Aehre; leesen neben lääsen für lesen; Rock, Gott, Stoff mit offenem neben fast geschlossenem o; Hütte, Rücken, müssen mit offenem neben fast geschlossenem ü. Und alles dies in guter hochdeutscher Aussprache der betreffenden Landschaft! Daß trotz der Verschiedenheit in den Lautqualitäten und trotz der durch sie geschaffenen Homonyme Mißverständnisse relativ selten erwachsen, liegt darin begründet, daß das Einzelwort als solches naturgemäß nicht auftritt, vielmehr durch die Einordnung in den Gedankengang fast immer eindeutig bestimmt wird.

Es ist ausgeschlossen, daß die Konferenz ein Eingehen auf Fälle der geschilderten Art in Betracht ziehen könnte. Man kann ihr daher einerseits nur ein Cavete zurufen vor einem Zuweitstecken ihrer Aufgabe. Nur Lautwandlungen, die als ziemlich allgemein im guten Hochdeutsch der verschiedenen Sprachgebiete (es gibt allerdings auch solche, die der Mundart erst in ganz geringem Maße entwachsen sind) durchgedrungen sind, kommen für eine Aenderung der Schreibung in Betracht. Die Konferenz muß sich dessen bewußt sein, daß sie lediglich feststellen, registrieren, nicht aber vorschreiben, Richtlinien geben soll. Auch bei dieser Beschränkung ist ihre Aufgabe noch umfangreich, bedeutend und verdienstvoll genug. Andererseits jedoch muß man wünschen, daß sie dort, wo eine Aenderung geboten ist, auch zum Handeln den Mut aufbringt und nicht dem Trägheitsprinzip allzu große Konzessionen macht.

Ganz äußerlich wird man den Grundsatz aufstellen dürfen, daß für einen Laut ein Buchstabe genügt, und daß weiter derselbe Buchstabe, soweit dies möglich ist und nicht durch Erwägungen besprochener Art vereitelt wird, denselben Laut wiedergibt. Wir besitzen drei Buchstaben für den einen stimmlosen Zahnlippenlaut: f, v, ph. Fahrt, fehlen, Fohlen, Fuder, fügen, Hafen, rufen — Vater, Vieh, viel, vier, voll, vor — Phase, Philosoph, Topographie, Phrase haben alle den gleichen f-Laut. Im Mittelhochdeutschen hat noch ein qualitativer Unterschied zwischen v und f bestanden, der aber, je nach Sprachgebieten, auch schon mehr oder weniger im Schwinden war, was eine Unsicherheit im Gebrauch der beiden Buchstaben zur Folge hatte. Das Hochdeutsche kennt keinen Unterschied mehr zwischen beiden. Ph stellt eine etymologische Schreibung dar, die in keinem ihrer beiden Komponenten dem Laut entspricht und auch in ihrer Festlegung durch die Lateiner nur der Annäherungswert an den eingliedrigen griechischen Buchstaben, sein Surrogat, war; es ist also streng genommen weder von historischem Standpunkte noch von dem der tatsächlichen Geltung seiner Glieder aus ganz zu rechtfertigen. Zudem müssen etymologische Erwägungen, die nur den Sprachkenner interessieren, der auch ohne graphische Sonderstützen in das Werden der Worte hineinsieht, hinter dem praktischen Zwecke zurückstehen; wenn der Italiener filosofo schreibt, brauchen wir nicht beim Philosophen stehen zu bleiben. Zusammenfassend: statt der Dreiheit f, v, ph schreiben wir in Zukunft der Einheit des Lautes entsprechend nunmehr f: Fahrt, Fater, Fase. — Auch anlautendes pf kann im größten Teile Deutschlands nur als eine Schreibung von f gelten. Ferd, Fahl, flücken ist an die Stelle von Pferd, Pfahl, pflücken getreten. Da aber die Entwicklung noch nicht die oben verlangte Einheitlichkeit aufweist, gehört pf zu den Schreibungen, die am besten unberührt gelassen werden.

Eine Doppelheit zu zwei Buchstaben des deutschen Alphabets, zu k und zu z, stellt c dar: in Cöln, Coblenz, Cassel ist es Platzlaut, in Cigarre, Cirkel, Cäcilie Affrikata. Wie nun in der Tat schon Köln, Koblenz, Kassel — Zigarre, Zirkel, Zäzilie daneben geschrieben wird, könnte durch die Festlegung dieser Schreibungen das zweideutige c aus dem deutschen Alphabet beseitigt oder doch sein Gebrauch auf fremdgebliebene Namen wie Cäsar, Cicero beschränkt werden, obschon auch ein Zäsar, Zizero nicht zu schrecken brauchte, nachdem der Zar uns nicht geschreckt hat.

Das zweigliedrige qu bildet eine Doppelschreibung von kw, dem es lautlich durchaus gleichwertlich ist: Quelle, Quast, bequem werden Kwelle, Kwast, bekwem gesprochen. Der ursprüngliche Hintergaumenlippenlaut, der durch gleichzeitige Artikulation am Velum und an den Lippen entstand, ähnlich wie heute die labiovelaren Verschlußlaute in afrikanischen Sprachen

gebildet werden, wurde zweigliedrig durch zeitliches Nacheinander der Bildung, wie leicht mit dem Ohr und objektiv durch die experimentelle Aufnahme festgestellt werden kann. Da beide Glieder in je einem einfachen vorhandenen Laute, k + w, resultierten, fällt der Grund für eine besondere Bezeichnung fort: qu ist kw zu schreiben.

In gleicher Weise stellt die in der Schrift durch z und tz wiedergegebene Affrikata eine Lautfolge dar, die deutlich als t + s erscheint. Kauz, Schnauze, schneuzen, kreuzen, Weizen, reizen, Mieze, herzen, Schmerzen, zwicken, zahlen steht gegenüber Glatze, Katze, Metze, wetzen, blitzen, Ritze, Dutzend, putzen, Pfütze, Mütze. Wenn schon die unterschiedliche Schreibung historisch ihre Erklärung findet, so ist sie durch die lautlichen Tatsachen heute in nichts mehr gerechtfertigt. Aber nicht nur um Einheit statt der Zweiheit handelt es sich: es müßte an Stelle der bisherigen Schreibungen eine neue treten, die dem Lautbilde besser entspricht und oben schon als ts gegeben wurde. Kauts, Schnautse, schneutsen, kreutsen, Weitsen, reitsen, Mietse, hertsen, Schmertsen, Tsahlen, tswicken, Glatse, Katse, Metse, wetsen, blitsen, Ritse, Dutsend, putsen, Pfütse, Mütse würde eine nur geringe Umstellung des Erinnerungsbildes verlangen, und damit wäre z, das von allem Anfang an ein Schmerzenskind der deutschen Rechtschreibung gewesen ist, beseitigt. Sollte man sich aber von z nicht trennen wollen, aus Pietät oder aus praktischen Gründen (es ist gewissermaßen Sigel für zwei Zeichen!), so müßte tz fallen. Es ist nicht zu leugnen, daß auch diese letztere Lösung ihre Vorteile hat. Denn nicht in allen Fällen läßt sich für z die Lautfolge ts rechtfertigen. Man denke nur an die Verbindung nz und lz, die vielfach, und durchaus nicht mundartlich, als ns, ls, worin s den stimmlosen Reibelaut, also ß, bedeutet, erscheinen. Man spreche „ganße, Lanße, Sülße, Pilße", und viele werden finden, daß diese Schreibung ihre Aussprache weit richtiger wiedergibt als etwa „gantse, Lantse, Sültse, Piltse". Angesichts dieser Tatsache ist die Entscheidung nicht einfach.

Ebenso wie die Lautfolge t + s ist k + s zu behandeln. In der heutigen Schreibung erscheint sie als chs, z. B. Achse, Flachs, drechseln, Flechse, Deichsel, Weichsel, Leuchse, Wichse, Büchse, Ochse, Fuchs, Wuchs; — als cks, z. B. gacksen, Häcksel, Klecks, gicksen, knicksen, drucksen, mucksen; — als x, z. B. Axt, kraxeln, Hexe, Fex, fix, Nixe, boxen, Jux. An Stelle dieser Dreiheit verlangt die tatsächliche Lautfolge die eine Wiedergabe durch ks, so daß wir also Akse, Flaks, drekseln, Flekse, Deiksel, Weiksel, Leukse, Wikse, Bükse, Okse, Fuks, Wuks, gaksen, Häksel, kleksen, giksen, kniksen, druksen, muksen, Akst, krakseln, Hekse, Feks, fiks, Nikse, boksen, Juks hätten. Bei einer Ent-

scheidung für z statt ts müßte allerdings parallel x gewählt werden.

Einen überflüssigen Luxus gestatten wir uns in der Frakturschrift mit den s-Zeichen, die wir dort nach An- und Inlaut einerseits, nach Auslaut andererseits unterscheiden, während in der Antiqua ein Buchstabe für den einen Laut genügen muß und auch genügt. Nun wird ja der optische Eindruck eines ſ am Ende von Wörtern zunächst eine Hemmung in uns auslösen, aber man wird sich auch an Hauſ, Mauſ, Lauſ gewöhnen, da Häuser, Mäuse, Läuse für uns selbstverständlich sind.

Auch auf dem Gebiete der Vokale haben wir Doppelschreibungen, die nach Beseitigung verlangen. Für dieselbe Lautfolge stellen die Bezeichnungen ei und ai, dazu in Eigennamen ey und ay, vier optische Bilder dar, die allerdings ihre historische Begründung in der jeweiligen Herkunft aus altem ai oder ī, bezw. in rein Formalem haben, in den Tatsachen des heutigen Hochdeutschen indes, von mundartlich zu wertenden Ausnahmen abgesehen, eine Stütze nicht mehr finden. Von den vorhandenen Schreibungen kommt ai der guten hochdeutschen Aussprache am nächsten. Diese hat im tonstarken Element ein a, während die Klangfarbe des tonschwachen von dunklem i, e bis ä variiert. Für die Bühne wird die Aussprache ae empfohlen, also Baen, Staen, klaen, maen = Bein, Stein, klein, mein, und sie dürfte damit gut tun. Indes würde eine Schreibung ae doch der Entwicklung vorauseilen, insofern, als diese keineswegs allgemein zum e-Laut im zweiten Komponenten vorgeschritten ist. Vielmehr behauptet sich neben ihm i noch durchaus, ohne als mundartlich empfunden zu werden, wie dies etwa mit ä oder e als Tonträger geschieht. So empfiehlt es sich vorläufig bei der Buchstabenfolge ai zu bleiben, die einmal schon vorhanden ist, und zweitens eine ziemlich lautgerechte Wiedergabe darstellt. Zu Gais, Hain, Haifisch, Kaiser, Kai, Lakai, Laie, Mai, Maie, Maid, Mais, Rain, Waidmann treten also alle mit heutigem ei, und „aine klaine Raiterin in fainem Raitklaid" würde uns bald ebenso wenig stören, wie „eine kleine Reiterin in feinem Reitkleid" heute unser Gefallen findet. Vor einer Verwechslung der nunmehrigen auch optischen Paronyme Haide = Landschaft und Religionsträger, Laib = Brot und Körper, Saite = Geigenstrang und Richtung wären wir durch den Sinn des Schriftbildes ebenso bewahrt, wie wir es bei den entsprechenden akustischen Wortgleichungen durch den des Lautbildes sind.

Schwieriger gestaltet sich die Entscheidung bei äu und eu. Keine dieser beiden Schreibungen, die eigentlich äü, eü hätten sein sollen, bedeutet eine einigermaßen zu der entsprechenden Lautfolge stimmende Gleichung, und man hat sich die prin-

zipielle Frage vorzulegen, ob man bei der Reform unvermittelt zu einer Schreibung übergehen soll, die mit der bisherigen nichts mehr gemein hat. Denn das Lautbild verlangt für seine Wiedergabe als Tonträger ein o=nahes a bis o, als zweites Element ö, e, bis ü, i. Für die Bühne wird die Aussprache oö empfohlen. Bei der landschaftlichen Verschiedenheit der guten hochdeutschen Aussprache des Diphthongen ist für die Bestimmung seiner schriftlichen Wiedergabe ein großer Spielraum gelassen. Doch ist es ratsam, aus den Möglichkeiten aü, aö, oü, oi, oö, oe einen mittleren Fall auszuwählen, unter zweckdienlicher Berücksichtigung des bisherigen Schriftbildes. Diese Umgrenzung würde oü den Vorzug geben, das als den Tonträger ein mehr oder weniger offenes o bezeichnet und in der Wiedergabe des tonschwachen Elementes das Bild des zweiten Bestandteiles der bisherigen Schreibungen äu und eu in etwa bietet. Will man aber, langsamer vorgehend, die Kluft zwischen heutigem und neuem Schriftbild nicht so tief gestalten, so stände mit innerer Berechtigung die Wahl von aü offen, in dem a ein dumpfer, o=naher Laut wäre, und das optische Bild sich nur durch die Umstellung der Umlautspunkte unterschiede. Die beiden Möglichkeiten stellen sich im optischen Satzbild wie folgt dar: „In Boüron loütet es hoüte manchen geschoüten Loüten zu hoüfig" — „In Baüron laütet es haüte manchen geschaüten Laüten zu haüfig" gegenüber jetzigem „In Beuron läutet es heute manchen gescheuten Leuten zu häufig". Als dritte Möglichkeit, die allerdings einen nur geringen Fortschritt brächte, käme die Beseitigung des eu gegenüber dem äu in Betracht, die freilich nur als eine kurze Vorstufe zu weiterem Fortschreiten auf dem angedeuteten Wege gelten könnte.

Die Doppelheit ü und y bietet, da letzteres nur in Fremdwörtern vorkommt, zu Aenderungen kaum Anlaß.

Damit wären die Doppelschreibungen, soweit sie für die Reform zunächst in Betracht kommen, im allgemeinen erledigt. Auf die Inkonsequenz im Gebrauch der Buchstaben e und ä wurde absichtlich nicht eingegangen, da eine einigermaßen einheitliche Aussprache, wie auch schon oben erwähnt, sich für die e=Laute nicht durchgesetzt hat und so zumeist Konstruktion an die Stelle des je nach Landschaften historisch Gewordenen treten würde. Damit wäre aber wenig gewonnen. Am ehesten ließe sich noch die durchgängige Schreibung ä vor n + Konsonant empfehlen, weil die offene Aussprache des Vokals in dieser Stellung im großen und ganzen als allgemein angesehen werden darf. Man würde also Ände, Änte, Tränse, änge, dänken schreiben für heutiges Ende, Ente, Trense, enge, denken.

Bei der Bestimmung der Lautbezeichnung hatten wir uns leiten lassen von dem Bestreben, die beiden Seiten der Gleichung zwischen Laut und Buchstabe sich möglichst decken zu lassen,

d. h. dem Laut das Zeichen zu geben, das seine Klangfarbe bezw. andere Qualität am besten erkennen läßt. Es erhebt sich nun die Frage, ob nicht auch andere als durch Doppelschreibungen gekennzeichnete Laute eine Aenderung ihrer Wiedergabe fordern. Es ist bekannt, daß der Diphthong, den wir au schreiben, in einem großen Teile Deutschlands ao gesprochen wird, und auch die Bühnenaussprache verlangt ihn so. Indes steht einer Regelung in diesem Sinne die Tatsache entgegen, daß als tonschwaches Element u neben o gilt, so daß hier ein Grund zur Aenderung ebenso wenig anerkannt werden kann wie bei ai gegenüber der Aussprache ae. Von weiteren hierher gehörigen Erwägungen soll abgesehen werden.

Mit den besprochenen Aenderungen dürfte die Reform auf dem Gebiete der Vereinfachung und der Näherung des Schriftbildes an das Lautbild hinsichtlich der Lautqualitäten im wesentlichen und großen genug getan haben. Eine vertiefte Beschäftigung mit der Materie ergibt leicht, daß zu starkes Weitergehen zu unerwünschten Komplikationen führen muß. Aber noch eine andere wichtige Frage harrt ihrer Lösung durch die Konferenz: sie wird eine Entscheidung über die Bezeichnung der Lautdauer, der vokalischen Länge gegenüber der Kürze zu treffen haben, und hierin möchte ich die wichtigste Arbeit der Reform sehen. Denn augenblicklich herrscht hier ein Durcheinander, das weder in der historischen Entwicklung der Sprache noch in einer folgerichtigen Idee seine Begründung findet. Bläht steht neben sät, Saal neben kahl, Saat neben Tat, Fahrt neben Art, Schwüle neben Kühle, Lied neben Lid, mahlen neben malen, zieht neben Glied, so daß also vokalische Länge entweder gar nicht, oder durch folgendes h, oder durch Verdoppelung des Vokals, oder durch folgendes e, oder durch folgendes e + h angedeutet wird. Andererseits geht glatt neben hat, mit neben Tritt, hart neben harrt, hast neben haßt, irrt neben wird, so daß auch die Kürze des Vokals wieder bald unbezeichnet bleibt, bald durch Verdoppelung des Folgekonsonanten angegeben wird. An Stelle dieser bunten Inkonsequenz einfachste Folgerichtigkeit zu setzen ist die Konferenz vorzüglich berufen. Glücklicherweise braucht sie nicht um die Lösung verlegen zu sein: sie wird ihr durch das Niederländische gewiesen. Dort wird grundsätzlich langer Vokal durch seine Doppelung, kurzer durch seine einmalige Wiedergabe gekennzeichnet, so daß wir also bluüt, sääť, Saal, kaal, Faart, Aart, Schwüüle, Küüle, viil, Liid, maalen, ziit, Gliid gegenüber glat, hat, mit, Trit, hart, hast, irt, wird hätten, die somit alle als lang durch doppelte, als kurz durch einfache Wiedergabe eindeutig bestimmt werden.

Daß diese einfachste Lösung zugleich die wissenschaftlich einwandfreieste ist, kann leicht gezeigt werden. Jeder Vokal setzt sich nach Ausweis der durch experimentelle Untersuchung

gewonnenen Kurven aus einer Anzahl formgleicher ihn erst bedingender Schwingungsperioden zusammen; — mit anderen Worten, jeder Vokal ist die Summe von ihn schon in ihrer Einheit bestimmenden Perioden; der lange Vokal unterscheidet sich durch die größere Anzahl der Perioden vom kurzen. Somit bleibt man den tatsächlichen Verhältnissen im wesentlichen treu, wenn man die Länge von der Kürze durch Doppelschreibung des Vokals unterscheidet. Demgegenüber würde jede andere Lösung den Stempel der Willkür und Unwissenschaftlichkeit tragen. Die Längung durch h oder e oder gar durch beides zugleich verlangt den Gebrauch von Buchstaben, die einen durchaus bestimmten Lautwert kennzeichnen, dieser ihrer eigentlichen Funktion entkleidet zugunsten einer wesentlich anderen: dieselben Zeichen werden einmal für eine Lautqualität und einmal für die Lautquantität gebraucht, was nicht angeht. Die Kürzung durch einen folgenden Doppelkonsonanten bedeutet einen anderen Widerspruch: statt den Vokal zu kürzen, längt man den Konsonanten (die Doppelschreibung von Konsonanten bedeutet in den verschiedenen Sprachen ursprünglich nicht etwa ihre Wiederholung, sondern nur ihre größere Dauer zwischen Implosion und Explosion), was nicht gerade sinnvoll erscheint. Eine weitere Lösung, die in der Einführung von Längszeichen über dem Vokal bestände, verbietet sich angesichts unserer Umlautszeichen von vornherein aus typographischen Gründen; man sehe: hören, Güte, Bär.

Ist die Frage der Längebezeichnung in dem bedeuteten Sinne gelöst, so fällt damit die Konsonantendoppelung von selbst. Dies ist auch vom wissenschaftlichen Standpunkte aus zu begrüßen. Im heutigen Hochdeutsch entspricht Doppelkonsonanz gemeinhin nicht mehr konsonantischer Länge; sie ist also überflüssig. Wir bekommen dann Rüken, Deke, Site, Rote, Lapen, Schupen, für Rücken, Decke, Sitte, Rotte, Lappen, Schuppen. Nur in einem Falle werden wir vielleicht einen Doppelkonsonanten im Inlaut beibehalten: ss. Eine Unterscheidung zwischen dem Zeichen für den stimmhaften („weichen") und dem für den stimmlosen („harten") s-Laut ist nötig. Nun haben wir wohl in der deutschen Schrift für den stimmlosen s-Laut das Zeichen ß, und auch unsere lateinische Schrift hat zum Teil eine besondere Type für ihn geschaffen; aber sie ist nicht allgemein. Wir müssen uns also für sie entscheiden, oder aber von dem angenommenen System abweichend Doppel-s schreiben.

Die infolge der Unbetontheit eingetretene Kürzung des e vor l, r, n in der Endsilbe hat im allgemeinen einen Schwund des e unter gleichzeitiger Längung der Konsonanten zu silbischen Lauten gezeitigt. Man sagt Michl, Handl, Titl, Buckl, Knüppl, Dottr, Büchr, dickr, kleinr; Mottn, singn, Hakn, Lesn, saufn,

Lappn. Die Konferenz wird sich allen Ernstes die Frage vorzulegen haben, ob sie dieser Entwicklung Rechnung tragen will, zumal da sie als ziemlich allgemein angesprochen werden darf, wennschon die experimentelle Untersuchung zuweilen einen kleinen Rest des e nachweist, von Erhaltung des e im Rhythmus hier ganz zu schweigen. Die dabei zugleich aktuell werdende Frage der Berücksichtigung der Assimilationen (man sagt singng, hakng, Lapm für singen, hacken, Lappen) könnte indes hier wie allgemein nur in negativem Sinne entschieden werden, weil weder Einheitlichkeit herrscht noch für alle Fälle Schriftzeichen zur Verfügung stehen.

Eine äußerliche, aber die nach der Regelung der Längebezeichnung meines Erachtens wichtigste Aufgabe der Reform dürfte die Entscheidung über die Schreibung der Anfangsbuchstaben sein. Die geschichtlich in kalligraphischen Uebungen begründete Erschwerung der Schreibarbeit durch Groß- und Kleinschreiben sollte man kurz entschlossen endlich dadurch beseitigen, daß man alle Wörter klein schreibt, wie sie wissenschaftliche Zeitschriften, vor allem germanistischer Richtung, und Sprachwissenschaftler unter sich längst beseitigt haben. Ein jeder, auch der Gebildete, würde erleichtert aufatmen und den „Duden" ohne Abschiedstränen in das Schrankfach der Luxusausgaben stellen, an denen sich das Auge nur von außen zu weiden pflegt.

Damit wären in kurzen Strichen die Hauptaufgaben der kommenden Reform umschrieben. Manches ist außer Acht gelassen, manches eigentlich nur angedeutet, nichts erschöpft worden. Doch das konnte auch nicht in der Absicht des Verfassers liegen. Das Ganze sollte und dürfte eine allgemein verständliche Vorstellung geben von dem Problem, das die Konferenz zu lösen hat. Möchte es zu einer weiteren Beschäftigung mit ihm anregen, die Erörterung wachrufen und so mit dazu beitragen, daß Nützliches, Gutes ersprieße aus dem beabsichtigten Werk.

Zur Veranschaulichung der Wirkung der gemachten Vorschläge sei zum Schluß als Probe ein Stück aus Burdach, Deutsche Renaissance, S. 12, geboten:

„Blaibt mithin als rain boodenständiges, natsionaales, folkhaftes, natüürlich gewordenes aigentuum nuur di doütsche spraache des mitelalters. Auch sii frailich ist im wortschats, in wortbildung und in der süntaks nicht frai fon fremden bestandtailen latainischer und frantsöösischer heerkunft. Aaber iir kern ist folkhaft. Und daarin mus man Benz und sainen gesinnungsgenossen tsuustimen: die haimatliche spraachkraft und selbwaksene spraachkunst des doütschen mitelalters solte im doütschen unterricht unserer hööheren schuulen aine fiil bedoütendere role spiilen, als es bisheer geschiit."

Es liegt in der starken Ueberlegenheit des Schrifterinnerungsbildes über das geringe Bewußtsein des Sprechbewegungsgefühls begründet, daß das, was Vereinfachung und Annäherung an die Lauttatsachen ist, zunächst, und nicht nur dem Laien, hier als Verwicklung und Erschwerung erscheinen wird. Wir sind zu sehr an den Buchstaben als das Primäre gewöhnt, obschon er das Sekundäre gegenüber dem ihn erst bestimmenden Laut ist, um ohne weiteres das Lautgerechtere dieser Schreibung, ihre größere Einfachheit und damit ihren praktischen Wert zu erkennen. Der schulische Betrieb der Fremdsprachen hat sich im allgemeinen vom Buchstaben befreit und den Laut in seinen Mittelpunkt gestellt. Die Behandlung der Muttersprache darf nicht zurückbleiben, sie muß auch vom Laute ausgehen. Geschieht dies, so wird auch das Verständnis für die hier vorgetragenen Anschauungen Allgemeingut werden.

***

Besprechungen

Wünsche zur Reichsschulkonferenz.

I.

Zum Ministerialerlaß über die Geschichtslehrbücher vom 6. Dez. 1919.

Es ist dringend notwendig, daß die Oeffentlichkeit erfährt, welche Sorge und Beunruhigung der bekannte Ministerialerlaß über die Geschichtslehrbücher unter die Historiker getragen hat und wie diese ihn beurteilen.

Im ersten Teil der Verfügung heißt es, daß die Lehrbücher den jetzt zu stellenden Ansprüchen nicht genügen und daß eine durchgreifende Umarbeitung nötig ist. Auch unsere Fachliteratur forderte bereits seit Jahren eine solche.*) Es liegt auf der Hand, daß vollends heute, seit dem Erscheinen der zahlreichen Denkwürdigkeiten und der Veröffentlichung vieler Aktenstücke, Briefe und „Enthüllungen“ aller Art, die Geschichte seit 1890 geradezu umgeschrieben werden muß. Alle Vorschläge für die Neuausgaben fanden ihre programmatische, allgemein anerkannte Formulierung in der von E. Bernheim aufgesetzten, am 11. 1. 1920 dem Kultusminister vorgelegten Eingabe betreffend den Erlaß vom 6. 12. 1919. Danach soll die Kriegs- und Dynastengeschichte gekürzt, die Wirtschafts-, Sozial- und Geistesgeschichte erweitert werden. Auch in methodischer Hinsicht sind Verbesserungen durchaus nötig, vor allem eine wirkliche Einführung in die historische Begriffswelt und Betrachtungsweise. Aber die Geschichtslehrer verlangen, daß die Umarbeitung nicht in Abhängigkeit von den politischen Tagesströmungen und im Sinne einseitiger Geschichtsauffassung, etwa der materialistischen und kollektivistischen, vorgenommen wird.

Leider läßt in dieser Beziehung die von Ministerialdirektor Dr. Jahnke als Antwort auf die Anfrage Boelitz am 6. 2. abgegebene Erklärung zum Erlaß, die Laien zu bestricken vermag, Böses ahnen. Er sagt nämlich in ihr, daß die große Umwälzung eine Aenderung der Geschichtsauffassung bringe, und daß diese, je nach den Zeiten, ständig in Fluß sei. Das bedeutet ein Zurück zur Geschichtsauffassung der Aufklärung, die in der Tat ihre historischen Wertmaßstäbe aus dem eigenen Kulturideal nahm, und eine Abkehr von der genetischen, welche dahingegangene Männer und Zeiten aus ihrem „Milieu“, im Rahmen der damaligen Zeit beurteilt. Weiter sagt Jahnke in seiner Erklärung, daß der Wunsch nach einer Lehrbuchänderung „in weiten Kreisen“ bestand, und daß diese „den veränderten Zeitverhältnissen entsprechend“ vorgenommen werden sollte. In die Sprache der heutigen Tatsachenwelt übersetzt sind aber „die weiten Kreise“ die Parlamentsmehrheit, eine Umarbeitung „den veränderten Verhältnissen entsprechend“ bedeutet eine solche im sozialistischen Sinne. Man überlege, wohin dieser unwissenschaftliche Grundsatz führt. Wie, wenn bei einer anders zusammengesetzten Parlamentsmehrheit den „veränderten Verhältnissen entsprechend“

---

*) Trefflich die Ausführungen von Friedrich Brötzler, die Lage unserer Geschichtslehrbücher, Vergangenheit und Gegenwart 1919, S. 223 ff.

abermals die Geschichtsbücher umgearbeitet werden müssen! Wir sehen, der Grundpfeiler alles wissenschaftlichen und pädagogischen Betriebes, „die Wissenschaft und ihre Lehre ist frei“, wird auf diese Weise gestürzt, der Geschichtsunterricht wird seiner wissenschaftlichen Selbständigkeit beraubt. Dies ist z. B. in Frankreich der Fall, wo die republikanisch-demokratische Regierung in ihm Halt und Rechtfertigung sucht; einerseits wird in ihm mit dem republikanischen Gedanken in gewaltsamer und unhistorischer Weise geradezu ein Kult getrieben, andrerseits hat er die bestehenden klerikal-monarchistischen Tendenzen dem Revanchegedanken dienstbar gemacht. In politisch so unsicheren Tagen wie den heutigen müssen wir mit allem Nachdruck fordern, daß für die Neubearbeitung der Lehrbücher nicht veränderte politische Gegenwartsverhältnisse, sondern nur Erweiterung der Erkenntnis durch Erschließung neuer Quellen und verbesserte Methodik maßgebend sein dürfen. Sonst bekommen alle Schüler von vorneherein dieselbe Parteibrille aufgesetzt und werden geistig uniformiert. Wir wollen aber junge Staatsbürger mit offenem Blick und historischem Verständnis für die Gegenwart und daraus entsprießender politischer Toleranz heranziehen. Ein so geartetes Geschlecht brauchen wir bitter!

Der zweite Teil des Erlasses, daß bis zum Erscheinen der neuen Lehrbücher im Klassenunterricht die alten nicht weiter benutzt werden dürfen, ist übereilt und wurde vom Vorstand des Preußischen Philologenverbandes am 29. 12. 1919 in einer Audienz beim Minister als undurchführbar bezeichnet. Es ist verfehlt, derartige Bestimmungen für die Abteilungen für höheres und für niederes Schulwesen gemeinsam herauszubringen. Die Leitfäden für die Volksschulen waren in der Tat oft byzantinistisch gehalten, dagegen tragen die Lehrbücher für die höheren Schulen trotz mancher methodischer Mängel durchaus wissenschaftlichen Charakter. Auch das Zugeständnis, daß der Schüler das Buch zu Hause weiter benutzen darf, ändert nichts an der Situation. Sie ist vergleichbar einer Erdkundestunde ohne Atlas. Denn jeder alte Geschichtspraktiker empfiehlt mit Recht, den besprochenen Stoff am Schlusse der Stunde noch einmal von den Schülern vorlesen zu lassen, damit er sich ihnen leichter einprägt; er muß ihnen nach Seite und Paragraph gezeigt werden, wobei man Ueberflüssiges einklammern läßt. Sonst findet sich der Junge, namentlich der kleinere, zu Hause im Buche nicht zurecht und ist in seiner Arbeit, obgleich er die doppelte Zeit braucht, trotzdem weniger erfolgreich. So hält das Wort Jahnkes: „Jeder gute und tüchtige Lehrer kann aber auch ohne Lehrbuch unterrichten“, einer fachmännischen Betrachtungsweise nicht stand. Ein Stoffdiktat als Ersatz aber verbietet schon der Zeitmangel. Und schließlich, warum sind auch die Bände über Altertum und Mittelalter von der Benutzung ausgeschlossen? Es liegt in der Natur der Sache, daß unter diesen Umständen Verleger und Geschichtslehrer, die sich beide in gleich mißlicher Lage befinden, die Herausgeber der neuen Bücher zur Hast drängen, was doch gerade vermieden werden muß, damit nicht methodisch und wissenschaftlich unfertige Werke in den Buchhandel kommen.

Das wissenschaftliche und das pädagogische Interesse, beide sollten in Schuldingen an erster Stelle stehen, erheischen also eine geraume Uebergangszeit, in denen die alten Bücher weiter auch in der Schule benutzt werden sollen. Dr. Bernhard Kumsteller.

II.

Zur Kritik des Elementarschulwesens.

Die Elementarbildung kann als grundlegende Bildung nur im Verhältnis zur Wohnstuben- und Kindergartenbildung richtig begriffen wereen. Das ist bisher nicht geschehen und daher auch noch viel Irrtum über sie verbreitet. . . .

Der Naturgang der Bildung im vorschulpflichtigen Alter hat den Schein der Freiheit und Regellosigkeit. Er ist gleichwohl an gewisse, von der Natur selbst gezogene Richtlinien (Prinzipien) gebunden. Das Kind dieses Alters bildet sich immer und notwendig am Anschauungsganzen; dabei schreitet es von anfänglich völliger Unbestimmtheit zu immer größerer Bestimmtheit der Auffassung fort; von seinem Selbst aus dringt es ganz allmählich weiter nach außen hin vor. Das Totalitätsprinzip knüpft diesen Bildungsgang in allen Punkten an die Realitäten der Welt und des Lebens; das Prinzip der zunehmenden Bestimmtheit lenkt ihn auf das Einzelne an und in den Objekten; das Prinzip der allmählichen Erweiterung sichert ihm eine vorerst zureichende, jedoch begrenzte Ausdehnung. Unter dem Einfluß aller drei Prinzipien wird das Kind heimisch in seiner engeren und weiteren Umgebung, heimisch auch im Bereich seiner Innenwelt. Es gewinnt Wahrnehmungs- und Beobachtungsfähigkeit, wird allmählich eine Persönlichkeit, erlangt Verständnis und Fähigkeit im Gebrauch der Sprache; es gelangt in den Besitz körperlicher und geistiger Fertigkeiten. So nähert es sich dem Punkt, an welchem es die Vorbedingungen einer erfolgreichen Elementarbildung erfüllen kann. Es wird schulreif.

Die Frage ist zunächst, ob es nicht möglich und zweckdienlich sein möchte, jenen Naturgang der ersten Kindesbildung einfach weiter fortzuführen. Man könnte ja auch im Schulunterrichte das Kind grundsätzlich an Totalitäten, an Sachen in diesem Sinne bilden; man könnte bei dem Bestreben bleiben, es zu immer größerer Bestimmtheit der Erkenntnisse zu führen; man könnte wohl auch an dem Prinzip der allmählichen Erweiterung des Anschauungskreises dauernd festhalten. Man könnte das nicht nur, sondern man hat es oft versucht. Rousseaus Emile ist der Typus eines Kindes, dessen ganze Ausbildung von jenen Prinzipien beherrscht wird. Sachen, Sachen sind bei ihm die ständigen Hilfsmittel. Vom Landhaus des Vaters aus dringt Emile allmählich weiter vor in die Umwelt. Kunstmittel der Bildung erscheinen als ein Fremdes, von dem möglichst wenig Aufhebens gemacht wird. — Oder denken wir zurück an die Anhänger Herbarts. Sie sind es, die den „linearen" Bildungsgang erfunden und die „konzentrischen Kreise" zu beseitigen gesucht haben, allerdings mit wenig Erfolg. Geradezu verhängnisvoll ist aber der Gedanke geworden, zusammengehörige Unterrichtsstoffe nach der Durcharbeitung für sich zusammen zu arbeiten. Man verstand ihn schließlich so, daß die Unterrichtsstoffe möglichst gar nicht getrennt werden sollten. Mit einer gewissen Begeisterung sprach man in diesem Sinne von der „Heilsidee der Konzentration" und machte sich eifrigst daran, die bis dahin getrennten Elemente der Bildungsstoffe zu Anschauungsganzen zusammenzuschmelzen, dazu einzelne Stoffe zu Stoffgebieten und einzelne Fächer zu Fachgruppen

zu vereinigen. Für die „Elementaristen“ — eigentlich hätte man sie „Totalisten“ nennen müssen — schuf man den vereinigten Anschauungs-, Rechen-, Lese-, Schreibunterricht, nannte ihn „Gesamtunterricht“ und wollte ihn mit Einschluß der Heimatkunde und Naturkunde auch über das erste Schuljahr hinaus fortsetzen am liebsten bis ans Ende der Schulzeit. Was als Bildungselement erscheint, wie etwa die „nackte Zahl“ oder der „tote Buchstabe“ oder der „reine Begriff“ schlechthin wurde mit geistigem „Kindermord“ in ursächlichen Zusammenhang gebracht. Gedichte mußten totaliter genossen, durften nimmer gegliedert („zerhackt!“) und beileibe nicht moralisch verwertet werden. Auf Grammatik und Orthographie, diese notwendigen Uebel, sollte man am liebsten gar nicht weiter eingehen, sie vielmehr unbewußt erlernen lassen durch totalen Gebrauch in Rede und Schrift. Im ganzen genommen wurde an die Stelle des wirklichen Elementarunterrichts ein kindergartenartiges Fortarbeiten mit Totalitäten gesetzt und notwendig mit allerlei lustigen Beigaben gewürzt. Methodisch ging man im Unterricht der Kleinen von einer bemerkenswerten früheren Lehrkunst zu Kopier- und Handwerkermethoden über. Unterrichtliche „Formalstufen“ setzte man der Anlegnng einer Zwangsjacke gleich und verlangte unbedingt freie Behandlung der Stoffe. Diese erschöpfte sich meist wie ein Pumpwerk, in der Aufnahme und Wiedergabe oder wie die ideenlose Dichtung der Neuzeit in Im- und Expressionismus.

Gestützt worden ist das Konzentrationsstreben durch die Richtung auf „künstlerische Erziehung“. Diese ursprünglich Hamburgische Bewegung hat den gesamten Unterricht dahin beeinflußt, daß nach Künstler Art nur mit und an Ganzem gearbeitet werden soll. Gliederung, Trennung, begriffliche Ausscheidung und logische Schulung sind von dieser Richtung ebenso bekämpft worden, wie eine stufenmäßige Bearbeitung der Unterrichtsstoffe. Aufnehmen und Genießen war für sie die Losung, auch die ganze Methode. Die „redende Hand“ wurde zum bevorzugten Ausdrucksmittel, dem redenden Munde gleichzeitig die Freiheit gegeben, sich auszudrücken, „wie einem der Schnabel gewachsen ist“.

Die bereitwillige Anerkennung des Genußstrebens seitens kleiner und großer Kinder führte des weiteren zur Entdeckung der Freude als eines seelischen Momentes, das von Rechts wegen zu jeder erziehlichen Einwirkung gehöre. Der gesamte Schulunterricht, vorweg derjenigen der „Totalisten“, wurde nun auf die Erregung von Lust und Freude eingestellt und damit die Erziehung im „Jahrhundert des Kindes“ in die Bahn eines Eudämonismus hinübergeleitet, der nicht zum ersten Male in der Geschichte einem entwickelten Kulturvolke zum Verhängnis geworden ist.

Zur Nichtfreude gereicht bekanntlich Kindern, wenn sie unrichtig angefaßt werden, auch das Lernen. Uud so hätte man voraussagen können, was schließlich wirklich eintrat: Im Heimatlande Diesterwegs, im Lande der Schulen überhaupt traten Männer (und Frauen!) auf, welche die Lernschule bekämpften, die „alte Lernschule“, die uns groß gemacht hat, in Grund und Boden verdammten. Man gelangte damit, folgerichtig wie immer, an das natürliche Ende der Konzentrationsbestrebungen, nämlich zum Sichbilden an den zweifellosesten Ganzen, die es gibt, an stofflichen Dingen. Man hat diese Vorstufe des pädagogischen Nihilismus mit dem Namen Arbeits-

schule belegt. Bestimmter als der Name verrät, steht sie mit der Handarbeit in Verbindung.

Ist es denn etwa nicht richtig, daß man durch Bearbeitung der stofflichen Dinge auch geistige Bildung erlangt? — Mit Beschränkung auf stoffliche Qualitäten und körperliche Aktionen ist es sicher richtig. Auf geistige Dinge schlechthin bezogen, ist's durchaus unrichtig. Zwar ist ein beträchtlicher Teil unseres Vorstellungsmaterials auf den Tastsinn zurückzuführen, und es ist derjenige Teil, der uns im Verkehr mit der Außenwelt die verläßlichsten Anhaltpunkte bietet. Allein der bei weitem größte Teil der Anschauungen und Vorstellungen gehört doch dem Gesichtssinn an, ein sehr großer auch dem Gehörsinn. Demzufolge entfallen unsere Begriffe und Erkenntnisse, wie auch unsere Ideen und Phantasieschöpfungen zum stark überwiegenden Teile in das Gebiet der höheren Sinne, die dem Tastsinn vorarbeiten, wie an jedem kleinen Kinde zu beobachten ist, und in ihren Leistungen von der Mitwirkung desselben ganz unabhängig sind. Darum eben ist ein blinder Mann ein armer Mann, und auch der Taubstumme entbehrt wirklich viel, wohingegen der handarbeitlich Geschulte, und wäre er ein Handwerksmeister, niemals ein geistig Reicher ist, es sei denn, daß er sich neben seinem Handwerk viel mit Dingen beschäftigt hat, die mit ihren Materien den höheren Sinnesgebieten angehören.

Wer bei dieser Sachlage die handarbeitlichen Dinge zum Mittelpunkte der ganzen Geistesbildung macht (statt sie als beteiligten Faktor mit in Betracht zu ziehen), der drängt die Jugendbildung zur Verlangsamung, zur Aeußerlichkeit und Beschränktheit. Er tut den berufenen Geistesarbeitern Gewalt an und schädigt am Ende noch die Handarbeiter selbst, die ihre wirksamsten Hilfen beim Werk von nicht handarbeitlichen Dingen beziehen.

Im ganzen genommen sehen wir uns hier einer Mannigfaltigkeit von Bestrebungen gegenüber, die zusammentreffen in der Absicht, die Bildung an und in Totalitäten auch das Schüleralter hindurch fortzusetzen. Diese Strömungen haben lange genug gewirkt und Spielraum genug gehabt, daß man billigerweise nach ihren Früchten fragen kann. Hat man von rühmlichen Erfolgen gehört, wie einst von dem Können der Pestalozzischüler in Ifferten oder von den Leistungen der Diesterwegschen Seminar-Uebungsschule? — Daß ich nicht wüßte. Aus der Zeit des Krieges wird man freilich keine erwarten. Aber vorher ging ein mächtiges „Arbeiten" im Sinne der neuen Ideen. Ein gewisser Eifer ist den bezüglichen Versuchen zweifellos zustatten gekommen. Trotzdem zeigt die einschlägige Literatur nichts von großen Erfolgen und von rechter Befriedigung. Um so mehr zeigt sie ein verdächtiges Schimpfen auf die alte „Lernschule", die „Paukpädagogen", die geistigen „Kindesmörder". Deutlich genug lugt hinter derartigen Ergüssen die eigene Unfähigkeit und die Erfolglosigkeit des verfochtenen Vorhabens hervor. Ganz offen wird auch bekannt: Wir können die Ziele nicht erreichen. Wir können auf die neue Weise überhaupt nicht planmäßig arbeiten. Die Ziele müssen zurückgesteckt, einzelne Fächer ganz zurückgestellt, die Stundenzahl muß vergrößert, die Zeit der Elementarbildung von 3 Jahren auf 4 Jahre verlängert werden. Abfällige Urteile über die Leistungen der heutigen Volksschule sind mir vielfach zu Ohren gekommen. Religion steht vielleicht noch

am besten, sofern auf Kenntnis biblischer Geschichten und Aneignung von allerlei Memorierstoffen Gewicht gelegt wird. Im sogenannten Anschauungsunterricht weiß nachgerade niemand mehr recht, was eigentlich erstrebt werden soll und notwendig erreicht werden muß. Nach neueren Anleitungen erscheint er wie ein planloser Erfahrungsbetrieb im Freien, bei dem das Zeitvertrödeln zu den reellen Ergebnissen in keinem Verhältnis steht. „Wir sehen daraus, wie wenig der Unterricht bis jetzt noch zu einer systematischen Ausbildung der Begriffe und Wortbedeutungen beiträgt.“ So urteilt Meumann, und mit vollem Recht. — Die vordem so rühmliche Zahlenlehre ist zum „Rechenunterricht“ erniedrigt und mit „Sachen“ so belastet worden, daß des Klagens über Begriffsunfähigkeit und sonstige Unfähigkeit der Kleinen kein Ende wird, beträchtliche Leistungen in diesem Fach aber kaum noch zu finden sind. Für Formenlehre ist zur Zeit der rechte Sinn nicht mehr vorhanden; Mathematikschwache kommen um so häufiger vor, nicht zum wenigsten auch in höheren Schulen. Auch der Zeichenunterricht hat wirkliche Fortschritte nicht gemacht, eher wesentliche Rückschritte. Eine Zeitlang täuscht er den Kindern eine Fähigkeit vor, die sie bei weitem noch nicht besitzen. Weiterhin merken die Schüler selbst ihre tatsächliche zeichnerische Unfähigkeit und fallen ab, sobald der Unterricht wahlfrei wird. Die „redende Hand“ ist eine Phrase geblieben, und die künstlerischen Leistungen von heute sind oft nur noch ganz aus der Ferne und mit kindlicher Illusionsfähigkeit zu genießen. Sprachformenlehre erst und Rechtschreibung müssen in unseren Volksschulen meist ein geradezu kümmerliches Dasein führen. Zu dieser Vermutung zwingt jeden Unbefangenen das grammatisch-orthographische Aussehen mancher Prüfungsarbeiten, gedruckter Niederschriften von Schülern, veröffentlichter Briefe aus dem Volke. Auch Kleinigkeiten, wie die hochöffentlichen Leistungen mancher Malermeister und Schilddrucker in Verbindung mit dem stumpfsinnig falschen Gebrauch von Fremdwörtern lassen „tief blicken“. Die berühmte „künstlerische Erziehung“ hat nicht einmal auf ihrem eigensten Gebiete, dem der Dichtung, segensreich gewirkt. Man merkt in keiner Weise eine gesteigerte Kenntnis der deutschen Dichter, eher das Gegenteil. Von gesteigertem dichterischen Können ganz zu schweigen, ebenso von geläutertem Kunstgeschmack. Die Zeugnisse vom Gegenteil sind hier geradezu erdrückend.

Als günstig für den geistigen Zustand der Masse könnte man den „Bildungshunger“ anführen, der sich im Volke mehr als früher zu regen scheint. Vielleicht, weil schon der Elementarunterricht die Kleinen nicht mehr richtig satt macht, d. h. nicht volle Klarheit in ihre Köpfe bringt; vielleicht auch, weil der allgemeine Hunger nach Macht und Geld irrtümlich als Streben nach ernster Geistesarbeit gedeutet wird.

Bleibt noch das erschütternde Kriegsende übrig. Ich weiß nicht, ob andere Völker, wenn sie gleich lange und unerhört mißhandelt worden wären, wie das deutsche, besser durchgehalten hätten, als dieses. Ich sehe auch Umstände genug, welche die Hauptschuld am Zusammenbruch der Schulerziehung abnehmen und auf andere Ursachen zurückleiten. Aber Zufall ist es auch nicht, daß 18 Jahre nach Beginn des „Jahrhunderts des Kindes“, als die ersten Zöglinge der Genuß- und Freudenära in unsere Kampflinien einrückten, unsere

Widerstandskraft plötzlich zusammenbrach und schmachvolle Wehrlosmachung und Meuterei über uns gebracht wurde. Es ist das bis zu einem gewissen Grade Notwendigkeit; es ist die natürliche Rache einer verhätschelten Jugend an den törichten „Alten“. Die Genuß- und Freudenpädagogen sind es, die eine Jugend herangebildet haben, welche Freiheit wollte, nicht Zwang, leichtfröhlichen Genuß des Daseins, keine Mühe und Anstrengung, Zuwendungen, nicht Opfer, die leben wollte, nicht sterben. Diese ganze eudämonistische Richtung in der Erziehung hat der deutschen Jugend das moralische Rückgrat gebrochen und damit den langen Rest vom „Jahrhundert des Kindes“ in voraussichtlich bitterstes Leiden und Erleiden umgewandelt . . .

Es müßte hiernach gezeigt werden, wie der grundlegende Teil der Jugendbildung wieder in die rechte Verfassung zu bringen ist. Ich habe dies in meiner Schrift: „Die Grundschule“*) getan und kann mich deshalb hier darauf beschränken, auf die Abschnitte D bis G dieser Schrift zu verweisen. Hermann Walsemann.

Pädagogik

Deckelmann: „Die Literatur des 19. Jahrhunderts im deutschen Unterricht“. — 3. Auflage, Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1919.

Vor etwa zwölf Jahren brachte die Abiturientenzeitung eines Berliner Gymnasiums in einer gut gelungenen Nachahmung des üblichen Jahresberichtes die angebliche Verordnung des Provinzialschulkolleginms, daß der deutsche Unterricht von nun an über Schiller und Goethe hinaus bis zu Kleist fortgeführt werden dürfe. Obwohl die Theorie bereits anders darüber dachte, war es damals noch blutige Ironie auf die Praxis. Seitdem hat sich gottlob vieles geändert, und keinen so kleinen Anteil an dem Vollzug dieses Wandels darf das vorliegende Buch für sich in Anspruch nehmen. Es war gegenüber einer zeitweilig sehr beengten Auffassung fast eine Tat, ein ganzes Buch von 500 Seiten zu schreiben, das sich ausschließlich mit der Literatur des 19. Jahrhunderts unter dem Gesichtspunkt ihrer Auswertung für den deutschen Unterricht beschäftigte. Daß die reichen Anregungen, die es geboten hat, auf fruchtbaren Boden gefallen sind, zeigt der schöne Erfolg, der ihm beschieden gewesen: es liegt in dritter, verbesserter Auflage vor, die gewiß nicht die letzte sein wird.

Deckelmann verspricht dafür, weiterhin nach fruchtbarer Lektüre Ausschau zu halten, und das ist nur zu begrüßen. Freilich sollte er auch in Zeiten besserer Papierbelieferung den Band darum nicht stärker anschwellen lassen; ohne den Vorzug anregender Reichhaltigkeit einzubüßen, wird künftig manches fortfallen können, weil es seinen Zweck erfüllt hat: Keller, Storm, Conrad Ferdinand Meyer haben die ihnen zustehende Schätzung auch im Schulunterricht wohl allgemein gewonnen, mehr literar-historische Ausführungen (wie die über Gutzkow) können ohne Schaden den einschlägigen Literatur-

*) Walsemann, Die Grundschule als elementare Bildungseinrichtung für alle schulreifen Kinder. Schleswig 1919. Verlag der „Neudeutschen Erziehung“, Pr. 4 Mk.

geschichten vorbehalten werden; wieder anderen Partien (Romantik, besonders Novalis) wird eine Raumbeschränkung nicht schaden, weil sie zum Teil über eine wirklich nutzbringende Schulbehandlung hinauslagen, zum andern als minder geeignet oder wertvoll (Boy-Ed, Paul Keller) ausscheiden sollten. Jedenfalls ließe sich so Platz schaffen, um auch für den Unterricht über die Generation von 1890, mit der das Buch ungefähr abschließt, hinauszuführen. Es soll damit keineswegs den Jungen und Jüngsten ohne weiteres das Wort geredet werden; aber es bedarf auch anderseits keiner weiteren statistischen Erhebungen, um festzustellen, daß viele Gymnasien usw. bereits längst darüber hinausgeschritten sind, und wenn künftighin Deckelmanns Buch durch gute Orientierung und sachgemäße Behandlung zweckmäßig ausgewählter Stellen und Stücke auch für diese Zeit führend oder doch anleitend voranginge, so wäre damit viel erreicht. Denn es ist nicht zu übersehen, daß diese Beschäftigung mit der neuesten Literatur in der Privatlektüre, in den Vorträgen der Schüler oder selbst im Pensum den verständlichen Hang, auch modern zu sein, d. h. mit der Zeit Schritt zu halten, ihren Forderungen und Wünschen Verständnis zu bezeigen, oft ohne Distanzierung und mit falscher Blickstellung erfolgt und deshalb gleichzeitig den Alten unbarmherzig das Urteil spricht, während sie die Jungen lediglich um ihrer Neuartigkeit willen ad astra erhebt. Hier bleibt durch eine sorgfältige Auswahl geeigneter Werke, die, wie Paul Ernsts strenge Dramatik, Hofmannsthals Umdichtungen oder Hasenclevers „Antigone“ den kritischen Vergleich mit den Klassikern und der Antike und eine selbständige, nun aus eigener Einsicht gewonnene Stellungnahme unumgänglich macht, fraglos vieles zu tun. Ueberhaupt könnte das Prinzip, den jeweils behandelten Dichter für den größten und bedeutsamsten zu halten, das in den oberen Klassen gewöhnlich durch eine im Alter begründete selbstherrliche Unterschätzung abgelöst wird, durch geschickte Heranziehung neuerer Dichter und ein Vertrautwerden mit ihren Bestrebungen vielfach reguliert werden. Wilhelm Schäfers quellklare, sprachschöne Dichtung und sein bei aller Kürze inhaltschwerer „Lebensabriß“, der auch Primanern schon viel zu bieten vermag, wäre hier auf der einen Seite, Molos geschickt gemachte, aber in großen Teilen völlig verfehlte Romane auf der andern beispielshalber zu nennen. Daß sich an die biographischen Versuche, wie sie gerade in Schäfers „Pestalozzi“ und in Molos „Schiller“ oder in seinem Friedrich-Roman vorliegen, lehrreiche Parallelbetrachtungen über die wechselvollen Abwandlungen in der Proträtkunst so der Literatur wie der Malerei anreihen ließen, sei nur nebenher erwähnt. Schließlich dürfte natürlich der Expressionismus in seinem Wesen, Werden und Wollen nicht übergangen werden, und hierbei würden Proben aus den Programmschriften seiner Wortführer, wie Edschmidt, Krell (Sammlung Tribüne, Erich Reiß Verlag), sehr am Platze sein. Eine ähnlich knappe, aber erschöpfende Gegenüberstellung von literarischem Impressionismus und Expressionismus, wie es für die Malerei jüngst Franz Landsberger hübsch dargeboten hat (Verlag Klinkhardt & Biermann, Leipzig), wird hoffentlich nicht auf die Dauer zu vermissen bleiben. Damit aber mögen die Wünsche verstummen, welche die vorliegende Neuausgabe für weitere Auflagen wachgerufen hatte. —

Walter Heynen.

Dr. Werner Mahrholz, Deutsche Selbstbekenntnisse. Ein Beitrag zur Geschichte der Selbstbiographie von der Mystik bis zum Pietismus. Furche-Verlag, Berlin 1919. 254 S.

Während wir immer noch auf den schon 1907 „in kurzer Zeit" versprochenen zweiten Band von Georg Mischs universalhistorischer Geschichte der Autobiographie warten, der bis ins 17. Jahrhundert führen soll, ist uns durch Mahrholz ein bei geringem Umfang inhaltsreiches Buch über die deutsche Selbstbiographie von der Mystik des 13. Jahrhunderts bis zum Pietismus im 18. beschert worden. Eine ihm bei einer Frage der Goetheforschung sich aufdrängende Analyse der bürgerlichen Lebensform im 18. Jahrhundert führte ihn zu der Erkenntnis, daß die reinste Quelle dazu in der Summe der bürgerlichen Selbstbiographien zu suchen sei, deren Untersuchung ihn dann mit geschichtlichem Zwang bis in die Zeit der Mystik zurückführte. So entstand eine Arbeit, die für die wechselseitige Erkenntnis der Entwicklung des Bürgertums und der Selbstbiographie geistesgeschichtlich wertvoll ist. Dabei fällt die Entwicklung des bürgerlichen Geistes zusammen mit der Entwicklung der Selbstbesinnung und Individualisierung, worin schon Misch den großen Zusammenhang der europäischen Autobiographien erblickte.

Eine Spaltung des Begriffes Bürgertum in drei terminologisch geschickte und selbständige, zugleich Entwicklungsstufen repräsentierende Typen gibt dem ganzen Stoff und seiner Behandlung eine klare Gliederung, einen stets deutlichen Gesichtspunkt. Mahrholz unterscheidet die Lebensform des Kleinbürgers mit enger Begrenztheit des Seins, geringster Weltbeziehung, aber desto tieferer Innigkeit seelischer Versenkung von der des Mittelbürgers, der die Enge familiären Daseins sprengt und unter starker geistiger Ausweitung von den allgemeinen Interessen der Gesamtmenschheit, der Wissenschaft, der Natur, der Kultur umgetrieben wird, während die höchste Blüte bürgerlicher Lebensform, der Großbürger, die beiden andern Auffassungen, das seelisch Innige der einen, das geistig Weitschweifende der andern zu einer großen Neuordnung verbindet, deren Umgrenzung durch die willenskräftige Vertiefung in den Begriff Staat und Vaterland gegeben ist. Historisch ausgeprägt findet Mahrholz diese Stufenfolge in den beiden Jahrhunderten nach Ende des Reformationszeitalters, deren aus dem kleinbürgerlich religiösen Individualismus des ausgehenden Mittelalters erwachsenes Großbürgertum (Höhepunkt: Bartholomäus Sastrow) im 30jährigen Kriege endgültig zerfiel, um nun in langsamer Neubildung durch die breite Fruchtbarkeit des Pietismus hindurch in mannigfaltig abgestufter Kleinbürgerlichkeit emporzusteigen über die psychologische Befreiung (Höhepunkt: Moritz) — dies nur umfaßt der vorliegende Band — zur mittel- und großbürgerlichen Geisteseinstellung, deren Behandlung von einer Fortsetzung zu erwarten ist.

Der Gefahr, die in einer solchen wegeweisenden Begriffsaufstellung liegt, ist sich Mahrholz durchaus bewußt und verfällt deshalb im ganzen nicht in den naheliegenden Fehler, nun auch in der geschichtlichen Darstellung zu konstruieren, wie man dies bei Kuno Fischer finden kann, und die Individuen gewaltsam zu typisieren; vielmehr kommen die einzelnen autobiographischen Formen auch

innerhalb dieses Rahmens klar zur Geltung und Herausarbeitung; eine ewige geschichtsschreiberische Aufgabe wird hiermit erfüllt. Dagegen muß bemerkt werden, daß die Anwendung des Begriffes „großbürgerlich“ auf die Höhepunkte des 16. Jahrhunderts — „die Stufe des großbürgerlichen Individualismus ist erreicht, ein historischer Ring ist geschlossen“ — in strenger Haltung an Mahrholz' eigene Definition nicht zulässig erscheint, da in dem großen Auftakt der individualistischen Entwicklung vom 13. bis 16. Jahrhundert die mittelbürgerliche Stufe in Wirklichkeit und in dieser Darstellung völlig fehlt, und dementsprechend auch in der Höhenleistung des 16. Jahrhunderts die postulierte Synthese klein- und mittelbürgerlicher Geisteshaltung keineswegs einleuchtend stattfindet. Die Berechtigung des ganzen Begriffsverhältnisses wird überhaupt erst der 2. Band darzutun haben.

Um so klarer und überzeugender ist die Darstellung der kleinbürgerlichen Autobiographik geraten; aus der Masse des Stoffes holt Mahrholz nur geeignete Repräsentanten heraus, deren Wesen er oft auf glückliche Formeln bringt. Die bekannte Bedeutung des Pietismus für die Autobiographie und die gesamte Geistesgeschichte kommt dabei oft überraschend neu zur Geltung; seine Bemerkungen zeigen, wie der teleologische Einschlag der Pietistenbiographie die entwicklungsmäßige Auffassung inneren Geschehens früh vorbereitet, oder wie seine religiöse Selbstbeobachtung und die moralische eines Haller und Gellert noch Mittel zum Zweck, doch bereits Vorstufe zur rein psychologischen Analyse ist, der die Selbstbeobachtung Selbstzweck ist.

Zur Erläuterung zahlreich angeführte charakteristische Stellen machen die Arbeit zugleich zu einem nützlichen autobiographischen Lesebuch.

Die Würdigung der künstlerischen Gestaltung der Selbstbiographie tritt stark zurück; dies erklärt sich aus der ganzen Fragestellung der Arbeit; sie wird aber in der Fortführung mehr Aufmerksamkeit beanspruchen dürfen. Bedenklicher ist, was damit zusammenhängt, daß Mahrholz die autobiographischen Quellen wenig literarhistorisch-kritisch anfaßt; mag dies bei der von Haus aus gewiß unliterarischen Gattung in älteren Zeiten hingehen, so ist doch sicher, daß im Fortschreiten der Entwicklung auch die Autobiographie unausweichlich immer mehr in den Kreis der literarischen Einwirkung tritt, der erst durchschaut werden muß, ehe man dem Werk seine Stellung anweist. Im 18. Jahrhundert ist dies schon stark der Fall, und ein Mann, dem Mahrholz den breitesten Raum in seiner ganzen Darstellung gönnt, Jung Stilling, ist ein Beweis dafür. Mahrholz hat diesen gewiß wichtigen Vertreter der Selbstbiographie zum Teil recht falsch beurteilt und eingestellt, indem er dem „romantischen“ Charakter Stillings viel zu große Bedeutung beilegte. Die in der Monographie des Rezensenten dargestellte Entstehungsgeschichte dieser Autobiographie zeigt, daß fast alles, was bei Stilling in den ersten Teilen nach unpietistischer Romantik aussieht, der ganz äußerlich aufgesetzten, anderwärts offen eingestandenen Tendenz entspringt, den weltfrohen Straßburger Freunden, denen er seine Geschichte schickt, seine moralischen und frommen Gedanken schmackhaft zu machen. So nur kommt es, daß eine Welle bewußt ausgegossener, literarisch angelernter und anempfundener Elemente aus Goethes Straßburg die Darstellung seines Jugendlebens tränkt, und auch dann noch mußte Goethe große religiöse Partien ausmerzen, um die heutige

Wirkung zu erzielen. Von „sehr positiven Beziehungen zur weltlichen Literatur“ kann daher auch keine Rede sein, sie sind vielmehr weit beschränkter und dürftiger, als Stilling glauben machen will. Nicht höher ist auch seine Kenntnis der Volkslieder und Märchen einzuschätzen; ebenso kritisch ist es zu nehmen, wenn er für Homer schwärmt. Die „Problematik“, die Mahrholz angesichts dieser Mischung mit Recht empfindet, löst sich so eindeutig: der wahre Stilling ist der der letzten Teile der Lebensgeschichte; von dem Romantiker bleibt nach Abzug dieser Täuschungen nur eine starke Empfindsamkeit, die sich aus dem Pietismus und Klopstock allein hinreichend erklärt und schwerlich gestattet, Stilling (der übrigens nie in Mannheim, sondern zuletzt in Karlsruhe gelebt hat und gestorben ist) in die romantische Ausartung des Pietismus einzureihen.

Zum Schluß gibt Mahrholz eine dankenswerte Zusammenstellung aller von ihm gesammelten Titel von Autobiographien bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts, die er durch weitere Nachweisungen zu ergänzen bittet. G. Stecher.

Theater

Friedrich Hebbel in der Volksbühne. Der Tell des Staatstheaters.

Der Maurersohn Friedrich Hebbel hat Werke geschaffen, die wenn man sie aus der dramatischen Weltliteratur herausnähme, eine Lücke ließen, die nicht auszufüllen wäre. Denn wie jeder Große war auch er ein nur Einmalgültiger, ein Einmalgültiger in seiner Stärke, ein Einmalgültiger in seiner Schwäche. Aber wie stark und bezwingend sein Werk auch auf uns einwirkt, wie ganz aus den Tiefen kommend seine Gestalten auch aufsteigen, nicht minder groß als dieses war sein Leben selbst. Ja, vielleicht war es sein größtes Werk, in dem dunkelstes Leid brannte wie in dem Leben keines Dichters. Wer einmal seine Tagebuchblätter gelesen hat, dieses einzige große Heldenlied, wie Richard M. Meyer sie schön genannt hat, wer weiß, auf welchen kaum noch dürftig zu nennenden Anfängen seine wirtschaftliche und künstlerische Existenz sich aufbaute, welche schneidenden Erkenntnisse in seinem Geisteskampfe ihn zu erstarren drohten am „Seziertisch der Menschheit“, der wird für die Partien in seinen Werken, in denen nicht immer alles zum vollen Bilde sich rundet, sondern eine allzu schürfende Analyse ihr künstlerisches Leben bedroht, nur deswegen erschütternde Deutung gefunden haben, um zu ihren Gipfelpunkten um so bewundernder herauszusehen, um vor dem gigantischen Siegeswillen dieses großen Mannes sich in Ehrfurcht zu beugen. Daß unsere Bühnen es tun, kann allerdings kaum behauptet werden. Von seiner „Judith“ und „Maria Magdalene“, die hin und wieder auf dem Spielplan erschienen, abgesehen, zieht man es vor, seine „Niebelungen“ z. B. so gut wie ganz zu ignorieren, und zu der letzten Aufführung von „Herodes und Marianne“ z. B. verstieg man sich vor ca. acht Jahren. Im Schillertheater! Dafür aber bereitet man einem gewissen Publikum, das sich vorwiegend aus Schiebern und anderen Kriegsgefallenen zusammensetzt, eine um so ausgezeichnetere Kost . . . Nun, freuen wir uns, daß die Volksbühne auch in diesem Falle mit ihrem Repertoire die meisten

übrigen Bühnen beschämt und Hebbels Tragödie vom Ring des Gyges uns wieder in Erinnerung brachte. Und bei dieser Gelegenheit mußte der unglückliche Kandaules von dem Kritiker der Täglichen Rundschau sich eine wundersame Beurteilung seines Wesens gefallen lassen: „Der etwas weichliche König, hieß es dort ungefähr, verschmäht altehrwürdige Traditionen, um sich mit dem oberflächlichen Tand schmeichlerischer Hofkünstler zu schmücken.“ Armer Kandaules! Du, der Du die Worte sprachst vom Schlaf der Welt, der Du sagtest:

„Ich weiß gewiß, die Zeit wird einmal kommen,
Wo alles denkt wie ich; was steckt denn auch
In Schleiern, Kronen oder rost'gen Schwertern,
Das ewig wäre? — “

Doch beunruhige Dich nicht, daß man Dich so grausam verkannte! Du warst ja im Recht, als Du das zwar „ehrwürdige“, doch drückende und verrostete Requisit verschmähtest und Deinem „schmeichlerischen Hofkünstler“ Auftrag gabst, Dir eine neue, schimmerndere, leichtere Krone anzufertigen, ein Diadem mit „allen Kleinodien aus dem Schacht der Berge und dem Grund der Meere,“ Du warst ja im Recht, als Du das zwar „ehrwürdige“, doch plumpe und unhandliche Schwert mit einem neuen vertauschtest, das „man schwingen kann, wenn man's muß“, Du warst ja im Recht, als Dir Deine schöne Rhodope, „Aphroditens Schwester“, zu teuer war, um sie aus ewigem Dämmer nicht hinausführen zu wollen in helleres Licht, damit ihr Wunderbild nicht umsonst sich gefügt hat. Gewiß, auch Eitelkeit war mit im Spiel, aber begehrt man einen Schatz. um ihn wie ein Geizhals zu verstecken, versündigt sich nicht die Schönheit, die sich mit Dunkelheit schlägt? Ja, Du warst in allem im Recht, unglücklicher König, wir alle, der Kritiker der Täglichen Rundschau ausgenommen, denken heute so wie Du, und Du wurdest nur deswegen zum Sünder an Deiner Gemahlin, weil Deine Sehnsucht zu stark war, um sich noch länger knechten zu lassen. Du wußtest so gut, daß Traditionen, ach, so leicht zur „Schlamperei“ werden können, wenn man ihnen ein zu langes Daseinsrecht einräumt, daß die Luft nicht still steht und der Strom immer fließt. Aber Du standest noch allein in Deiner Welt, Dein Gang war zu rasch für die andern, und während die noch schliefen, drängtest Du schon zu neuem Aufbruch. Deine Sünde war — Deine Ungeduld, Dein Verhängnis — nicht schlafen zu wollen. Wie wunderbar hast Du das alles ausgedrückt in den Worten:

„ — — — ei, wenn der Mensch so daliegt,
Die sonst so fleiß'gen Arme schlaff und laß,
Das Auge fest versiegelt und den Mund
Verschlossen, mit den zugekrampften Lippen
Vielleicht ein welkes Rosenblatt noch haltend,
Als wär's der größte Schatz: Das ist wohl auch
Ein wunderliches Bild für den, der wacht
Und zusieht. Doch wenn er nun kommen wollte,
Weil er, auf einem fremden Stern geboren,
Nichts von dem menschlichen Bedürfnis wüßte
Und riefe: Hier sind Früchte, hier ist Wein,
Steh auf und iß und trink! Was tust Du wohl?
Nicht wahr, wenn Du nicht unbewußt ihn würgtest,

Weil Du ihn packtest und zusammendrücktest,
So sprichst Du: Dies ist mehr als Speis' und Trank!
Und schliefest ruhig fort bis an den Morgen,
Der nicht den Einen oder auch den Andern,
Nein, der sie Alle neu ins Dasein ruft.“ — — —

Daß Hebbel die Fabel zu seiner Tragödie „Gyges und sein Ring“, in der die tragischste Figur weder Rhodope noch Gyges, sondern allein der König Kandaules ist, dem Geschichtsschreiber Herodot verdankt, ist bekannt. Der Zauberring jedoch, der in die Handlung verwoben ist und der es Kandaules ermöglicht, seinem Freunde Gyges unbemerkten Eintritt in das Schlafgemach seiner Gemahlin zu verschaffen, damit seine Glut sich an ihr entzünde, dieser Zauberring ist nur dazu angetan, das Ganze in eine mystisch-märchenhafte Sphäre zu rücken und den poetischen Glanz der Dichtung zu erhöhen. Die Menschlichkeit der Charaktere wird durch ihn nicht entkräftet, ihre Leidenschaften bleiben ganz diesseitig, fern aller Zauberei, der geheimnisvolle Ring kann nur Anstoß, nie Ursache sein, und darum bleibt diese formvollendetste Tragödie Hebbels immer nur das, was jede wahrhafte dramatische Dichtung nur sein kann: ein Zusammenprallen menschlicher Leidenschaften. Freilich, nicht alles ist gleichwertig an dichterischer Belebung, der Psychologe Hebbel nagt auch hier, gerade hier, nicht selten an dem Dichter, ja vertreibt ihn bisweilen ganz, um ein steiles Gedankengerüst empfindlich hervorzukehren: Doch der Dichter läßt sich nur immer für Augenblicke verbannen, er kehrt immer wieder, formt herrliche Bilder, verbreitet um sich die Schauer des Ewigen und bleibt so zum Schluß Sieger auf dem Kampfplatz.

Dieses Werk in Szene zu setzen, wäre eine lohnende Aufgabe für einen modernen Regisseur vom Range Ludwig Bergers, der leider der Volksbühne verloren gegangen ist, um zu Reinhardt überzutreten, wo er um die Weihnachtszeit Strindbergs „Advent“ so meisterlich inszenierte. Die Volksbühne hat dafür dem Schauspieler Guido Herzfeld das Hebbelsche Werk in die Hand gegeben, und man kann ihm zugestehen, daß er es an Sorgfalt und Gründlichkeit nicht fehlen ließ. Zu mehr war seine Hand nicht stark, nicht schöpferisch genug. Außerdem fehlte ihm zur Lösung seiner Aufgabe ein wesentlicher Faktor: Eine Rhodope, für die Mary Dietrich, der man sie gab, durchaus keine geeignete Kraft ist. Zunächst krankte ihre Rhodophe — ähnlich wie ihre Penthesilea — an einer Monotonie in der Tonfärbung, die zwar für die Momente des Schauderns die dunkle Melodie hat, aber für die der Aufgewühltheit, des Entsetzens keine, die die Unerbittlichkeit ihres Schicksals herausschleuderte. Und wenn sie vor dem gewaltsam zurückgeholten Gyges das Bekenntnis ablegt: „Ich muß mich Dir vermählen“, eine Stelle, in der der Dichter wieder von dem Psychologen in die Enge getrieben ist, dann ist es zwecklos, die Gewagtheit dieser letzten Konsequenz durch ein weiches, fast lamentierendes Spiel zu mildern. Nein, ehern, erstarrt, unter dem Zwange eines vernichtenden Gesetzes müssen diese Worte gesprochen werden, wenn man nicht erst recht zu spüren bekommen soll, daß Hebbel uns hier das Aeußerste zumutet. Straffheit, Gedrängtheit, zusammenraffende Konzentration, das war es, was der Dietrich bei der Gestaltung ihrer Rhodope vor allem mangelte. Wenn sie trotzdem nicht unwahr wirkte, so bewies

sie nur von neuem, daß sie eine gute Schauspielerin ist. Ein glänzendes Zeugnis für seine künstlerischen Fähigkeiten dagegen legte Stahl-Nachbaur, Kayßlers jüngerer Bruder, wie ihn ein Kritiker einmal nicht unrichtig genannt hat, in der Rolle des Kandaules ab, dessen geistige Umrisse bezwingend vor uns auflebten. Die Verse vom Schlaf der Welt, mit souveränster Sprachtechnik vorgetragen, klangen wie eine dunkle Klage aus seinem Munde. Aber auch die Leidenschaft des Lydierkönigs wußte er kraftvoll zu durchfühlen, obgleich hier einiges in markierender Aeußerlichkeit stecken blieb; doch wenn ihm in der großen Szene mit Gyges, in der er wie ein entflammter Priester die Schönheit seiner Gattin preist, die Stimme vor Glut zu brechen drohte, dann brannte sein Bild vor dem zeitlosen Hintergrunde auf wie eine lodernde Fackel. Gyges war ein neuer Mann, Günther Hardank. Herbe, streng, fast mönchisch, mehr Germane als Hellene, mehr Mann als Jüngling. Echte Ergriffenheit tönte in seinen Versen, und wenn er vielleicht auch nicht „der Gyges" gewesen ist, so war er immerhin „ein Gyges", ein Gyges, mit dem jede Bühne eine Aufführung der Tragödie wagen darf. Die Volksbühne ist wieder reicher um einen Schauspieler von Rang. Eugen Eisenlohr gab den Thoas, bieder und treuherzig, nur ein wenig zu behäbig, Ida Liebisch und Cläre Kollmann als Hero uud Lesbia waren figürlich nicht ganz am Platze.

Von den übrigen Berliner Bühnen läßt sich entweder nichts oder nur Peinliches berichten. Und einige von ihnen, die man früher einmal ernst nehmen durfte, sind ganz eingeschlafen und scheinen vergessen zu haben, wozu sie da sind. Es lebt sich auch so bequem, wenn man ein Stück wie Schloß Wetterstein 100mal fast ohne Unterbrechung herunterleiern kann und die Kasse dabei noch Orgien feiert. Darum noch ein paar nachträgliche Worte über den Jeßnerschen „Tell" des Staatstheaters, der, wie noch in Erinnerung, bei der Erstaufführung die Radauszenen jener „Beharrlichen" heraufbeschwor, die immer krakeelen, sobald nur etwas gewagt wird, das von dem bisher Gekannten abweicht. Damit soll jedoch nicht gesagt werden, daß die szenische Neuschöpfung des neuen Intendanten bereits restloses Gelingen bedeutete, nein, sie war vor allem ein Versprechen, daß das ehemalige Kgl. Schauspielhaus, das in jahrelanger künstlerischer Verödung als lebendiges Theater kaum noch in Frage kam, in Zukunft wieder als Zeitbühne gelten soll in des Wortes bester Bedeutung. So war die Tellaufführung Leopold Jeßners eine positive Annäherung an den Zeitgeist einerseits und eine künstlerische Neubelebung des Dramas anderseits, eine Neuformung, die uns vergessen ließ, was uns die Schule einmal an Schillers großem Freiheitsgedicht verpatzt und verleidet hat. Freilich, das Szenische war nicht immer frei von Gewaltsamkeiten, stieß bis zu Extremen vor, die hätten vermieden werden müssen, wie es z. B. nicht angeht, daß die Brückengebilde des 1. Bildes, hinter denen der tobende See zu denken ist, mit hineingenommen werden in den Schloßsaal Attinghausens, die dann in der Sterbeszene besonders illusionsstörend wirken. Eine solche Zusammenziehung des Bühnenbildes führt denn doch zu weit und läßt nur den Wunsch aufkommen nach einem völlig dekorationslosen Spiel, mit dem wir uns indes gerade im Tell wohl kaum einverstanden erklären würden. Anderes wieder wirkte suggestiv, überwältigend, wie die riesigen Bergformen, die nur durch faltig ge-

spannte Tücher angedeutet waren, aber tausendmal mehr Gebirgsluft erzeugten als eine Dekoration mit allen Schikanen und Details. Durch dieses nur Ahnen-lassen des Hintergrundes wurde die große Freiheitsidee, die „unveräußerlich ist wie die Sterne selbst", um so leuchtender herauskristallisiert, das Schillersche Wort, nicht immer gestaltet, wie man weiß, aber immer bezwingend, wenn es nur die Freiheit gilt, konnte um so beschwingter auf uns eindringen, unbeschwert von allem Nebensächlichen. Was im Großen Schauspielhaus nicht nur des Raumes wegen bei dem Hamlet mißlang, glückte hier überraschend, denn Shakespeare, den Psychologen, kann man nicht stilisieren, ohne einen Teil von ihm, den wertvollsten, zu übergehen, aber den Schiller des Tell, den Gestalter von Typen, kann man auf einen Ton abstimmen, ohne Wesentliches zu unterdrücken. Freilich, wenn man die Dichtung von dieser Seite aus zu erobern sucht, wenn man, wie Jeßner es tat, sich ganz auf die große innere Linie einstellt, um diese ungebrochen herauszuschleudern, so gehören hierzu Schauspieler, die diesem Stil kongenial sich hingeben und allen Nuancierungen entschlossen Valet sagen. Darum gehörte auf diese Szenerie nicht ein Bassermannscher, sondern ein Kayßlerscher Tell, aber Bassermann wollte auch einmal den Tell spielen, man ließ ihn gewähren und — schuf einen klaffenden Widerspruch. Denn man kann auf eine synthetische Bühne nicht einen analytischen Tell stellen, einen naturalistischen Darsteller nicht expressionistisch umranken; daß es dahin kommen würde, stand für jeden fest, dem der Meisterspieler des Solneß kein Fremder war, der weiß, daß er im Grunde genommen zwischen Ibsen und den Klassikern keinen Unterschied macht. So brach er wieder die Worte, knipste mit den Fingern, summte vor sich hin, mit einem Wort, gab eine Fülle von Nuancierungen, die, aneinandergereiht, zwar ein Bild schufen von bestrickender Menschlichkeit, aber eines, das alles zerstörte, was der Regisseur um ihn herum geschaffen. Bassermanns Tell verlangte geradezu nach Umgebung, nach Einzelheiten, nach individueller Oertlichkeit, und gerade das Gegenteil sollte der Fall sein. Aber dennoch, dennoch: Ein Schauspieler vom Range Bassermanns läßt nie allzu lange Bedenken aufkommen, er zwingt den Kritiker ganz einfach, sich ihm zu unterwerfen, früher oder später, um so das Spiel auf seine Weise zu gewinnen. Tells Familienleben z. B. erblühte unter seinen Händen zu einer Idylle von schwellendem Leben, und in den Worten „Oeffnet die Gasse" der Apfelschuß-Szene gellte aufgepeitschte Männlichkeit wie nie zuvor. Bassermanns Tell war kein Schillerscher im allgemeinen, kein Jeßnerscher im besonderen, aber ein Bassermannscher in seiner ganzen Vollkraft. Die übrigen Darsteller, allerdings schwächerer Individualität, standen weit mehr unter Jeßnerscher Regie, und von diesen, die fast alle gut waren, muß noch vor allem Ed. von Wintersteins Stauffacher genannt werden: Eine Hodlerfigur, stark in jedem Wort, geschlossen in jeder Bewegung. Ganz Gegensatz zu Bassermann. Dann noch Fritz Kortners Geßler und Karl de Vogts Melchthal. Alles in allem: es war ein Abend, wie man ihn so schöpferisch belebt in diesem Haus früher kaum erwarten durfte.

Hans Orlowius, Berlin.

Theater in der Königgrätzerstraße: F. Wedekind, König Nikolo.

Mit eigenem Empfinden sieht man am 13. März 1920 dies Drama von Umsturz und Läuterung, diese Komödie vom König, dem Bettler und dem Narren. Der Dichter weiß um die kommenden Dinge. Hätte er sie gesehen, er hätte sie nicht gedichtet, nicht so gedichtet. Das letzte Wort jener Generation, die ihr Lebenswerk in äußerem Frieden hat schaffen können, ist Michael Kramers bittere Frage an das große Unbekannte, ist Prosperos „Indipohdi: Niemand weiß es", ist Wedekinds melancholisches: „So ist das Leben", eine närrische Krone und eine weisheitsschwere Narrenkappe. Glaube wächst wohl nur aus äußerer Not.

Dies Werk, in manchem Sinne neben Frühlings Erwachen Wedekinds reinste Dichtung, scheint uns so deutlich. Und doch fürchtete er, nicht verstanden zu werden, und müht sich, mit Worten begreiflich zu machen, was nur in der Gestalt ergriffen werden kann. Er dichtet einen Prolog, der uns sagt, dieser König und dieser Narr, das seid ihr selbst, Möglichkeiten eures Wesens, gesehen im äußeren Bilde. Es ist Goethes Wort: „Ein alter Mann ist stets ein König Lear" ins zu Bewußte verflacht. Dies Werk ist gebaut mit Steinen aus Shakespeares mächtigem Gebirge. Hamlet, Lear, Wintermärchen, Der Kaufmann haben Gedanken, Gestalten, Szenen gegeben. Es ist doch ein eigenes und nicht unwürdiges Werk geworden. Freilich Shakespeare schuf Menschen, und wir empfinden, das sind wir auch, Wedekind weiß um uns und um sich und bildet aus solchen Teilen seines Bewußtseins Gestalten, die von seinem Geiste leben nicht von seinem Blut. Shakespeares Menschen sind Geschöpfe, Wesen — Wedekinds nur Schatten.

Es ist die Grenze der ganzen Generation. Schnitzlers, Strindbergs, Ibsens Menschen sind alle solche Schatten, geworfen vom Geist auf die Flächen der Sinnlichkeit. Wir fassen die Seele, die zwischen Licht und Fläche steht, nicht mit Sinn und Empfindung, sondern erschließen sie nur aus den Umrissen ihres Schattens. Einer steht abseits, ein Schöpfer, Hauptmann. Er aber vermochte kein Werk auszuformen. Ihm fehlt, was jene haben, der Geist, sein Werk bleibt vielfach Entwurf, wird zu selten Gebäude.

Wedekind fügt zusammen, sein Werk hat Geist, Ordnung, Einheit, Stil. Nur das letzte Wort findet er nicht. Er überredet, statt zu überzeugen, nie verdichten sich ihm die Worte zum Gesang — fast nie. Darum gibt er soviel dem Schauspieler auf. Der müßte ihn erfüllen, das Fehlende zu tun. Er selbst hat es wohl gekonnt, nicht immer, aber manchmal. Hartau hier im Königgrätzertheater kann es nicht. Gewiß eine gute Leistung, aber genug ist hier nicht genug. Nur das Unmögliche reichte aus. Wiederum bleibt zu sagen, daß die Regie nicht half. Wedekinds Werk muß besonders gespielt werden. Dies beruht letzthin auf seiner Schwäche. Es verträgt den breit menschlichen Vortrag nicht. Es ist ein Zeichen des hohen Kunstverstandes, den Wedekind besaß, wenn er diese Stilisierung stets nach seinen Kräften vorbereitete; ein hohes Zeichen solchen Kunstverstandes, daß er in diesem seinem seelenhaftesten Stück die stärkste Stilisierung forderte. Er wußte um seine Grenze. Er schafft „Seele" nicht, er projiziert sie auf die Flächen der Sinnlichkeit. Je zusammengefaßter das äußere Bild, um so wirkungsvoller der Um-

riß, und dieser Umriß verträgt und will großes Maß, stärkste Profilierung.

Um Wedekind zu erfassen, muß man ihn verstehen, Wort für Wort, den Sinn jedes Satzes, jeder Antwort, jeder Geste. Die Handlung ist nicht bedeutend genug, aus ihr die Gestalten zu deuten. Shakespeare versteht man fast ohne Worte, Wedekind kaum ohne Vorrede.

Eine Szene war gut, die Schneiderstube. Nur der ungeheure Ausbruch des Königs, gestellt gegen diese Marionetten, blieb in der Fläche haften. Ebenso die Elendkirchweih. Wie konnte man sich durch theatralisches Windbrausen die spukhafte Deutlichkeit der Szene trüben. Gespenstisch scharf, Zug um Zug, Schattenbilder — dann der König, eine Seele, die um Erfüllung, um Erlösung betet. Meinetwegen grotesk zum Komischen hinan, aber anders, seltsam, Stimme des Predigers in der Wüste. Die Aufführung verdient unsern Dank — sein Theater hat Wedekind noch nicht gefunden.

Dr. Kurt Busse.

Geschichte

Lebensläufe aus Franken. Herausgegeben im Auftrage der Gesellschaft für Fränkische Geschichte von Anton Chroust. Band 1. München und Leipzig, Duncker u. Humblot 1919.

Die „Lebensläufe aus Franken" sind ebenso wie die „Badische Biographie", der „Württembergische Nekrolog", die „Bremischen Biographien des 19. Jahrhunderts", die „Hessische Biographie" und das vorbereitete „Rheinische Biographische Lexikon" bestimmt, die große Arbeit der „Allgemeinen Deutschen Biographie" auf landschaftlichem Gebiet zu ergänzen und fortzuführen. Die Vorarbeit der „Allgemeinen Deutschen Biographie" führt in allen solchen Fällen von selbst dazu, die landschaftliche Arbeit auch zeitlich zu begrenzen. Die „Fränkischen Lebensläufe" beschränken sich daher darauf, die Biographien solcher Persönlichkeiten zu bringen, die am 1. Januar 1800 noch am Leben waren. Die Vollendung eines solchen großen Werkes, das der Herausgeber auf 12 Bände schätzt, wird denn auch noch Jahre in Anspruch nehmen und so ist der Entschluß des Herausgebers zu loben, die Publikation der einzelnen Bände nicht nach der strengen Folge des Alphabets vorzunehmen, sondern jeden Band fertiger Arbeiten vom andern unabhängig herauszugeben. Auf diese Weise war es möglich bereits jetzt einen Band der Lebensläufe vorzulegen. Für die einzelnen Bände ist natürlich die Ordnung nach dem Alphabet streng beachtet und später soll „die Einheitlichkeit und Uebersichtlichkeit des ganzen Sammelwerkes durch Register gewahrt werden, die für jeden Band den eignen Inhalt und den der vorhergehenden Bände erkennen lassen. Nach Abschluß des ganzen Werkes soll ein umfassendes Namensverzeichnis erscheinen, das alle Personennamen enthalten wird, die in einem Artikel genannt wurden."

Der Herausgeber erhofft für dies Werk die größere Teilnahme eines allgemein interessierten Leserkreises. Er rechnet also nicht nur mit den Historikern Frankens oder den Biographen des 19. Jahrhunderts. Die Lebensläufe dieses ersten Bandes rechtfertigen inhalt-

lich diese Hoffnung durchaus. Nicht nur durch den überraschenden Reichtum an Persönlichkeiten, Charakteren, Originalen, den Franken bietet, und der in diesen Blättern vor uns aufgeschlagen Bewunderung und innerste Anteilnahme erregt; viele der Biographien sind Arbeiten hervorragender Gestaltungskraft und Erzählungsgabe. Die literarische Leistung wurde nur möglich durch die Freiheit, mit der Chroust die wissenschaftlsche Aufgabe stellte, durch die Forderung, auch den äußeren Lebensgang der darzustellenden Persönlichkeiten mit „reichen Farben“ zu schildern, die persönlichen Züge, „die das Wesen des einzelnen oft besser kennzeichnen als die vollständigste Aufzählung seiner Werke“, stärker hervorzuheben, als das bei der Beschränkung der Aufgabe in der Allgemeinen Deutschen Biographie meistenteils geschehen ist. Chroust hoffte durch diese Bereicherung des literarischen Gegenstandes auch Zeugnisse für die gesellschaftliche, wirtschaftliche und geistige Kultur Frankens im 19. Jahrhundert zu erschließen und wir bestätigen ihm gern, daß alle diese Absichten meistenteils im glücklichsten Ausmaße gelungen sind. Haben wir doch in stillen Nachtstunden den ganzen 560 Seiten umfassenden Band mit ständig gleichem Interesse durchgelesen.

Bei diesen literarischen Absichten war Chroust auch berechtigt einen Weg einzuschlagen, der unter dem Gesichtspunkt der Objektivität wissenschaftlich nicht ohne Bedenken ist. Um gewissermaßen Quellen der Geschichte fließen und das lebendige Leben selbst sprechen zu lassen, hat er manche Biographien der treuen Erinnerung nächster Angehöriger anvertraut; so stammt der übrigens besonders gelungene Lebenslauf des deutschen Einheitspolitikers Karl Brater aus der Feder der schriftstellerisch hochbegabten und bekannten Tochter, Frau Agnes Sapper. Der Erlanger Universitätsprofessor Dr. Walter Caspari schrieb über den Pfarrer und Schriftsteller Karl Heinrich Caspari, Emma Fürstin zu Castell-Rüdenhausen über den 1913 verstorbenen Fürsten Wolfgang zu Castell-Rüdenhausen, Dr. Hermann Frhr. von und zu Egloffstein über den großherzoglich sächsischen Generalmajor Karl August von Egloffstein, Dr. Friedrich Fick über den Professor der Physiologie Adolf Fick. Ich zähle unter den im ganzen 66 Biographien weitere 17 Lebensläufe, die von Angehörigen der Beschriebenen verfaßt sind. Zweifellos hat in einzelnen Fällen diese verwandtschaftliche Nähe das Urteil getrübt, auf der anderen Seite sind die Vorteile für die Bereicherung des Bildes so groß, daß ich den Herausgeber wegen des mutigen Abstreifens aller pedantischen Ueberlegungen nur beglückwünschen kann. Um ein Beispiel zu nennen, in dem sich die verwandtschaftliche Nähe des Biographen von äußerstem Vorteil gezeigt hat, nenne ich die ausgezeichnete Biographie des Gründers der Bayerischen Altertumssammlungen in München, des Direktors des Nationalmuseums von Hefner-Alteneck und seines genialen Sohnes, des Mitarbeiters Werner von Siemens, Friedrich von Hefner-Alteneck, die uns der Schwager des letztgenannten, Geheimer Hofrat Professor Dr. Robert Piloty von der Universität Würzburg geschenkt hat.

Die Lebensläufe von Helden der katholischen Kirche sind auch von Katholiken geschrieben, die der protestantischen Gläubigen von Evangelischen. Das ist selbstverständlich. Wenn in dem Buch der Einschlag katholischer Weltauffassung überwiegt, so ist das die natürliche Folge der beherrschenden Stellung, die die katholische Kirche

in Franken einnimmt. Uebrigens wäre es ungerecht, den katholischen Biographen eine die Wahrheit der Tatsachen beeinträchtigende Beurteilung ihrer Gegenstände vorzuwerfen. Zu den einzelnen Biographien selbst sich kritisch zu äußern, müssen wir natürlich der heimischen Geschichtsforschung überlassen, wir beschränken uns darauf, die besondern Kabinettsstücke dieses Bandes zu nennen, so die Biographie des Gründers des Germanischen Museums Hans Freiherrn von und zu Aufseß, geschrieben vom ersten Direktor des Museums Dr. von Bezold, die des Bleistiftfabrikanten Johann Faber von Dr. Theodor Bitterauf und des Freiherrn Lothar von Faber von demselben Münchener Historiker, die des sozialdemokratischen Abgeordneten Grillenberger von seinem Freund, dem bekannten schwäbischen Sozialisten Wilhelm Blos, ferner die Arbeiten von Merkle über den prinzlichen „Wundertäter" Alexander von Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst und über den großen katholischen Kirchenhistoriker Hergenröther, endlich die Biographie des genialen Kommunalpolitikers nnd Wirtschaftspolitikers, des Nürnberger Bürgermeisters Scharrer, dem wir die erste Eisenbahn in Deutschland verdanken, geschrieben von Archivrat Dr. Mummenhoff in Nürnberg.

Walther Schotte.

Martin Luther. Ein Bild seines Lebens und Wirkens. Mit 384 Abbildungen, vorwiegend nach alten Quellen. Von Paul Schreckenbach und Franz Neuber. Zweite, durchgesehene und verbesserte Auflage. Leipzig, J. J. Weber. 1920.

Ein Volksbuch über Luther in neuer Art, bei der Darstellung und Bild gleichwertig zur Geltung kommen. An den bekannten Verlag kann man hohe Ansprüche stellen, und auch diesmal hat er seinen alten Ruhm bewährt. Der Druck ist tadellos, und die Abbildungen technisch vorzüglich. Nur das Format des Buches mit seinen für das Auge unbequemen Langzeilen von 17 cm möchten wir doch noch einmal zur Erwägung anheimstellen.

Das Leben Luthers schreibt P. Schreckenbach in einfachem Erzählerton, der sich von der Aufrollung der Kontroversen frei hält. Ein Volksbuch über den Reformator muß über manche Schwierigkeiten, die der Sohn seiner Zeit uns Jetztlebenden bietet, hinweggehen und doch die neuen Forschungen zugrunde legen. Es kommt darauf an, das Bild eines großen Mannes vor Augen zu führen in seinem Werden, Irren, Kämpfen und Siegen, nicht aber den Dogmatiker in seiner Auffassung kirchlicher Probleme zu zeigen, den Glaubensstreiter in langatmigen Tiraden zu einen Heiligen selbst zu machen. Diese Klippe hat der Verfasser glücklich vermieden. Das Register, korrekt und kurz zusammengefaßt, bringt zwar nur lexikalische Daten über die einzelnen Personen und Orte, ist aber grade so, wie es ist, für ein Volksbuch richtig.

Angreifbar ist die Anordnung und die Auswahl in dem Hauptteile, der 115 Seiten umfassenden Bilderbeigabe, und auffallend, daß ihrem Bearbeiter, der mit Fleiß und Spürsinn das Material aus verschiedensten Quellen zusammenzubringen gesucht hat, die größte Sammlung von Lutherbildern in der Preußischen Staatsbibliothek unbekannt geblieben ist. Der Gruppierung stellen sich gewiß technische Schwierigkeiten ent-

gegen, trotzdem dürfte Zusammengehöriges nicht dermaßen auseinandergerissen werden. Das erste kleine Lutherbild von 1519 (nicht 1520) ist weit getrennt von einer späteren Nachahmung, der herrliche Cranachsche Stich, Luther als Junker Jörg, fehlt, ebenso eine Reihe von Nachahmungen des Cranach-Stiches von Luther als Mönch. Ihre Vereinigung hätte gezeigt, wie groß die Nachfrage nach solchen Bildern gewesen ist; die Cranachsche Werkstätte wurde geradezu eine rein handwerksmäßige Vervielfältigungsanstalt. Dadurch geschah es, daß das wahrheitsgetreuste Porträt Luthers von der Meisterhand Cranachs, den jungen Ehemann von 1525 vorstellend, verdrängt wurde und der Lutherkopf in der Nachzeichnung des durchaus unkünstlerischen Bernigeroth in allen Lesebüchern zu finden ist. Als Kuriosum sei erwähnt, daß dieses vor einigen Jahren in einem Turmknopf in Halle entdeckte Bild von einer weit verbreiteten Zeitschrift reproduziert und als besonders wertvoller Fund verherrlicht wurde. — Die ganze Serie, die sich an den stehenden Luther im Stammbuch 1546 anschließt, mit ihren Zufügungen (Studierstube, Schwan) ist gleichfalls fortgelassen oder fortgeblieben. Auch die Abirrungen von dem wahren Luthertypus, die sich verschiedene Künstler im 17. und 18. Jahrhundert erlaubt haben, z. B. den Mann mit den kurzgeschnittenen Haaren, den Reformator als alte Frau, als Goethe u. a. m., wären zu berücksichtigen gewesen. Und ebenso hätte die neuere und neuste Kunst, die doch in der Auffassung der Züge des großen Reformators nicht Unbedeutendes geleistet hat, in Bildern sowohl als in der Skulptur besser vertreten sein müssen. Lieber hätten wir auf verschiedene Porträts von Personen aus dem Lutherkreise verzichtet. Schließlich wäre auch eine textliche Darstellung der Entwicklung des Lutherbildes zur Erklärung sehr erwünscht gewesen. Also Heil einer neuen, dritten Ausgabe, die wir mit Freuden begrüßen werden.

Professor Dr. H. Meisner.

Technik

A. Riedler: Wirklichkeitsblinde in Wissenschaft und Technik. (Verlag Springer, Berlin 1919).

Das Buch ist gewissermaßen eine Flucht in die Öffentlichkeit. R. gibt unter anderem eine Darstellung des Falles Löffler und behandelt im Anschluß daran eine Reihe von Hochschulfragen. Was den Fall des Prof. Dr. Löffler und die zahlreichen persönlichen Bemerkungen anbetrifft, so ist es natürlich unmöglich, hier darauf einzugehen, aber außerdem enthält das Buch eine Fülle von Anregungen und fruchtbaren Gedanken, von denen man im Interesse unserer Hochschulen nur dringend wünschen kann, daß sie nicht ungehört verhallen. Um so mehr, als man sich jetzt endlich auch in den Kreisen unserer akademisch gebildeten Ingenieure darauf zu besinnen scheint, daß die Hauptlast des wirtschaftlichen Aufbaus auf ihren Schultern liegen wird und gerade wegen dieser erhöhten Bedeutung der Technik manche Reformen an den Hochschulen dringend notwendig sind.

Riedler lehnt zunächst den Begriff der voraussetzungslosen Wissenschaft ab und bemerkt sehr richtig, daß die wahre Wissenschaft immer voraussetzungsvoll ist und sein muß. Das Verkennen dieser Tatsache führt mit Notwendigkeit zur Wirklichkeitsblindheit und zwingt den schaffenden Ingenieur, unter erheblichem Verlust an Kraft und Zeit aufs neue für das Leben umzulernen. In diesem Sinne beklagt er die Vorherrschaft der Theoretiker, ohne jedoch die Theorie etwa abzulehnen; im Gegenteil fordert er eine erhebliche Erweiterung theoretischer Vorbildung, allerdings mit dem Unterschied, sie nicht um ihrer selbst willen zu treiben, sondern sie auch auf die Wirklichkeit anzuwenden. Daß dieses meist nicht geschieht, liegt daran, daß die wirklichkeitsgemäße Anwendung der Theorie viel schwieriger ist, als die „reine" Theorie selbst, dann aber auch an einer allmählich historisch gewordenen und von amtlicher Seite liebevoll herangezüchteten Vormachtstellung der Theoretiker. Aus dem Bestreben nach „exakten" Resultaten entnehmen die Theoretiker ihre Sätze und Koeffizienten den „exakten" Wissenschaften, also besonders der Physik, ohne zu bedenken, daß die Physiker sich meist und mit voller Absicht soweit wie möglich von störenden Nebenbedingungen und damit auch teilweise von den Voraussetzungen der Wirklichkeit frei zu machen suchen. Eine Beseitigung dieser äußerst schädigenden Verhältnisse läßt sich nur dadurch erreichen, daß man die wissenschaftliche Inzucht durch Privatdozenten verhindert, und vor allem dadurch, daß die wirklichkeitserfahrenen forschenden Ingenieure, die die großen Betriebe leiten und theoretisches Können mit praktischer Erfahrung verbinden, und die sich der schlecht bezahlten Dozententätigkeit niemals zuwenden werden, für die Hochschulen gewonnen werden.

Nach Erörterung des Falles Löffler wendet sich dann R. in einem Abschnitt „Hochschulwerden" der Entstehung der technischen Hochschulen zu und gibt eine Schilderung der Widerstände, die gerade die aufstrebenden Hochschulen zu überwinden hatten, und die häufig durch den inneren Kampf der Abteilungen noch vermehrt wurden. Von amtlicher Seite wurde dieser Aufstieg lange Zeit mehr gehemmt als gefördert, namentlich auch mit Rücksicht auf die Universitäten, denen man infolge einer teilweise noch heute herrschenden Überschätzung der Wortkultur eine Sonderstellung vorbehalten wollte. So versuchte man, die wichtigsten Lehrgebiete von den Hochschulen abzutrennen und an die Universitäten zu verweisen, um so den Hochschulen den wissenschaftlichen Charakter und damit die Aufstiegsmöglichkeit zu nehmen. Dieser Kampf um die Gleichberechtigung wurde eigentlich erst durch das Eingreifen des Kaisers im Jahre 1900 entschieden. Es erscheint heute wie eine Tragikomödie, daß erst jahrelange Kämpfe nötig waren, um den Hochschulen das Promotionsrecht zu sichern. Riedler schildert dann den ersten Aufstieg der Hochschulen, dem aber bald ein Zerfall folgte, den er vor allem in der weitgehenden Zersplitterung der Lehre sieht.

In einem letzten Teil gibt R. einen Plan an, wie man den drohenden Zerfall der Hochschulen verhindern könnte. Er fordert hier zunächst abermals eine der Wirklichkeit entsprechende voraussetzungsvolle Lehre und einen völligen Neubau derselbe von unten bis oben, die Beseitigung der Vorrechte der einzelnen Abteilungen und eine innige Zusammenfassung der Wissenschaft, um die kostbare Zeit und Kraft der Jugend zu sparen. Als Beweis für die Unhalt-

barkeit der jetzigen Verhältnisse führt er den sattsam bekannten Stundenplan der Hochschulen an, der im 1. und 2. Jahr 43, im 3. und 4. sogar 50 (!) Wochenstunden vorsieht, und der im Zeitalter des Achtstundentages besonderer Erwähnung wert ist. Aber selbst wenn man den Achtstundentag für utopischen Unsinn ansieht (zumal für ein besiegtes Volk), kann bei einer derartigen Überlastung von einer geistigen Verarbeitung des Lehrstoffes nicht mehr die Rede sein.

Es ist vom Standpunkt der Allgemeinheit aus zu bedauern, daß R. sein Buch in die Form einer mit persönlichen Momenten durchsetzten Streitschrift gekleidet hat. Auch die weitgehende Verquickung mit technischen Dingen ist in diesem Sinne ein gewisser Mangel des Buches. Denn obwohl beides natürlich in der Absicht des Verfassers gelegen hat, enthält das Buch doch viele fruchtbare Gedanken, deren Bedeutung weit über den Rahmen alles Technischen hinausgeht. Wenn Riedler seine Pläne für eine Hochschulreform darlegt, so rollt er damit zugleich auch das für die Gebildeten aller Stände so wichtige Problem der Schulreform auf. Die unverständliche und nur durch völlige Unkenntnis der Naturwissenschaften und ihrer Werte für die formale geistige Bildung zu erklärende Entrüstung, die sich seinerzeit bei der Gleichstellung der neunstufigen Realanstalten mit den humanistischen Gymnasien erhob, die für jeden Sachkenner ganz unverständlichen Schlagwörter wie „Nützlichkeitsbildung“ und dergl. sind ja nun dank der Aufklärungsarbeit bedeutender Männer wie Kerschensteiner und anderer verstummt. Aber gebieterisch tritt heute eine neue Forderung auf, die sich allem Anschein nach bereits an den höheren Schulen durchzusetzen scheint, und auf die hier im Zusammenhang mit Riedlers Buch hingewiesen werden mag. Wenn heute noch oft genug die Naturwissenschaften ausschließlich aus formalen Gründen getrieben werden, so ist das eine Sünde am Geiste unseres Jahrhunderts. Es läßt sich durch eine mit weiser Beschränkung getroffene Anwendung der Naturwissenschaften auf die technischen Fragen der Gegenwart auch für die formale Geistesbildung mindestens ebensoviel erreichen, womit dann noch der Vorteil verbunden wäre, daß nicht 99% unserer Gebildeten technischen Problemen mit einer Ahnungslosigkeit gegenüberstehen, die man für unmöglich halten sollte. Daß in der letzten Dorfschule Schiller und Goethe „durchgenommen“ werden, erscheint selbstverständlich, aber man frage einen Gebildeten, wer etwa Heinrich Hertz, Braun, Slaby, Arco sei, und man wird nur selten eine Antwort bekommen. Schiller und Goethe sind vermutlich auch wichtiger als die drahtlose Telegraphie, mit deren Hilfe Deutschland vier Jahre lang um seine moralische Existenzberechtigung gekämpft hat.

Sehr richtig sagt R. zum Schlusse: „Die furchtbare Zeit, in die wir hinabgestoßen sind, zwingt dazu, alle erfahrungslosen Plänemacher abzuweisen. Zunehmend drängen sich „Ideologen“, „Idealisten“ und „Edelmenschen“ hervor, den Mund voll schöner Reden, Leute, deren ganzes Ideal darin besteht, die Wirklichkeit gründlich zu verachten, deren Kenntnis sie durch zielloses Schwärmen und kühnes Behaupten ersetzen“. A. Heinze.

Politische Korrespondenz

Märzfreuden.

Noch einen Stein auf Kapp-Lüttwitz zu werfen, hieße Eulen nach Athen tragen. Ihre Tat war eine Sünde wider den heiligen Geist — nicht der Revolution, aber der Politik. Doch das Ketzergericht ist ein Vergnügen, das wir neidlos den Herrn Müller und Braun und ihrer Presse für ihre demagogischen Zwecke überlassen. Eine detaillierte Geschichte des Umsturzversuches werden wir vielleicht im nächsten Heft geben, für heute begnügen wir uns mit einigen politischen Feststellungen:

1. Die Regierung war, ist und bleibt ein Zweckverband zur Erhaltung der angeblich unentbehrlichen Mehrheitssozialdemokratie. Statt der Geschäfte des Volkes besorgt sie die Geschäfte dieser Partei. Die Wahlen zum Reichstag sollten auf den parteipolitisch günstigsten Moment verschoben werden, die Wahl des Präsidenten sollte, unter Abänderung der eben beschworenen Verfassung, den sicheren Händen der Fraktionen anvertraut werden. (Wenn die Regierung heute bestreitet, daß auch der letzte Plan in ihrer Absicht gelegen habe, findet sie wenig Gläubige. Die neue Zeit ist im Dementieren noch ungenierter als die alte; die Maxime dieser Regierung, über ihre Absichten selbst zu schweigen, sie aber als Forderungen der Partei in deren Presse anzudeuten, ist in zu vielen Fällen bekannt geworden, am durchsichtigsten in der Müllerschen Politik gegenüber Sowjetrußland.)

2. Das Verständnis der Regierung für die Empfindungen der Opposition, ihre Fähigkeiten für die Behandlung der Minderheiten sind noch armseliger, als es die einer Regierung des alten Obrigkeitsstaates je gewesen sind. Die gemäßigtsten der Deutsch-Nationalen, Graf Posadowsky und Dr. Dühringer, machten — vor der entsprechenden Interpellation ihrer Partei — den Präsidenten Ebert auf die Gefahr aufmerksam, die eine Verschiebung der Wahlen nach sich ziehen könnte. Ergebnislos! Lüttwitz und seine Offiziere, ehe sie zu „Hochverrätern" wurden, verlangten — vielleicht mala fide?, um so mehr Diplomatie war nötig, ihnen zu antworten — das Selbstverständlichste von der Welt: Ersetzung einiger der unfähigsten und ungebildetsten Mitglieder des Kabinetts durch sogenannte Fachminister, d. h. Persönlichkeiten, die durch Bildung und Beruf qualifiziert sind für ein leitendes Amt, ferner Aufgabe einer Politik, die uns in die Arme von Sowjetrußland und in einen neuen, absolut aussichtslosen Krieg gegen Westen führen muß; (im Zusammenhang mit diesem Ersuchen steht die Forderung des Generals Lüttwitz, ihm einen politisch mißliebigen General, den er als Fachmann nicht entbehren kann, zu belassen), endlich Reinigung der Verwaltung von jedem Verdacht der Korruption, der im Anschluß an die berühmte Sklarzaffäre unser ganzes öffentliches Leben verpestet. Antwort: General Lüttwitz wird sofort entlassen. Druck erzeugt Gegendruck! Eine Wahrheit die der Regierung nicht bekannt zu sein scheint; statt dessen verfährt sie nach dem Grundsatz, Opposition, die auf Verhandlungswegen und durch Entgegenkommen ohne Gefährdung für den Staat zu mildern oder gar zu überzeugen ist, brutal zu behandeln, solche dagegen, die wahr-

haft anarchisch ist und mit Waffen bekämpft werden sollte, mit Sammethandschuhen und Verhandlungen anzufassen.

3. Es ist gelogen worden im Krieg, in der Revolution; unter der Monarchie, unter der Republik; unter Kapp, unter Müller — aber noch niemals ist soviel gelogen worden wie in den Parlamentsdebatten über die Kappaffäre. Wunderbarste Beispiele der Demagogie sind wohl die feierlichen Nachrufe auf die Märzgefallenen von 1920. Herr Braun „gedenkt in Ehrfurcht derjenigen, die im Kampfe gegen die Hochverräter und zum Schutze der Republik ihr Leben gelassen haben", ich bitte Herrn Braun, Namen zu nennen und zu belegen, daß die Toten dieser Namen im Kampfe gegen Kapp und seine Macht ihr Leben gelassen haben. Unschuldige wird es immer geben, die im Straßenkampf fallen, diejenigen aber, die in diesen Märztagen ihren Tod durch irgend welchen Widerstand verursacht haben, sind nicht als Gegner der Kappregierung, sondern als Gegner der militärischen Macht, als Gegner des Staates überhaupt, als Bolschewisten, als Mörder und Plünderer gefallen. Solcher Art waren beispielsweise die Toten aus dem Kampf um das Schöneberger Rathaus, diejenigen nämlich, die gefallen sind, als das Reichswehrregiment 5 die in ihrem Leben bedrohte Besatzung des Rathauses heraushauen mußte. Man hat sie nichtsdestotrotz mit den gleichen verlogenen Phrasen zu Grabe getragen. Um die ermordeten Offiziere aber hat sich niemand gekümmert. Nichts als schlimmste und noch dazu komisch wirkende Demagogie sind desselben Herrn Ministerpräsidenten Braun Worte vom Kainszeichen, des Brudermordes, das er an der Stirn der Rechtsparteien sehen will. Dieselbe parlamentarische Regierung, die in dieser Weise sich von der Regierungsbank des Parlamentes aus am Parteikampf beteiligt, verlangt auf der anderen Seite Achtung der Autorität ihrer Parteiregierung. Von Demokratie von Parlamentarismus von beiden haben dabei Müller, Braun und Konsorten keinen Begriff!

4. Die Regierung, deren Mitglieder allerdings moralisch verpflichtet gewesen wären, sich dem Handstreich der Herren Kapp-Lüttwitz selbst mit persönlicher Gewalt entgegen und ihr Leben dabei aufs Spiel zu setzen, tat das Klügere und Sichere, sie floh nach Stuttgart; im übrigen hat sie nichts getan, um den Zwischenfall Kapp-Lüttwitz zu erledigen. Nicht Müller, Bauer und Genossen haben die Demokratie und den Staat gerettet, sondern die Energielosigkeit, Unfähigkeit und Uneinigkeit der Kontrerevolutionäre auf der einen, die Verhandlungsgeschicklichkeit des Ministers Schiffer auf der anderen Seite. Die Gegenrevolution ist durch den Generalstreik nicht besiegt worden; es ist Geschichtsfälschung zu behaupten, daß der Generalstreik die Macht von Kapp-Lüttwitz gebrochen habe. Eine Regierung, die sich in der militärischen Macht über Berlin, Reichsbank und Reichsdruckerei befindet, braucht vor dem Generalstreik nicht zu kapitulieren, kann vielmehr den Kampf fortsetzen, wenn auch natürlich der endliche Ausgang ungewiß ist. Aber Revolutionäre, die eine Revolution aus der eigenen Tasche bezahlen, die unter sich uneins sind, die nicht wissen, was sie wollen und wie sie es machen sollen, sind erledigt in dem Moment, da sie anfangen. Die ungeheure Gefahr, die durch den von der Regierung heraufbeschworenen Generalstreik unserm Vaterlande drohte und in dem Moment akut wurde, als Kapp und Lüttwitz hier abdankten, hat Schiffer durch

seine Abmachungen mit den Gewerkschaften gebannt. Zum Dank dafür ließ man ihn gehen, so wie man gerade die beiden sozialistischen Minister der alten Regierungen, die Verstand, Mut und Charakter hatten, der Masse geopfert hat, Noske und Heine.

5. Leider ist die Bewegung damit, daß man den unfähigsten Außenminister, den wir je gehabt, zum Kanzler gemacht hat, nicht erledigt. Inzwischen zittert die Regierung — und wir mit ihr — daß die kommunistischen Arbeiter im Ruhrrevier die Schächte mit Dynamit sprengen. Vielleicht wird diese Stunde gnädig vorübergehen, was aber wird werden? Bei einer Regierung, die kein positives Programm hat, weder in Wirtschaft noch Sozialpolitik, einer Regierung, die nichts anderes denkt, als aggressive Parteipolitik gegen die bürgerlichen Gruppen von rechts zu treiben, einer Regierung, die durch Beschimpfung und Beeinträchtigung der Armee sich selbst die Bank absägt, auf der sie sitzt, wenn nicht Geßler sie leimt, einer Regierung, die sich nach dem komischerweise gleichlautenden Wort sowohl des Herrn Müller als des Herrn Braun „nicht bange machen läßt mit dem Bolschewismus", die Gefahr von Sowjet-Rußland nicht sieht, sondern sich ihm kenntnislos, ahnungslos und unpolitisch in die Arme werfen will! Was soll werden? —

1. 4. 20. Walther Schotte.

Hinweise und Anzeigen

Romain Rolland, Henri Barbusse, Fritz v. Unruh. Vier Vorträge von Walther Küchler. Verlagsdruckerei Würzburg G. m. b. H. 1919.

Klare, fesselnde Analysen von Rollands „Johann Christoph", des „Feuers" und der „Klarheit" von Barbusse und des „Opfergangs" und „Geschlechts" von Unruh leiten zum Verständnis dieser Dichtergruppe, deren bei weit auseinandergehenden thematischen Abhandlungen unverkennbar gemeinsame Tendenz die hohe Aufgabe der Völkerversöhnung ist. Küchler ist ihren Gedankengängen und Bestrebungen mit feinem Verständnis nachgegangen und hat eine Reihe wichtiger Hindernisse, die sich der vollen Erfassung namentlich Rollands entgegenstellten, aus dem Wege räumen können. Vornehmlich wird die sicher umrissene Nachzeichnung von Johann Christoph Kraffts Charakterbild, in dem sich Züge von Beethoven, Hugo Wolff und auch Richard Wagner wiederfinden, viel zu einem ruhigen Genießen der nicht wenigen gelungenen Partien des großen Werkes beitragen. — Küchler ist als Romanist doch kein Schönredner der französischen Dichter, mit denen er durch dick und dünn ginge, und wenn er die Stärke der gewaltigen Kriegsdichtung von Barbusse unverhohlen anerkennt, sie die „Iliade unserer Zeit" nennt, wenn er dann neue Vorzüge in dem nächsten Roman dieses Franzosen, der „Klarheit", aufzufinden und sichtbar herauszustellen versteht, so verschließt er sich doch den Einseitigkeiten keineswegs, und dem genau entwickelten und scharf zergliederten Programm von Barbusse, das das Vaterland bestehen lassen möchte, ohne die Idee des Vaterlandes anzuerkennen, versagt er seine Zustimmung, weil er weiß, daß die Wissenschaft von der Menschheit keine Geometrie

sei. — Aus Unruhs Dichtungen hat Küchler mit Recht den Hauch der nahenden Revolution gespürt; schade, daß er nicht in diesem Zusammenhange wenn nicht auf Latzko, so doch auf Leonhard Franks „der Mensch ist gut“, aber auch auf seine früheren Dichtungen eingegangen ist, um an ihnen zu erhellen, wie darin bereits die Revolution negativ in der Renitenz und Obstruktion vorgebildet ist und es nur noch des Krieges bedurfte, um hieraus die positiven Forderungen abzuleiten. Auch so bleibt der schmale Band ein wichtiger und interessanter Beitrag zur Psychologie unserer Literatur des Krieges und im Kriege, der sich durch seine Anschaulichkeit und vollbegründete Argumentation einen hervorragenden Platz gesichert hat.

Clemens Brentano, Gesammelte Werke.

Die schöne Ausgabe, die es im bisherigen Verlage von Georg Müller, München, auf zehn Bände gebracht hatte, ohne daß Bestimmtes über ihr Schicksal zu erfahren war, ist nun von Ullstein übernommen worden und soll in seinem Propyläen-Verlag weiter erscheinen — womit hoffentlich keine Aenderungen in Format und Ausstattung verbunden zu sein brauchen. Die Leitung liegt in den Händen von Heinz Amelung, der schon früher bedeutenden Anteil an der Edition genommen hatte und der nun alle Besitzer von Brentano-Handschriften und -briefen um zeitweilige gefällige Ueberlassung ersucht. Uebersendung der Originale wird im Wertbrief nach Essen (Ruhr), Herbertstraße 13, erbeten.

Bei der Redaktion eingegangene Bücher und Schriften:
(Hinweis oder Besprechung behält sich die Schriftleitung vor).

Scharrelmann, Wilh. — Täler der Jugend. Leipzig 1919. Quelle & Meyer. 5 M.

Schauwecker, Franz. — Im Todesrachen. Die deutsche Seele im Weltkriege. Halle 1919. Diekmann.

Scheurer, Dr. Adolf. — Bewaffnete Handelsschiffe im Weltkriege. Berlin 1919. Jul. Springer. 2.80 M.

Schmidt, Erich, K. — Die Tänzerin. Berlin 1919. Oesterheld & Cie. 7 M.

Schmidt, Dr. Hans W. — Wie schreibe ich für die Jugend. Berlin, Kribe. 2 M.

Schmitt, Jos. — Staat und Kirche. Freiburg i. B. 1919. Herder. 6 M.

Schmoller, Gust. — Grundriß der allgemeinen Volkswirtschaftslehre. Bd. I/II. München und Leipzig 1919. Duncker & Humblot. 52 M. und 25 % T uerungszuschlag.

Schnee, Dr. Heinr. — Deutsch-Ostafrika im Weltkriege. Leipzig. Quelle & Meyer. 15 M.

Schubert, Franz. — Briefe und Schriften, herausgegeben von O. E. Deutsch. München 1919. G. Müller. 6 M.

Schumacher, Dr. Fritz. — Die Kleinwohnung (Wissenschaft und Bildung. Bd. 145). Leipzig 1919. Quelle & Meyer. 3 M.

Selle, Götz v. — Zur Reorganisation des höheren Bildungswesens. Schriften der deutschen Studentenschaft. Heft 1.

Shaw, Bernard. — Three Plays for Puritans (Tauchnitz Ed. Vol. 4531 . Leipzig. B. Tauchnitz. 4 M.

Siebe, Josephine. — Die Helden von Spatenbühl. Berlin. C. Flemming & C. T. Wiskott.

Spahn, Martin. — Elsaß-Lothringen. Berlin 191 9 Ullstein.

Steinberg, Jul. — Die Praxis des Bank- und Börsenwesens (Wissenschaft und Bildung. Bd. 139). 2. Auflage. Leipzig 1919. Quelle & Meyer. 1.50 M.

Thoma. — Gedichte. Konstanz 1919. Reuß & Itta. 3 M.

Tourtoulon, Pierre de. — Les principes philosophiques de l'histoire du droit. Paris 1919. Payot. 12 Fr.

Treitschke, Heinrich v. — Die Gründung des Deutschen Zollvereins (Voigtländers Quellenbücher, Bd. 62). Leipzig. R. Voigtländer. 1.50 M.

Waetzold, Dr. Wilh. — Deutsche Malerei seit 1870. Leipzig 1919. Quelle & Meyer. 3 M.

Wallersee, Marie, Freiin v. — Meine Vergangenheit. Berlin. Verlag Es werde Licht. 2.50 M.

Wandrey. — Theodor Fontane. München 1919. C. H. Beck. Geb. 15 M.

Watson, H. B. Marriott. — The Excelsior (Tauchnitz E . Vol. 4530). Leipzig. B. Tauchnitz. 4 M.

Wehrmann, Martin. — Geschichte von Pommern I. Gotha 1919. F. A. Perthes. 12 M.

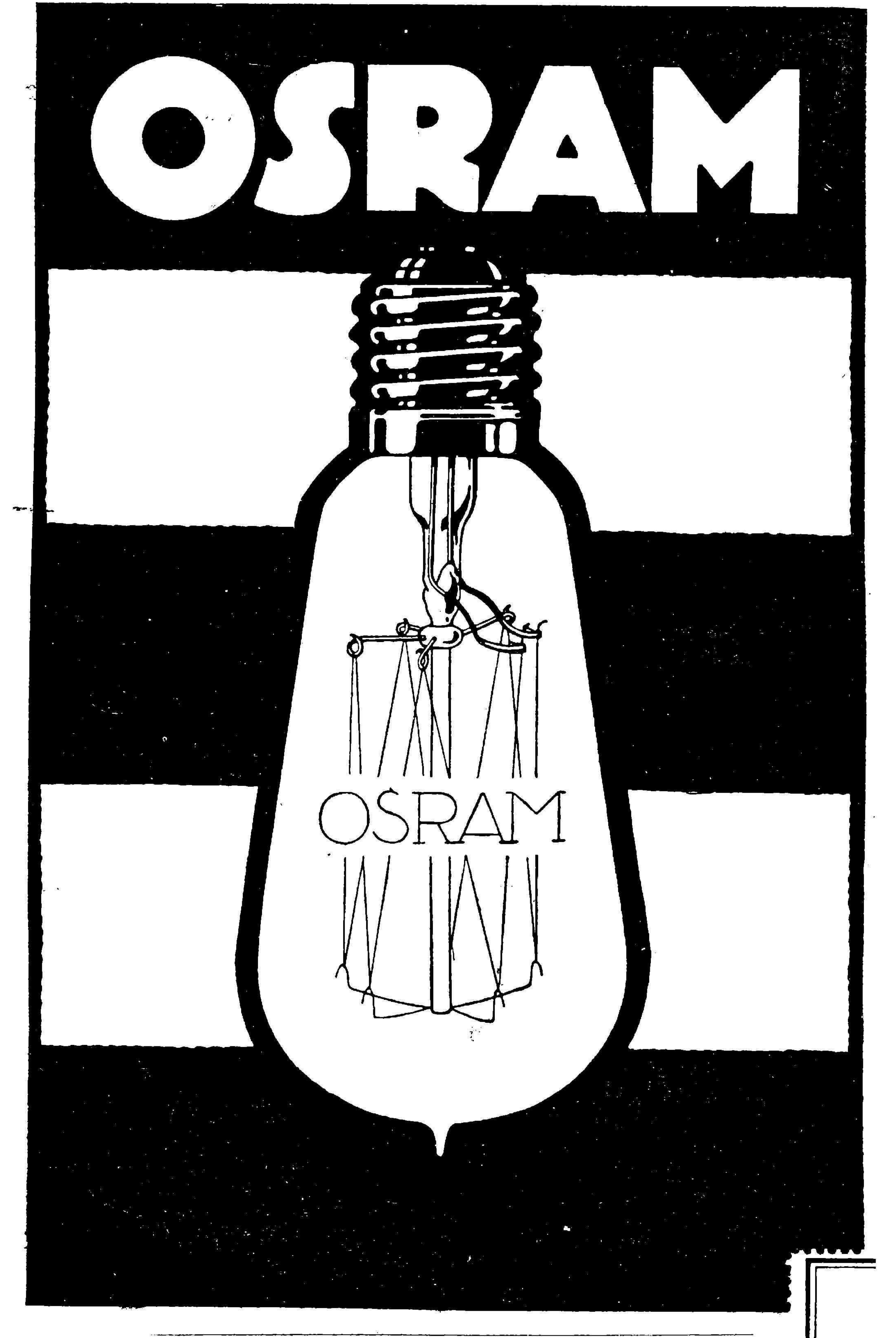
Wilson, Woodrow. — Betrachtungen eines Amerikaners (übers. von H. Winand). München 1919. G. Müller.

Wolzendorff, Dr. Kurt. — Deutsches Völkerrechtsdenken. München 1919. Musarion Verlag. 4.50 M.

—„— Die Lüge des Völk.rrechts. Leipzig. Der Neue Geist Verlag. 6 M.

Wrede. — Rheinische Volkskunde. Leipzig. Quelle & Meyer. 10 M.

Für den redaktionellen Teil verantwortlich: Dr. Heinrich Otto Meisner, Charlottenburg.
Verlag von Georg Stilke, Berlin NW., Dorotheenstr. 66/67.
Druck von J. S. Preuß, Buchdruckerei, Berlin S., Dresdener Str. 43.



Druck von J. S. Preuß, Berlin S. 14, Dresdener Str. 43.